18 — 95.
III

Aus den Tagebuchblättern

des

Grafen Alexander Keyserling.

Philosophisch-religiöse Gedanken

mit einzelnen Zusätzen aus Briefen.

Herausgegeben von seiner Tochter

Freifrau Helene von Taube.

Mit einer Lebensskizze, verfaßt von **Graf Leo Keyserling.**

Motto: „Die Wahrheit taucht eher empor aus dem Irrtum, als aus der Konfusion, sagt Bacon, — ich füge hinzu, als aus der Teilnahmslosigkeit."
Graf A. Keyserling.



Stuttgart 1894.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Aus den Tagebuchblättern des

Grafen Alexander Keyserling.

Geb. 15. August 1815, gest. den 8. Mai 1891.

Aus den Tagebuchblättern

des

Tartu Riikl[illegible] Ülikooli
Raamatukogu
136206

Grafen Alexander Keyserling.

Philosophisch-religiöse Gedanken

mit einzelnen Zusätzen aus Briefen.

Herausgegeben von seiner Tochter

Freifrau Helene von Taube.

Mit einer Lebensskizze, verfaßt von **Graf Leo Keyserling.**

Motto: „Die Wahrheit taucht eher empor aus dem Irrtum, als aus der Konfusion, sagt Bacon, — ich füge hinzu, als aus der Teilnahmlosigkeit."
Graf A. Keyserling.



Stuttgart 1894.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Alle Rechte vorbehalten.

Est. A
Tartu Riiklik[illegible] Ühiskool
Raamatukogu
24781

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Lebensskizze

des Grafen Alexander Keyserling,

verfaßt von

Graf Leo Keyserling.

Alexander Friedrich Michael Leberecht Arthur Graf Keyserling wurde am 15. August 1815 zu Kabillen in Kurland geboren. Sein Vater, Heinrich Wilhelm, Majoratsherr auf Rautenburg in Ostpreußen, bewohnte jenes ihm durch seine Frau Anette, geborene Freiin von Nolde, zugefallene Landgut. Ueber seine Eltern schreibt Alexander Keyserling:

„Mein Vater war ein hochgebildeter Mann, bis in sein Alter der alten Sprachen kundig. Er las viel englisch und gab in späteren Jahren seiner in geistiger Arbeit stets frischen und ausdauernden, hoch intelligenten Frau die erste Anleitung zum Studium des Englischen. Er sprach und schrieb gut französisch und führte in deutscher Sprache eine der ausgezeichnetsten Federn. Er war und blieb bis an sein Ende ein vorzüglicher Jäger und Schütze, Reiter und Rosselenker. Für alle landwirtschaftlichen Bauten hatte er sich zu einem vollendeten Architekten ausgebildet. Er war ein liberaler Mann, viel in öffentlichen Geschäften thätig. An der Bauernemanzipation hat er aktiven Anteil genommen und ist ein Hauptbegründer der Kurländischen Kreditbank. Bei seiner rastlosen Thätigkeit war ihm Musik die liebste Erholung. Selbst ein ausgezeichneter Klavierspieler, versammelte er im Winter in Kabillen auf 14 Tage eine Gesellschaft, die sich ausschließlich mit Musik beschäftigte, bei welchen Zusammenkünften Propst Amende, ein Freund Beethovens und Violinist ersten Ranges, hervorragte.

„Mein Vater war ſo milde, daß keines ſeiner Kinder je ein böſes Wort von ihm gehört hat. Gern unterhielt er ſich mit ihnen über ernſte Gegenſtände, gern lauſchten ſie ſeinen Auseinanderſetzungen und Erzählungen.

„Mein Vater war ein klarer Bekenner der Kantſchen Sittlichkeit und Philoſophie, und rettete mit dieſer Erkenntnis die Frau von der pietiſtiſchen Wendung einer krankhaften, körperlich verurſachten Beängſtigung, mit der ſie ſich einige Jahre zu plagen hatte.“

Auf dem Lande, im elterlichen Hauſe, umgeben von einer großen Zahl Geſchwiſter*) und Kindern verwandter und befreundeter Häuſer, die in Kabillen am Unterrichte teilnahmen, iſt Alexander Keyſerling bis zum 19. Jahre aufgewachſen. Für vorzüglichen Unterricht war ausgiebig geſorgt. Der ausgezeichnete Philolog und Mathematiker Riemſchneider, ein Portenſer, der verheiratet in einem, ihm eigens zugewieſenen Hauſe lebte, leitete den Bildungsgang der Knaben. Er gehörte zu den ſeltenen Lehrern, die durch ihre ſittliche Perſönlichkeit und wiſſenſchaftliche Tüchtigkeit der Jugend imponieren und ſie doch an ſich zu feſſeln verſtehen. Bei der beſchränkten Zahl ſeiner Schüler konnte Riemſchneider je nach der Begabung den einen weiter fördern, wie den andern. Alexander hat bei ihm nicht nur den Homer durchgeleſen und die üblichen Schulklaſſiker bearbeitet, er iſt mit ihm bis zu den Lyrikern und Pindar vorgedrungen. Mit Plato hat er ſich eingehend beſchäftigt und wohl die meiſten ſeiner Dialoge geleſen. Auch in der Mathematik erwarb er ſich weitergehende Kenntniſſe, als ſie auf den Gymnaſien erworben werden. So kam es, daß der 19jährige Jüngling, als er das elterliche Haus verließ, um die Univerſität Berlin zu beziehen, eine philoſophiſche, philologiſche und mathematiſche Bildung beſaß, wie ſie meiſt erſt in ſpäteren Jahren erlangt werden kann. Dabei war er ein guter Klavierſpieler und mit den modernen Sprachen, beſonders mit dem Franzöſiſchen, ſo weit vertraut, daß ihm auch der ſchriftliche Ausdruck in dieſer Sprache faſt ebenſo geläufig war wie in der Mutterſprache.

Während im Kabillenſchen Hauſe für den Unterricht aufs beſte geſorgt wurde, hielten es die Eltern für richtig, den Knaben im übrigen die größtmögliche Freiheit und Selbſtändigkeit zu gewähren. Sie konnten in gewiſſen, weit gezogenen Grenzen thun und laſſen, was ſie wollten.

*) Heinrich Graf Keyſerling, Anette v. Nolde.

Otto, Theodor, Luiſe, Robert, Eduard, Hermann, Amalie, Alexander, Luis, Eveline.

Alexander Keyſerling war ein weichherziger Knabe. Ohne ſehr kräftig zu ſein, war er doch in phyſiſcher Beziehung zäh, ausdauernd und unermüdlich. Früh zeigte ſich in ihm der Hang zur Beobachtung. Früh ward es ihm zur Gewohnheit, in der Natur nach den Geſetzen zu forſchen, aus den Lebenserfahrungen allgemein gültige Grundſätze und Regeln zu gewinnen. In der Diskuſſion mit ſeinen älteren Brüdern, vor allem mit Hermann, der ein ungewöhnlich gewandter Dialektiker war, erwarb er ſich eine große Schlagfertigkeit, wobei er ſich die Sokratiſche Art und Weiſe des Raiſonierens in hohem Grade zu eigen gemacht hatte. Im ſpäteren Leben hat er von dieſer Methode abgeſehen, weil es, wie er meinte, die Menſchen zu ſehr verſtimme, zugeſtehen zu müſſen, daß ſie das nicht wüßten, was ſie zu wiſſen ſich den Anſchein gegeben.

An Jagen, Reiten und den übrigen ſogenannten ritterlichen Künſten hat er nie Gefallen gefunden. Bedürfnislos, materiellen Genüſſen abgeneigt, ſah er den Prüfſtein wahrer Bildung in der Art und Weiſe, die Mußeſtunden zu verwenden. Die Vergnügungen pflegte er ſchon in jüngeren Jahren in Menſchenvergnügungen und Affenvergnügungen einzuteilen. Eſſen, trinken, rauchen, reiten, jagen könne der Affe auch, meinte er, vielleicht auch bei vorgeſchrittener Entwickelung und Dreſſur Karten ſpielen. Zur Freude an Kunſt und Wiſſenſchaft dagegen könne es der Affe nicht bringen.

Im Jahre 1834 bezog Alexander Keyſerling die Univerſität Berlin, wo er ſich zunächſt dem Studium der Jurisprudenz widmete. Doch bald ging er, ſeiner Neigung folgend, zu dem der Naturwiſſenſchaften über. Mit Feuereifer machte er ſich an die Arbeit und trat in regen Verkehr mit gleichſtrebenden Jüngern ſeiner Wiſſenſchaft, wie Grieſebach und Schwann. Vor allen aber war es Johann Heinrich Blaſius, mit dem er einen engen Freundſchaftsbund ſchloß*). Mit Blaſius wurde im Herbſt 1835 eine gemeinſame geographiſch-geognoſtiſche Reiſe in die Karpathen unternommen, mit ihm der Plan gefaßt, ein großes zoologiſches Werk herauszugeben: die Naturgeſchichte der Wirbeltiere Europas. Raſtlos arbeiten die beiden Freunde im zoologiſchen Muſeum, deſſen Benutzung ihr Lehrer, Profeſſor Lichtenſtein, ihnen in liberalſter Weiſe geſtattete. Als im Jahre 1836 Blaſius zum Profeſſor am neu organiſierten Collegium Carolinum nach Braunſchweig berufen wurde,

*) Johann Heinrich Blaſius, geboren den 7. Oktober 1809 in Eckerbach in Rheinpreußen, geſtorben den 26. Mai 1870 in Braunſchweig als Profeſſor und Direktor des Collegium Carolinum.

beſchloſſen die Freunde, trotz der Trennung die gemeinſame Arbeit fortzuſetzen. Blaſius verſprach zu ſchreiben und im Herbſt 1837 nach Berlin herüberzukommen. Wie er beides unterließ, ſchrieb ihm Keyſerling ungeduldig: „Biſt Du faul, unendlich faul. . . . Schicke mir die Tatrakarte, die Du doch nicht fertig machen wirſt. Leichtſinn, feurige Verſprechungen. Uebernimm nicht Arbeiten, wenn Du keine Zeit haſt. . . .“ Zwei Tage darauf, am 14. September, folgt ein zweiter Brief, in dem Keyſerling mitteilt, daß er nach Braunſchweig zum Freunde kommen werde. „Für Dich,“ ruft er an derſelben Stelle aus, „ſcheint es mir höchſt notwendig, mit irgend einer wiſſenſchaftlichen Leiſtung hervorzutreten. Auch mir machen es perſönliche Verhältniſſe wünſchenswert, damit meine Familie nicht meine ganze Richtung als nutzloſen Dilettantismus mißbilligt und mich davon abzubringen ſucht. Solche Nebenrückſichten darf man nicht außer acht laſſen, ſolange man nicht ganz unabhängig und ſelbſtändig iſt. Später ſollen ſie mich nicht beſchäftigen und ich will einſt in Verfolgung idealer Zwecke ein ungeſtörtes inneres Leben führen, wobei die Spannung und Tendenz einziger Zweck iſt. Das Produkt desſelben, das bei jedem Individuum jämmerlich klein iſt gegen das Ganze und das eigene Ziel, ſoll mich nicht weiter kümmern.“

In demſelben Jahre, im Dezember, veröffentlichte Alexander Keyſerling ſeine erſte Arbeit, eine Schilderung des Uebergangs über die Alpen durch das Martellthal in der Nähe des Stilfſer Joches. Ueber die Entſtehungsgeſchichte dieſer Schrift, die ſpäter den Anlaß zu ſeinem 50jährigen Schriftſtellerjubiläum gegeben, ſchreibt 1888 der Hochbetagte in dankbarer Erinnerung: „Der große Geognoſt Leopold von Buch war es, der die Abfaſſung des kleinen Aufſatzes anregte und deſſen Abdruck in Leonhards und Bronns Jahrbüchern beſorgte. Er hat es gethan, wahrlich nicht des Inhalts wegen, ſondern in der Abſicht, einen jungen Mann, dem er reinen Eifer für die Wiſſenſchaft zutraute, mutiger und zuverſichtlicher zu machen. Mir iſt daraus für das Leben eine muſtergültige Lehre erwachſen, wie man bei den erſten Produktionen, wenn ſie auch keine beſondere Beachtung beanſpruchen können, das im jugendlichen Herzen entflammte Feuer für die Wiſſenſchaft beleben und kräftigen kann.“

Nicht nur Keyſerlings hochverehrter Lehrer Leopold von Buch, auch Alexander von Humboldt, der ſchon durch Mitteilungen über die Karpathenreiſe auf Keyſerling aufmerkſam geworden war, bezeigte Teilnahme. Er habe in dieſem Aufſatze Ideen gefunden, die ein notwendiges und oft nicht genügend vorhandenes Erfordernis reiſender

Naturforſcher wären, ſagte er dem jugendlichen Autor, indem er ihn zu Reiſeunternehmungen ermunterte. Seit jener Zeit iſt Alexander von Humboldt Keyſerlings Arbeiten ſtets mit Intereſſe gefolgt und hat ihn in der ihm eigenen großherzigen Weiſe durch Empfehlungen und Befürwortung gefördert.

Durch den erſten Erfolg in ſeinem Selbſtbewußtſein gehoben, arbeitet Keyſerling weiter, meiſt in Berlin, zuweilen in Braunſchweig. Mit ſeinem Mitarbeiter Blaſius ſteht er in regem brieflichen Verkehr. Er will raſch zum Abſchluß kommen, wenigſtens mit dem erſten Teil des großangelegten Werkes. Blaſius beſchäftigt ſich mit Schädelmeſſungen. Keyſerling warnt vor zu weitgehenden Unterſuchungen, „da die Arbeit ja ohnehin ſchwillt wie der Froſch, der es dem Ochſen gleichthun will“. Aeußere Störungen läßt er ſich nicht gefallen: „Nur dadurch konnte ich mich Störungen, die meine Arbeit hemmten, entziehen, daß ich in eine entlegene einſamere Gegend Berlins zog, denn mein Haus war allmählich ein Kurländer und Litauer Hotel geworden, worin des Treibens kein Ende war. Seit dem 1. Mai iſt es geſchehen, und ich arbeite wieder und bin vergnügt genug, um einen Brief zu ſchreiben. Wie wenig gehört dazu, einen Menſchen glücklich zu machen! Ein paar Stunden mit alten Bälgen und Federn zugebracht, und ſein Geiſt iſt wieder friſch!“ Die Lerchen, die Singvögel hat Keyſerling bearbeitet, — endlich können die Freunde an die Veröffentlichung ſchreiten. Zuerſt geben ſie gewiſſermaßen ein Muſter der von ihnen beabſichtigten Behandlung der europäiſchen Tierwelt in zwei Aufſätzen in Wiegmanns Archiv für Naturgeſchichte: „Ueberſicht der Gattungs- und Artcharaktere der europäiſchen Fledermäuſe“ und „Ueber ein zoologiſches Kennzeichen der Ordnung der ſperlingsartigen oder Singvögel.“ Der Erfolg dieſer Probepfeile entſprach den Erwartungen. „Göttlich!“ ſchreibt Keyſerling. „Wir haben ungeheuren Staub aufgeregt. Die Art und Weiſe, die Fröhlichkeit meiner Redaktion des Singvogelaufſatzes hat die Leute bis aufs Blut gereizt. Burmeiſter iſt in ſein Muſeum gelaufen und hat ſchließlich an Wiegmann einen Aufſatz geſchickt, worin er unſre Mitteilung für ſehr dankenswert und intereſſant hält, indes ihre Bedeutung möglichſt herabzudrücken ſucht. Für dieſen Aufſatz bereite ich eine tüchtige, aber gemeſſene Antwort vor. An Glogers impertinentem Aufſatze, der nicht das geringſte wiſſenſchaftliche Intereſſe hat, gehe ich ſtillſchweigend vorüber.“

Die große Arbeit, „Die Wirbeltiere Europas, I. Teil“, wurde dem Druck übergeben, und Keyſerling verließ am 22. Dezember 1839 Berlin, um die Heimat wieder zu beſuchen, nachdem er den ruſſiſchen

Geſandten Baron Meyendorff auf Blaſius aufmerkſam gemacht und ſo dem Freunde die Wege zu einer Anſtellung bei wiſſenſchaftlichen Expeditionen in Rußland geebnet hatte.

Alexander Keyſerling hatte ſeine Studien beendet. Charakteriſtiſch für ſeine Sinnesart iſt es, daß er nie nach einem äußeren Abſchluß derſelben, etwa durch Erlangung des Doktorgrades, geſtrebt hat. Zwei Jahre ſpäter iſt ihm der Ehrendoktortitel ſeitens der Univerſität Berlin verliehen worden, und in der Folge auch ſeitens der Univerſität Dorpat. Den Doktortitel hat er nie geführt. Sein Sinn war äußeren Ehren, ſelbſt den akademiſchen, abgewandt und nur auf wirkliche wiſſenſchaftliche Leiſtung gerichtet, und mit einer ſolchen wollte er ſein Studium abſchließen. In ſeltenem Grade war ihm dieſes, im Verein mit Blaſius, gelungen. Konnte doch nach faſt 50 Jahren Dr. Seydlitz ſchreiben*): „Für alle Gebiete der Zoologie war die durch das Werk eingeführte Methode, welche das Ganze der morphologiſchen Thatſachen in der knappen Form dichotomiſch angeordneter Syntheſe darſtellt, bahnbrechend. Statt endloſer Koordination von zuſammenhangloſen Einzelbeobachtungen und Einzelbeſchreibungen brachte dieſe Methode die wahre vergleichende Morphologie zu logiſcher Geltung, übertrug die Forderung unſres Altmeiſters Karl Ernſt von Baer, Beobachtung und Reflexion zu verbinden, vom Gebiete der Entwickelungsgeſchichte auf das der natürlichen Syſtematik und machte dieſe dadurch zu einer logiſchen Wiſſenſchaft. Ohne dieſe Methode hatte ſich die ſogenannte Syſtematik, weil eben nichts von Syſtem in ihr zu finden war, die Bezeichnungen ‚trocken‘, ‚geiſtlos‘ u. ſ. w. erworben, mit derſelben aber wird ſie befähigt, weit über die Grenzen der Fachgenoſſen hinaus an der geiſtigen Schulung der Jugend teilzunehmen und ſo der ganzen Menſchheit zu gute zu kommen.“

Bevor wir Keyſerling in die Heimat folgen, möge noch hervorgehoben werden, daß er in Berlin mit Otto v. Bismarck, deſſen ethiſche, markige Perſönlichkeit ihn anzog, geraume Zeit zuſammen gelebt hat. Bismarck andrerſeits hatte volles Verſtändnis für Keyſerlings ideale Sinnesart. Ein beſcheidenes Studentenleben führten die beiden Freunde. „Wenn wir bei Kaſſe waren, gönnten wir uns in einem Reſtaurant ein Beefſteak und ein Glas Sherry.“ Die Stubengenoſſen trieben zuſammen Engliſch und philoſophierten viel über ernſte Dinge, beſonders über Religion. Bismarck liebte es auch, Keyſerlings Klavierſpiel

*) Dr. Georg v. Seydlitz, Fauna baltica, die Käfer.

zu lauſchen. Die Lebenspfade der beiden Männer haben ſich mehrfach gekreuzt, doch iſt es Keyſerling nicht vergönnt geweſen, mit dem Freunde gemeinſam zu arbeiten, denn als der große Kanzler ihn vor Falks Ernennung zum Kultusminiſter nach Deutſchland berufen wollte, ſcheiterte dieſer Gedanke an unüberwindlichen Schwierigkeiten. Keine Empfehlung Keyſerlings iſt von Bismarck, der ihm bis zum Tode ein treuer Freund blieb, unberückſichtigt gelaſſen worden.

Weihnachten 1840 verbrachte Keyſerling in Goldingen in Kurland mit ſeinen Eltern im Kreiſe der Verwandten und Freunde.

„Meine hieſigen Verhältniſſe ſind ideal glücklich," ſchreibt er Blaſius am 5. Februar. „Es fehlt mir weder an Freunden, noch an Freundinnen, noch an Brot." Und doch war der Mann der Wiſſenſchaft dem breiten, gemütlichen, gaſtlich-geſelligen baltiſchen Leben fremd geworden. „Wer kein Diner mit Thränen aß, nicht trauernd manchen Ball durchſaß, der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte, — iſt eine Lesart, die ihre Wahrheit hat," ſchreibt er dem Freunde, und weiter heißt es mit wachſendem Unbehagen im folgenden Briefe: „Abgeſchieden von allen Büchern und Sammlungen, von allem wiſſenſchaftlichen Umgang lebe ich in einſamer unverſtandener Thätigkeit, der meine Umgebung einen inſtinktiven Reſpekt zollt. . . . Ich habe verſucht, auf verſchiedenen Jagdexkurſionen Material zu ſammeln. Es iſt aber ungewöhnlich ſchwer, von den hieſigen Jagden für unſre Wiſſenſchaft Vorteil zu ziehen. Sechs Elenne ſind geſchoſſen worden, und doch habe ich keines erſchöpfend bearbeiten können. Zuerſt wollte ich die Tiere unterſuchen, ſobald ſie ins Haus gebracht werden. Da werden ſie indeſſen ohne Pardon in den Keller geworfen, abgeledert und zerhauen, damit die Fleiſchmaſſen nicht in Verweſung übergehen. Bei einbrechender Nacht treffen ſie aus dem Walde ein, und da muß man ſie bei Spanlicht im dunklen Keller unterſuchen. Ich beſchloß daher im Walde ſofort an die Arbeit zu gehen, mit Bleiſtift und Papier, und im Schnee die Reſultate hinzukritzeln. Aber ſelbſt da iſt mir keine volle Stunde Zeit geſchenkt worden."

Keyſerling trägt ſich mit allerlei Reiſeplänen, er plant nach China oder auch um die Welt zu reiſen. Viel iſt auch von einer wiſſenſchaftlich-ſtatiſtiſchen Expedition durch Rußland die Rede, die Baron Alexander Meyendorff zu unternehmen beabſichtigt. Wie Keyſerling eben den Entſchluß faßt, nach Deutſchland zurückzukehren, kommt es am 29. April in Mitau zu einer perſönlichen Beſprechung mit Meyen-

dorff, der auf Keyſerlings Wunſch Blaſius auffordert, als Naturforſcher die Expedition ex officio mitzumachen, während Keyſerling, ſeine Freiheit wahrend, unentgeltliche Mitarbeit zuſagt. Schon am 7. Mai trifft er in Petersburg ein, wo er Karl Ernſt v. Baer, Sir Roderich Murchiſon und Edouard de Verneuil kennen lernt. Die beiden letzteren hatten auf eigene Initiative und auf eigene Koſten eine geologiſche Forſchungsreiſe durch Rußland unternommen. Blaſius iſt noch nicht eingetroffen. Ihm ſchreibt der Freund:

„Für die wiſſenſchaftliche Ausrüſtung der Meyendorffſchen Expedition iſt erbärmlich geſorgt. Aus den öffentlichen Kaſſen iſt kein Heller angewieſen worden. Zum Präparieren ſoll ein Unteroffizier zukommandiert werden, der aber bisher vergeblich von ſeinem Spaziergang an die chineſiſche Grenze zurückerwartet wird. Ich habe aber ſehr kaltes Blut. Ich arbeite mit Murchiſon und Verneuil und bin Geognoſt, wo ich keine Tiere bekomme."

Meyendorff fordert Murchiſon und Verneuil auf, ihre Reiſe mit ſeiner Expedition zu verbinden. So brach denn die ganze Geſellſchaft, bis auf Blaſius, der ſie ſpäter einholte, zuſammen aus Petersburg auf. Da die Meyendorffſche Expedition zur Aufgabe hatte „Einſicht in die Hilfsmittel zu gewinnen, welche die Natur dem Gewerbfleiße Rußlands darzubieten vermöge", alſo mehr praktiſche Zwecke verfolgte, Murchiſon und Verneuil dagegen, denen Lieutenant Koksharow zukommandiert war, rein geognoſtiſch-wiſſenſchaftliche Ziele im Auge hatten, ſo erwies es ſich bald, daß ein gemeinſames Reiſen auf die Länge nicht durchführbar war. In Wytegra trennten ſich die Geognoſten von Meyendorff und zogen nordwärts gen Archangel. Keyſerling konnte bei ſeiner unabhängigen Stellung nicht nur an Meyendorffs Expedition, ſondern auch an den Arbeiten Murchiſons und Verneuils ferneren thätigen Anteil nehmen.

In Weliky-Uſtjug, wo ſpäter alle Reiſenden zuſammentrafen, erkrankte Blaſius, und Keyſerling widmete ſich ganz der Pflege des Freundes. Dadurch unterblieb die geognoſtiſche Erforſchung der ſüdlich und weſtlich von Moskau gelegenen Teile Rußlands, denn erſt, nachdem ſchon längſt der Schnee gefallen war, betrat er dieſe Gegenden. Auf dieſer Reiſe beſchrieben Keyſerling und Blaſius eine neue Wühlratte (Arvicola ratticeps), leider die letzte Arbeit, die die beiden Freunde gemeinſchaftlich veröffentlicht haben. Murchiſon und Verneuil kehrten im Spätherbſt nach England zurück, Blaſius blieb den Winter mit Keyſerling in Rußland und zog erſt im Frühjahr 1841 wieder nach Braunſchweig.

In Petersburg hatte Keyſerling im Auftrage ſeines Vaters einen Prozeß im Senat zu führen, der in Mitau durch den Advokaten „abſurd“ verloren worden war und den ganzen Beſitzſtand der Familie in Frage ſtellte. Als es Keyſerling ſchien, daß er die Sache ins richtige Gleis gefahren habe, widmete er ſich wieder wiſſenſchaftlichen Arbeiten und trat in ein freundſchaftliches Verhältnis zu Karl Ernſt v. Baer, Middendorff und zu dem Akademiker Brandt. Damals knüpften ſich auch ſeine Beziehungen zur Großfürſtin Helene*), die am Petersburger Hofe eine einzigartige Stellung dadurch einnahm, daß ſie bemüht war, ihr Palais zu einem Mittelpunkt höherer geiſtiger Intereſſen und edler Beſtrebungen zu machen.

Die geiſtvolle Fürſtin, die hochherzige Beſchützerin der Künſte und Wiſſenſchaften, erkannte bald mit dem ihr eigenen Scharfblick die hervorragenden Eigenſchaften des jungen Gelehrten, zog ihn in ihre nächſte Umgebung und beehrte ihn mit ihrem Vertrauen, das ſie ihm bis an ihr Lebensende (1873) bewahrt und bewieſen hat.

Vor allem aber trat Keyſerling in ein freundſchaftliches Verhältnis zum Finanzminiſter Grafen Georg Cancrin, in deſſen Hauſe er die wärmſte Aufnahme fand. Der kenntnisreiche, geniale Staatsmann erſchien ſelten im Kreiſe ſeiner Familie, pflegte doch der arbeitſame, ſchon kränkliche Mann ſeine Mahlzeiten damals einſam zu genießen. Wenn aber Keyſerling kam, ſo geſellte ſich auch Graf Cancrin zu den Seinen, oder ließ ihn zu ſich bitten, um ſich mit ihm in lange wiſſenſchaftliche Geſpräche zu vertiefen. So bot ſich denn Keyſerling die Gelegenheit auseinanderzuſetzen, daß, wie ſehr auch durch die vorigjährigen Expeditionen und die Arbeiten einzelner Forſcher die geognoſtiſche Kenntnis des Landes vermehrt worden, die geologiſche Erforſchung Rußlands immerhin eine noch zu löſende Aufgabe geblieben ſei. Hierdurch bewogen erwirkte Graf Cancrin die kaiſerliche Genehmigung zu einer großen geologiſchen Forſchungsreiſe, zu der Murchiſon und Verneuil aufgefordert und reichliche Mittel bewilligt wurden. Keyſerling, der inzwiſchen zum Ehrendoktor der Berliner Univerſität (27. Februar 1841) ernannt worden war, wurde als Beamter des Finanzminiſteriums für beſondere Aufträge, ſpeziell für geologiſche Forſchung, in den ruſſiſchen Staatsdienſt aufgenommen und am 29. April 1841 zu der Expedition befohlen; zugleich wurde ihm von der Regierung die Berichterſtattung über die Reiſe aufgetragen. Der

*) Großfürſtin Helene, Gemahlin des Großfürſten Michael Pawlowitſch, Tochter des Prinzen Paul von Württemberg.

junge, ſpäter berühmte Mineraloge, Lieutenant Kokſcharow, wurde wiederum den Reiſenden beigeſellt. Durch frühere gemeinſchaftliche Arbeit an einmütiges Zuſammenwirken gewohnt und von demſelben geologiſchen animus beſeelt, gelang es der kleinen Schar, die ſich in verſchiedene Abteilungen verzweigte, in unglaublich kurzer Zeit faſt ganz Rußland und den Ural zu durchforſchen, und die Verfaſſer konnten mit Stolz darauf hinweiſen, daß ihr rieſiges Werk faſt durchgängig auf originalen Beobachtungen beruhe. „Freilich war eine ſo ſchnelle Bewältigung dieſer großen Aufgabe nur durch die Beihilfe der ruſſiſchen Regierung möglich geworden. In den Landſteppen waren die Nomaden mit ihren Pferden längs den Wegen der Geognoſten hinbeſtellt, an den einſamen Flüſſen waren Böte zu ihrer Aufnahme gefertigt worden, ja es entſtand einmal ſogar ihnen zu Dienſt durch das Ablaſſen eines Hüttenteiches ein Fluß da, wo früher keiner vorhanden war.“ Aber auch die Bevölkerung ſelbſt, hoch und niedrig, unterſtützte die Reiſenden, auf alle ihre Forderungen erſchallte, wie Murchiſon ſchreibt, als Antwort die Zauberformel „moschno“ (можно, es iſt möglich) und jede Schwierigkeit ward überwunden.

Anfang Oktober 1841 kehrten die Reiſenden nach Petersburg zurück.

Murchiſon und Verneuil konnten Keyſerlings weitere Mitarbeit nicht miſſen, und ſo ward er, auf Vorſchlag des Grafen Cancrin, nach England und Frankreich geſchickt, um das Reiſewerk zu edieren und eine geologiſche Sammlung für das Bergkorps anzulegen. In London und Paris lebte Keyſerling in angeſtrengter wiſſenſchaftlicher Arbeit, in regem Verkehr mit den Koryphäen der Wiſſenſchaft. Kaum findet er Zeit, die notwendigſten Briefe zu ſchreiben. Doch dem Freunde Blaſius, der ihm ſeine Verheiratung anzeigt, ſchreibt er und ſagt bezeichnend: „Du haſt geheiratet und ſehr wohl daran gethan. Ewige Unbefriedigung fühlt der Vereinſamte, täglich ſehe ich das mehr ein. In edlen Gemütern trägt ſie das Gewand poetiſcher Trauer, in getrübten oder gemeinen das der Verdrießlichkeit und Kleinlichkeit. Ich ſelbſt fühle mich durch kein ſpannendes Verhältnis an das andre Geſchlecht gebunden und beſitze in der Beziehung wenig Polarität. Ich werde keine Frau finden, daher ſtrebe ich nach der poetiſchen Trauer. Losgeriſſen treibe ich durch die Welt und liebe den Sirius.“

Am 30. September kehrte Keyſerling zurück und wurde durch Rangerhöhung und Geldbelohnungen ausgezeichnet. Es erwartete ihn aber auch die Hiobsbotſchaft, daß der Prozeß ſeines Vaters im 1. De-

partement des Senats verloren worden ſei. Mit Hilfe ſeines Gönners Cancrin gelang es ihm jedoch, den Prozeß im Plenum zu gewinnen und ſo ſeinen Eltern und Geſchwiſtern ihr Vermögen zu ſichern. Immer intimer geſtaltete ſich Keyſerlings Verhältnis zum Hauſe des Grafen Cancrin, dem er ſich zu großem Dank verpflichtet fühlte. Die Gräfin Cancrin geb. Murawieff, eine geiſtreiche leidenſchaftliche Frau, wünſchte aber den Liebling ihres Mannes noch enger an ihr Haus zu feſſeln. Im Anfang des Jahres 1843 verlobte ſich Alexander Keyſerling, zur Freude ſeiner Eltern, mit der Gräfin Zénéide Cancrin, der älteſten Tochter des Finanzminiſters.

Die Hochzeit mußte hinausgeſchoben werden, weil die liebliche, zarte Braut von den Aerzten zur Stärkung ihrer Geſundheit nach Ems geſchickt wurde, und der Bräutigam erhielt auf ſeinen Wunſch den kaiſerlichen Auftrag, die wenig bekannten Petſchoragegenden zu erforſchen, um die von ihm im Verein mit Murchiſon und Verneuil erlangte Ueberſicht des europäiſchen Rußlands zu ergänzen.

Am 29. Mai 1843 um Mitternacht verließ er Petersburg, begleitet von Paul v. Kruſenſtiern, der ihm zu topographiſchen Arbeiten zukommandiert war, und kehrte am 1. November heim, nachdem er die unbekannten Wildniſſe erforſcht und das Timangebirge entdeckt hatte, wobei er etwa 7900 Werſt zurücklegte, davon 2000 zu Boot und 600 auf Narten von Renntieren gezogen.

Am 9. Januar 1844 vermählte ſich Keyſerling, und ſeine Frau erhielt von ihrem Vater als Hochzeitsgeſchenk die Güter Raikül in Eſtland und Kerkau mit Könno in Livland. Zunächſt blieb das junge Paar in Petersburg. Dort iſt das älteſte Kind, die Herausgeberin der „Tagebuchblätter“ am 6. Januar 1845 geboren*). Es zeigte ſich aber bald, daß eine Ueberſiedelung auf die Güter der Frau des Vermögens wegen unabweisbar war. Andrerſeits mußte das Petſchorawerk abgeſchloſſen werden. „Die Reiſen“, meinte Keyſerling, „führen trotz aller Mühſeligkeiten und Beſchwerden meiſt munter zum Ziel und heiter zurück. Die Bearbeitung des Geſammelten iſt die gefährlichſte Klippe, und erſt, wenn dieſe umſchifft iſt, an der ſo viele der Vortrefflichſten ſcheitern, laßt uns ein Freudenmahl feiern.“

*) Drei Kinder entſproſſen dieſer Ehe:
Helene, geboren in Petersburg den 6. Januar 1845, vermählt im September 1874 mit Baron Otto v. Taube zu Jerwakant,
Leo, geboren in Raikül den 4. März 1849,
Marie, geboren in Raikül den 1. Mai 1856, daſelbſt geſtorben den 23. Januar 1874.

Im Winter 1846 brachte daher Keyſerling Frau und Kind auf ihr Landgut Raikül, während er ſelbſt nach Petersburg zurückkehrte, um ſeine Geſchäfte zu ordnen und dann die Großfürſtin Helene ins Ausland zu begleiten. Er ſollte dabei, wie es in der Ordre heißt, „die geologiſche Beſchreibung des nördlichen Rußlands vervollſtändigen und die Formationen Rußlands mit denen einiger Gegenden Deutſchlands vergleichen".

Die junge, kränkliche, in der Großſtadt aufgewachſene Frau, mußte nunmehr allein in ländlicher Abgeſchiedenheit, fern vom Poſtverkehr und jeglicher mediziniſchen Hilfe, in einem Lande, deſſen Sprachen ihr noch unbekannt waren, in einer gänzlich fremden Welt die Pflichten der Hausfrau auf dem Lande erlernen. Doch, gewohnt in grenzenloſer Hingebung und Selbſtloſigkeit zu dem geliebten Manne aufzuſchauen, hat ſie damals und in der Folge alles leicht getragen, was ſie für ſein und ſeiner Kinder Wohlergehen als notwendig erkannte. Im Herbſt 1846 hat Alexander Keyſerling in Wien ſein Petſchorawerk vollendet und damit den Schlußſtein für die mit Murchiſon und Verneuil begonnene erſte geologiſche Erforſchung Rußlands geliefert. Das Petſchorawerk iſt ſtets von den Forſchern und Reiſenden, die Keyſerlings Pfaden gefolgt ſind, beſonders geſchätzt worden. Dieſe hat er auch bei Abfaſſung desſelben im Auge gehabt. Charakteriſtiſch dafür ſchreibt er: „Diejenigen, denen es Bedürfnis iſt, den Verfaſſern in Einzelheiten zu folgen, um die Solidität und die Mängel der Materialien, die ſie kräftigen und ergänzen wollen, genau kennen zu lernen, verdienen am beſten bedacht zu werden, da nur ſie die eigentlichen Erben und Fortſetzer unſrer Arbeit am Bau des menſchlichen Wiſſens ſind. In einer Zeit, da die wiſſenſchaftliche Litteratur ohnehin durch die aufgeſpeicherte Geſchwätzigkeit der Jahrhunderte zu einer Laſt angeſchwollen iſt, die unſer vorwärts getriebenes Geſchlecht zu reduzieren ſich ſehnt, ſcheint es ein Bedürfnis, die wiſſenſchaftlichen Spezialwerke nicht mehr zum Leſen, ſondern zum Nachſchlagen einzurichten. . . . Sonſt gehörten wiſſenſchaftliche Reiſewerke zur beliebten Unterhaltungslektüre, jetzt wäre eine ſolche Liebhaberei weniger zu rechtfertigen. Denn die zu unterhaltenden Leſer thun beſſer daran, ihre Zeit auf die neueren Handbücher zu verwenden, die ihnen das geordnete Ganze einer Wiſſenſchaft, oft in ſo anziehender Form, darſtellen. Wollen ſie aber Schilderungen von menſchlichen Thaten, Freuden und Leiden, ſo mögen ſie ſich an das hiſtoriſche und poetiſche Gebiet und an die dahin einſchlagenden Reiſen halten. Für Naturwiſſenſchaften bringen die menſchlichen Leiden des Reiſenden und ſeine Gemütsein-

drücke keinen Gewinn. Bei aller Wahrheit widerſtreben die letzteren der wiſſenſchaftlichen Geſtaltung nicht weniger als die menſchliche Phyſiognomik.“

In einem öffentlichen Vortrage in Wien verſucht er es aber doch, die Reſultate, die er mit den Freunden durch gemeinſame Forſchung gewonnen, dem großen Publikum zu erläutern. Nachdem er auf die Hauptergebniſſe und auch auf die praktiſch nützliche Seite dieſer wiſſenſchaftlichen Forſchungen hingewieſen, hebt er hervor, daß das Nützlichkeitsprinzip ein untergeordnetes ſei, denn von dieſem untergeordneten Standpunkte aus könnte es doch manchem erſcheinen, daß die Entdeckung einer einzigen Bank lebender Auſtern für die Menſchen ungleich wichtiger wäre, als die Entdeckung aller verſteinerten Muſchelbänke der Welt. Den eigentümlichen Zauber geognoſtiſchen Forſchens erläutert er mit den Worten: „Nur die Geognoſie begründet durch die Aufeinanderfolge der Organismen, die ſie enthüllt, das lebendige Bewußtſein von einem Fortſchritte, unendlich lange Zeiten hindurch, zu immer höherer Vollkommenheit. Keine Forſchungen zeigen ſo ſehr wie die geognoſtiſchen die unbegreifliche Gewalt des ſchöpferiſchen ‚Werde‘.“

Von Wien aus ſchickte er den Vortrag dem Freunde Blaſius und ſchrieb ihm: „Seit wie lange haben wir uns nicht geſchrieben! wie lange werden wir uns wieder nichts ſchreiben, wenn wir nichts miteinander zu thun haben. Man kann ſich ſchämen, aber da wahrſcheinlich nichts weiter dabei herauskommt, ſo kann man es auch unterlaſſen. In wenig Worten ſage ich Dir, was aus mir ſeit 1843 geworden. Ich reiſte nach der Petſchora, ſollte nach Sibirien, geriet aber zu einer Frau, ſo iſt aus dieſer Reiſe nichts geworden. Ich heiratete 1844. Infolgedeſſen fand ich ſo viel zu thun, daß ich faſt verzweifelte, noch ein andres Geſchäft nebenbei betreiben zu können. ... Zu Hauſe ſchreien mir Frau und Kind. Eine Tochter! Das iſt ſehr ſchätzenswert, und wäre ſie mir nicht zur rechten Zeit zu Hilfe gekommen, mein Petſchorawerk wäre nie vollendet worden. Bis zum Mai 1846 hatte ich es größtenteils herausgepreßt, als die liebenswürdigſte und nobelſte Fürſtin*) der Jetztwelt mich aufforderte, ſie auf ihrer Reiſe zu begleiten. Wir waren ſchon auf dem Rückwege, als die Großfürſtin Marie hier erkrankte und ſtarb. Nur noch eine

*) Großfürſtin Helene

Eliſabeth, vermählt mit Adolph von Naſſau, † 1845.

Marie, † 1846.

Katharina, vermählt mit Herzog Georg von Mecklenburg 1851, † 1894.

Tochter*) bleibt der Mutter, der ich diene, und ich will mit altdeutſcher Dienſttreue aushalten, bis ſie weniger verlaſſen iſt. Dann denke ich nach Hauſe zu gehen und die Güter meiner Frau zu bewirtſchaften, und mit R. in die Wette mein eigenes Gewicht an Dünger zu produzieren, ſo daß ich es um die liebe Erde verdiene, einſt in ihrem Schoße zu ruhen. . . . Mit der Welt bin ich gar ſehr zufrieden. Beſonders iſt es eine Freude um das Sammeln von Naturalien und meine Stube iſt voll von 200 Arten aus dem Wiener Becken. Angenehm ſind immer die Ideen, die man von Gott fühlt, nur zuweilen bleiben ſie völlig aus. . . ."

Keyſerlings wiſſenſchaftliches Tagewerk war in ſeinen Augen abgeſchloſſen. Wohl hat er ſpäterhin noch manche Arbeit geliefert, die ſtets die Anerkennung ſeiner Fachgenoſſen gefunden, — hat doch ein Aufſatz in der Société Géologique de France Darwin veranlaßt, ihn unter ſeinen Vorgängern zu nennen**) — er ſelbſt pflegte ſeine ſpäteren Arbeiten als Allotria, als die würdige Ausfüllung ſeiner Mußeſtunden, anzuſehen. Er war der Meinung, dem weihevollen Dienſt der Wiſſenſchaft müſſe man ſich ganz hingeben und auf die andern Lebensfreuden verzichten. Humboldt hatte ihm einſt geſagt: „Sie können der Wiſſenſchaft große Dienſte leiſten, nur wenn Sie nicht heiraten," und Keyſerling ſtimmte dem Ausſpruch bei, „denn," ſagte er, „die Ehe iſt ein Beruf, der die Pflege von Individuen und die Sorge um die nächſtliegende menſchliche Geſellſchaft zu einer hohen ſittlichen Pflicht erhebt."

Fortan hat ſich Keyſerlings Leben in andern Bahnen bewegt.

Im Jahre 1847 ſchlug er ſeinen ſtändigen Wohnſitz auf ſeinem Landgute Raikküll auf. Der Bewirtſchaftung dieſes Gutes hat er ſich, ſoweit es ihm möglich war, gewidmet, hat die Volksſprache, das Eſtniſche, erlernt und ſich eine große fachmänniſche landwirtſchaftliche Bildung erworben. Doch fehlte ihm, der als langjähriger Präſident des eſtländiſchen landwirtſchaftlichen Vereins für die geſamte Landwirtſchaft des Landes anregend und belebend gewirkt, zum praktiſchen

---

*) Großfürſtin Katharine. Um die nach dem Tode ihrer Schweſter vereinſamte junge Prinzeſſin von ihrem Kummer abzulenken, führte ſie Keyſerling in die deutſche Litteratur ein, indem er ihr die Meiſterwerke unſerer Klaſſiker vorlas. Die hochgebildete edle Fürſtin widmete ihm ſeitdem eine treue Freundſchaft.

**) S. S. 139 Anm.

Landwirt die Gewohnheit, die phyſiſchen Leiſtungen andrer zu überwachen, Anforderungen zu ſtellen, zu berufen und zu befehlen, welche Gewohnheit den Militärdienſt in mancher Hinſicht zu einer ſo ausgezeichneten Vorſchule für die Landwirtſchaft macht. „Es iſt die Pflicht des praktiſchen Landwirts," meinte Keyſerling, „die Fehler ſeiner Dienſtleute mehr als ihre Tugenden ihnen bemerklich zu machen, was auf die Länge immer ſchwerer wird." Ihm fehlte aber vor allem nicht nur der kaufmänniſche Sinn, ſondern die Freude am Erwerb. Für ſeine Pflicht hielt er es, das Vermögen ſeiner Frau zu erhalten, auf die Hälfte ſeiner väterlichen Erbſchaft hat er verzichtet. Ihm ſchien es unwürdig, den Staatsdienſt als eine Quelle des Erwerbes anzuſehen, und als er, vom Kaiſer zum Kurator ernannt, gefragt wurde, wieviel Gehalt er beanſpruche, begnügte er ſich mit der etatmäßigen Gage, was ihn in ſpäteren Jahren zu der Aeußerung veranlaßte: „Ob ich ein guter Kurator geweſen, weiß ich nicht, jedenfalls bin ich der billigſte geweſen, den der ruſſiſche Staat je gehabt." Peinlich genau in ſeinen Geſchäften war es ihm ein Bedürfnis, ſeine Vermögenslage ſtets klar zu überſehen, und früh ſchon weihte er ſeine Kinder in alle ſeine Geſchäfte ein. Deshalb legte er mit Recht ein großes Gewicht auf genaue Buchführung und hatte eine von ihm ſelbſt der Landwirtſchaft angepaßte doppelte Buchführung auf ſeinen Gütern eingeführt und während 40 Jahren nie verſäumt, ſeine Bücher ſelbſt abzuſchließen. Jeden 1. April des Jahres befiel ihn, wie er es nannte, die calculeuse. Raſtlos wurde tagelang gerechnet, bis der Reinertrag ausgemittelt und aus den gefundenen Ergebniſſen die Schlußfolgerungen für die Wirtſchaftsführung gezogen worden. Dank dieſem Klarheitsbedürfnis und ſeinen hervorragenden Kenntniſſen iſt es Graf Keyſerling gelungen, trotz ſeiner dem Erwerbsleben abgeneigten Sinnesart, als praktiſcher Landwirt mehr zu leiſten, als mancher ſogenannte Praktiker. Eine aufſäſſige und arme Bauerſchaft hat er in eine rechtliebende und wohlhabende umgewandelt und das Gut Raikül, trotz ſchlechter Wieſen- und Weideverhältniſſe, trotz des mageren, durch extenſive Wirtſchaft verwilderten Bodens, ohne Brennerei, nur durch Futterbau und rationelle Wirtſchaft, in einen hohen Kulturzuſtand gebracht.

In den erſten Jahren ſeiner landwirtſchaftlichen Thätigkeit fand Keyſerling die Muße, ſich viel und eingehend mit religiöſen und philoſophiſchen Problemen zu beſchäftigen. 1852 ſchreibt er ſeiner Schweſter Eveline Baronin von Behr nach Kurland: „Ich habe das Alte Teſtament beſonders wieder ſtudiert und für mich völlig neue Entdeckungen

gemacht.“ Er hatte damals die altteſtamentlichen Schriften durchgearbeitet, um ſich die Frage zu beantworten, was in ihnen über die Zukunft der Verſtorbenen gelehrt werde. Erſt viel ſpäter hat er die Schriften des Neuen Teſtamentes auf dieſelbe Frage hin bearbeiten können, denn die nächſten Jahre ſeines Lebens waren faſt ganz von politiſcher Arbeit in Anſpruch genommen.

1847 in die eſtländiſche Adelsmatrikel aufgenommen, wurde Keyſerling 1850 zum Kreisdeputierten gewählt, wobei er noch das Amt eines Kirchſpielrichters bekleidete. Dadurch ward ihm die Gelegenheit geboten, die bäuerlichen Verhältniſſe des Landes von Grund aus kennen zu lernen. In kurzer Zeit fühlte er ſich in Eſtland heimiſch, wozu die brüderliche Aufnahme ſeitens der Eſtländer und ihre Geſinnung, die ſelbſt bei erbitterter politiſcher Gegnerſchaft die perſönlichen Verhältniſſe unberührt ließ, viel beitrug, vor allem aber die eigenartige, ihn ſympathiſch berührende Verfaſſung des Landes.

Eſtland wurde von der deutſchen Ritterſchaft, die als Korporation kein Vermögen beſeſſen und nie nach Vermögen geſtrebt hat, der aber vom Staate die alleinige Verfügung über die Grundſteuer überlaſſen worden, verwaltet. Auf ihren Landtagen verhandelte die Ritterſchaft über das Wohl und Wehe des Landes in freieſter Weiſe und beſetzte durch freie Wahl, ohne Beſtätigung ſeitens der Regierung, faſt alle Poſten des Landes, von den niederen Polizeipoſten bis zu den höchſten Juſtizpoſten der Provinz.

Mit geringfügigen Ausnahmen waren alle Aemter Ehrenämter und ihre Annahme obligatoriſch. An der Spitze ſtand der Ritterſchaftshauptmann, der die Beziehungen zur Staatsregierung vermittelte, auch er unbeſoldet, trotz der großen pekuniären Opfer, die das Amt auferlegte. Weder Reichtum noch hoher Rang gab in dem ſeltſamen Lande Anſehen, ſondern nur Opferwilligkeit und Pflichttreue im Dienſte der Heimat.

Auf den hohen Prinzipien des Ehrenpflichtdienſtes und des freiwilligen Gehorſams beruhte die Verfaſſung des Landes, zu deſſen Dienſt Alexander Keyſerling ſeine beſten Mannesjahre hingegeben, und deſſen Führung ihm im Januar 1856 als Ritterſchaftshauptmann übergeben wurde. Trübe, ſchwere Tage waren über das Land hereingebrochen. Der orientaliſche Krieg hatte große Opfer gekoſtet und die Schuldenlaſt der Ritterſchaft war bedeutend gewachſen. Es fehlte an Geld und Kredit. Keyſerling gelang es, beim Finanzminiſterium eine Anleihe von vier Millionen Rubel à 3 % für die ritterſchaftliche Kredit-

kaſſe (Agrarbank) auszuwirken, wodurch wiederum die Möglichkeit geboten ward, der Landwirtſchaft billigen Kredit zu gewähren und ſo die Grundlage für den aufblühenden Wohlſtand des Landes zu ſchaffen. Doch nicht allein die materielle Lage des Landes war eine düſtere, es waren Zeiten gekommen, wo die geſamte Selbſtverwaltung Eſtlands in Frage geſtellt wurde.

Im Jahre 1842 war von der eſtländiſchen Ritterſchaft eine Reform der Bauergeſetzgebung in Angriff genommen worden, um die Leiſtungen und Rechte der im Jahre 1816 von der Leibeigenſchaft befreiten Bauerſchaft zu regeln. Dieſes Geſetz war nach harten Kämpfen zwiſchen den Vertretern verſchiedener Anſchauungen und Theorien auf den Landtagen zu ſtande gekommen, dann durch Transaktionen mit verſchiedenen Regierungsautoritäten verändert, und endlich 1856 beſtätigt worden. Bei der praktiſchen Anwendung zeigte ſich, daß das Beſtreben, Erſonnenes an Stelle des Beſtehenden zu ſetzen, zu Unzuträglichkeiten führen mußte. Trotz der Bauernemanzipation waren die Verhältniſſe zwiſchen Herrn und Bauern die traditionellen, aus der Leibeigenſchaftszeit überkommenen, geblieben, und ſollte nun dieſer größtenteils rechtloſe Boden mit einem neuen eleganten Syſtem überbaut werden. Dieſes Syſtem beſtand darin, daß die Abgrenzung des den Bauern zur Nutzung überwieſenen Landes und die Normierung der Fron nicht auf einmal, ſondern nach einem, erſt in einem Menſchenalter durchführbaren Kataſter allmählich geſchehen ſollte. Durch dieſen Kataſter wurden wechſelnde fluktuierende Zuſtände geſchaffen und die Bauerſchaft, die von dem Geſetze Erleichterung und feſte Regelung ihrer Verhältniſſe erhofft hatte, in Unruhe verſetzt, was auf 25 Gütern zur Arbeitsverweigerung führte und auf dem Gute Machters ſich bis zu Ruheſtörungen ſteigerte. Beim Einſchreiten des Militärs wurden ein Offizier und mehrere Soldaten von der Bevölkerung erſchlagen. Obgleich dieſer Gewaltakt vereinzelt blieb und die Ruhe gleich wieder hergeſtellt war, wurde der Fall von der zur Selbſtverwaltung der Provinz feindlich ſtehenden Partei der Bureaukratie ausgenutzt, um die Schuld an dem Geſchehenen einzig und allein auf die deutſche Ritterſchaft zu wälzen und ein Eingreifen der Staatsgewalt zu verlangen.

In ſeinem mit großer Gewandtheit geſchriebenen Bericht ſetzte der mit der Unterſuchung der Machterſchen Unruhen betraute General Iſſakow auseinander: Die Ritterſchaft habe ſowohl der Regierung wie den Bauern gegenüber ein doppeltes Spiel geſpielt, denn unter dem Schein, dem Bauernſtande Erleichterungen zu ſchaffen,

habe sie ihn nur noch mehr bedrücken und ausnutzen wollen. Ein Beweis dafür sei die absichtliche Verschleppung der Gesetzesbestätigung durch die Ritterschaft und die durch den großen Umfang der Bestimmungen und die unklare Fassung beabsichtigte Unverständlichkeit dieses Gesetzes, endlich die Wertlosigkeit der den Bauern gewährten scheinbaren Konzessionen. Es sei Pflicht des Staates einzugreifen und den Bauern Land zu schenken. Der Kaiser schrieb auf den Bericht, er sei höchst bemerkenswert, und verwies ihn zur Prüfung an die gesetzgebenden Instanzen. Des edlen Monarchen Vertrauen zur Ritterschaft war erschüttert, und es schien fast unausbleiblich, daß dem Lande die Regelung seiner Angelegenheiten, die Autonomie entzogen werden würde. — Graf Keyserling begab sich nach Petersburg und hatte Gelegenheit, in einer langen intimen Audienz dem Kaiser die Lage des Landes auseinanderzusetzen. „Ich konnte nicht anders," schrieb er damals in einem intimen Privatbriefe, „als mich offen über die Mängel der neuen Bauerverordnung Estlands auszulassen, und habe darauf hinweisen müssen, daß ohne erhebliche Aenderungen in dem Gesetze die Ruhe noch mehrfach mit Grund in Frage gestellt werden würde. Ich habe gesprochen, ohne instruiert zu sein. Aber nur die volle Wahrheit kann unsre Korporationen des väterlichen Vertrauens würdig machen, dessen wir genießen, und anders kann und mag ich nicht uns vertreten." Die tendenziösen Verunstaltungen des Generals Issakow wies Keyserling in einer vernichtenden Denkschrift zurück, wirkliche Uebelstände erkannte er voll an und hat nichts beschönigt. So gelang es ihm, das Vertrauen des Kaisers der Ritterschaft wieder zu gewinnen. Es wurde ihr nun von der Staatsregierung die Aufgabe gestellt 1. eine klare und feste, gesetzliche Ordnung sofort in allen bäuerlichen Verhältnissen zur Geltung zu bringen, 2. zu verhindern, daß eine höhere und ungleichmäßigere Fron als die, welche durch freiwillige, meist auf Tradition beruhende Abmachungen im Lande bestand, zur gesetzlichen Norm gemacht wurde.

Auf dem Septemberlandtage 1858 wurden die von Graf Keyserling ausgearbeiteten Gesetzesvorschläge von der Ritterschaft angenommen und der Staatsregierung zur Bestätigung vorgestellt. In seiner, die Landtagsschlüsse motivierenden Denkschrift äußert sich Graf Keyserling folgendermaßen:

„Zum Schluß dieser Denkschrift wäre vielleicht noch die Frage zu beantworten, warum die Ritterschaft nicht in Vorschlag gebracht hat, dem Bauernstande materiell zu helfen durch Geschenke und Wohl-

thaten? Zunächſt müßte auf eine ſolche Frage das Geſuch folgen, zu prüfen, ob in den Unruhen dieſes Jahres bei den Bauern ſich gezeigt hat, daß lokaler Mangel und Druck die Veranlaſſung geweſen. Das Ergebnis einer ſolchen Prüfung kann kein andres ſein, als daß nur die Forderungen und das Beſtehen auf vermeintlichen Berechtigungen dabei zur Sprache gekommen. Es iſt demnach auch gewiß, daß eine jede Wohlthat infolgedeſſen nicht als ſolche, ſondern als die Einräumung einer Berechtigung dem Bauernſtande erſcheinen muß. Mit andern Worten: man hätte dem Bauernſtande durch die That bewieſen, daß das Eigentum nicht dem Eigentümer gehört, ſondern dem Widerſetzlichen. Wenn alſo ſchon deshalb von materiellen Wohlthaten nicht die Rede ſein durfte, ſo muß noch hervorgehoben werden, daß dieſe überhaupt den freien Bauer, ſtatt ihn in ſeiner Selbſtändigkeit zu fördern, nur an neue Abhängigkeit und Sorgloſigkeit gewöhnen. Leibeigene können mit Geſchenken erhalten werden, weil ſie unter dem Zwange der Rute arbeiten. Freie Leute müſſen durch das Bedürfnis aus der Schwäche und Indolenz gezogen werden."

Nicht durch Wohlthaten, ſondern durch Einführung geſunder Rechtsverhältniſſe und der Geldpacht, die zum Kauf der Pachtſtellen führen ſollte, hat Graf Keyſerling den Bauernſtand Eſtlands heben und fördern wollen. Doch war er dagegen, die Geldpacht von oben her zu dekretieren, denn er hatte ſich die Aufgabe geſtellt, „das Beſtehende unabänderlich zur Grundlage aller weiteren Fortbildung zu machen".

Zunächſt wurde feſtgeſtellt, daß die traditionelle altgewohnte Frone nie mehr erhöht werden durfte und eine Rückkehr von der Geldpacht zur Frone geſetzlich ausgeſchloſſen ſein ſollte, wodurch bei jeder Steigerung der Pachtſätze die Geldpacht ſich immer mehr einbürgern mußte, eine Vorausſetzung, welche in vollem Maße eingetroffen iſt. Ferner wurde ſofort in natura und auf den Gutskarten das Hofsland, über welches der Gutsherr nach eigenem Ermeſſen verfügte, von dem Bauernlande abgeſondert, d. h. von demjenigen Teil des Gutsareals, das der Beſitzer nur durch Verpachtung oder Verkauf an Bauern nutzen durfte. Den bäuerlichen Pächtern ward ein Verkaufsrecht bewilligt und ihnen ausreichende geſetzliche Garantie für unbehinderte Pachtnutzung gewährt.

Um dieſe Beſtimmungen durchführbar zu machen und eine ſtete leichte Kontrolle, ſowohl ſeitens der Regierung, der Ritterſchaft, der Juſtizbehörden, ja ſogar der Bauerngemeinde zu ermöglichen, mußten

einfache Formen des Kontrakts gefunden werden, und dieſen Zweck verfolgten die „Lagerbücher“ (Kontraktbücher).

Jeder Gutsbeſitzer verpflichtete ſich, der Juſtizbehörde ein Lagerbuch einzureichen, in welchem jede einzelne Pachtſtelle ſeines Bauerlandes auf einem geſonderten Blatte des Buches verzeichnet ſtand. Am Anfang des Lagerbuches waren alle diejenigen Geſetzesbeſtimmungen aufgeführt, die bei Abſchließung von Bauerlandkontrakten für das geſamte Land verbindlich waren. Zu dieſen gehörten beiſpielsweiſe die ſechsjährige Friſt des Kontraktes, die Beſtimmungen über Vergütung für Meliorationen und das Maß der zuläſſigen Frone. Dieſen Beſtimmungen folgten die ſpeziell für die geſamte Bauernſchaft des betreffenden Gutes gültigen Abmachungen, ſo daß der eigentliche Kontrakt, da er nur die individuellen Beziehungen zwiſchen dem Gutsherrn und dem jeweiligen Pächter enthielt, auf ein Minimum reduziert wurde. Auf dieſe Weiſe war es ein leichtes, die Beziehungen zwiſchen Gutsherrn und Bauern fortlaufend zu kontrollieren*).

Im Jahre 1859 wurden dieſe Geſetzesvorſchläge faſt ohne Veränderung Allerhöchſt beſtätigt, und damit iſt die Baſis für die Weiterentwickelung des Landes geſchaffen worden. Wenn ſich in Eſtland ein kräftiger Bauernſtand entwickelt hat, wenn hier, trotz thörichter Mißgriffe, nie irländiſche Zuſtände entſtanden ſind und auch heute noch, nach faſt vierzig Jahren, es nicht gelungen iſt, den Bauern mit dem Gutsherrn zu entzweien, wenn die Zuſtände auf dem Lande geſunde geblieben ſind, ſo verdankt Eſtland dieſes nicht zum geringſten Teil der Thätigkeit ſeines damaligen Ritterſchaftshauptmannes, und ſein Andenken wird dem Bauernſtande nicht minder wie der Ritterſchaft unvergeſſen bleiben.

Im Jahre 1860 ward Graf Keyſerling nochmals zum Ritterſchaftshauptmann gewählt. In welchem Sinne er während ſeiner Amtsführung die Ritterſchaft geleitet, bezeichnen die Worte ſeiner Antrittsrede: „Die Korporation iſt nicht ſich ſelbſt Zweck, ſie hat einen höheren, die ſittlichen Forderungen der Geſellſchaft, ſoweit es in ihrem Bereiche liegt, zu verwirklichen. Die Korporation darf nicht zur Engherzigkeit einer Zunft herabſinken ....“ Den einzelnen Phaſen der freiheitsfördernden Thätigkeit Keyſerlings zu folgen, ob es ſich um Aufhebung des Dienſtzwanges innerhalb der Gemeinden oder um ab-

*) Die Lagerbücher ſollten zerfallen: a) in einen allgemeinen Teil für das ganze Land gültig; b) in einen ſpeziellen Teil für die geſamte Bauernſchaft des Gutes gültig; c) in einen individuellen für die Perſonalabmachungen zwiſchen Pächter und Verpächter: das auszureichende Kontraktblatt.

miniſtrative und juridiſche Fragen handelte, würde außerhalb des Rahmens dieſer Skizze liegen. Es hieße die Geſchichte Eſtlands jener Zeit ſchreiben und vielleicht auch mehr, denn bei ſeinen häufigen Anweſenheiten in Petersburg hat Graf Keyſerling oft Gelegenheit gehabt, in Fragen mitzuarbeiten, die weit über den Bereich des provinziellen Lebens griffen. Nur der konfeſſionellen Frage ſoll hier gedacht werden, an der er ſo regen Anteil genommen hat.

In Eſtland hatten keine Maſſenübertritte zur Orthodoxie ſtattgefunden, wie in Livland, daher wurde der Bekenntniszwang nicht ſo allgemein empfunden, wie in der Schweſterprovinz. Doch dieſes verhinderte Keyſerling nicht, für die ihm heilige Sache der Toleranz mit ſeiner ganzen Perſönlichkeit einzutreten. Ein einzelner Vorgang bot ihm die Gelegenheit, auf dieſem Gebiete als erſter handelnd einzugreifen.

„Das livländiſche Mädchen Ann Talwick aus Woiſeck ward im 13. Lebensjahre im April 1846 von ihrer Mutter in der Oberpahlenſchen Kirche zur Firmelung gezwungen. Ann Talwick verließ, kaum erwachſen, ihre Heimat unter Benutzung eines falſchen Parochialſcheines und zog auf das Gut Paggar in Eſtland, wo ſie ſich für die lutheriſche Magd Ann Pontack ausgab, lutheriſch konfirmiert wurde, im November 1854 mit dem lutheriſchen Bauern Jaan Surm getraut wurde und ſpäterhin auch ihr Kind lutheriſch taufte. Dieſen Thatbeſtand hatte die orthodoxe Geiſtlichkeit ermittelt und gegen Ann Surm die Kriminalklage erhoben. Dem Geſetze nach durfte der Lutheraner Jaan Surm ſeine Kinder nicht behalten, ſein Weib mußte ihm entriſſen, vielleicht wegen Fälſchung und Uebertretung des Paßgeſetzes nach Sibirien verſchickt werden.“

Graf Keyſerling wies darauf hin, daß bei der Firmelung der Ann Surm die geſetzlichen Vorſchriften nicht beachtet worden, daß ſie allerdings in der Gewiſſensangſt, um ihren Seelenfrieden zu retten, in äußerſter Bedrängnis die Geſetze übertreten, daß aber die ſtrenge Anwendung der Geſetze in dieſem Falle alle Gefühle der Menſchlichkeit empören müßte. Vergebens wandte er ſich an die ihm wohlwollenden Würdenträger des Reiches, ſelbſt Suworow, der eben in der religiöſen Frage einen Mißerfolg erlitten, mochte nicht eintreten. Auf die Reichsgrundgeſetze wurde hingewieſen, die jede Hilfe unmöglich machten. Da war es die Großfürſtin Helene, die königliche Frau mit dem hellen Verſtande und dem weiten Herzen, die perſönlich beim Kaiſer für Ann Surm Fürbitte that und ihre Begnadigung erwirkte. Wenn ſpäterhin die konfeſſionelle Frage von Kaiſer Alexander II. ſo

verſtändnisvoll aufgefaßt worden iſt, ſo ſoll man nicht vergeſſen, daß ſchon das Schickſal der armen Bauernmagd Ann dem Kaiſer über die Gewiſſensnot ſeiner Unterthanen die Augen geöffnet hatte.

Die ſtaatsmänniſche Begabung Keyſerlings hatte die Aufmerkſamkeit ſeines gnädigen Monarchen erregt, und im April 1862 ward er zum Kurator des Dörptſchen Lehrbezirks ernannt. Am 11. Dezember 1862 legte er das Symbol ſeiner Würde, den ſilbernen Stab, nieder und verſuchte ſeiner geliebten Ritterſchaft in ſeinen Abſchiedsworten die Wege zu weiſen, die die baltiſchen Lande in der Zeit der großen Reformen im Reiche zu betreten hätten.

„Haben wir in der Kirche unſrer Ritterſchaft den Sinn auf das Dauernde und Ewige gerichtet, ſo faſſen wir hier zunächſt die wechſelnde Richtung ins Auge, die von den ſich ſtets umgeſtaltenden Aufgaben des raſtloſen Lebens unſrer Thätigkeit gewieſen iſt. Die großen ſittlichen Reformen, welche die Regierungsjahre unſres geliebten Herrn und Kaiſers in der edelſten Weiſe verherrlichen, haben vielfach Verhältniſſe betroffen, für welche unſre Ritterſchaft, in den Grenzen ihres Berufs, Sorge zu tragen und Beihilfe zu leiſten verpflichtet iſt. Umgeſtaltungen auch ſolcher Teile unſres großen Staatskörpers ſtehen bevor, denen unſre provinziellen Organe in veränderter Weiſe wieder anzupaſſen ſein werden. Die richtige Erkenntnis der Stellung, welche die Oſtſeeprovinzen bei dieſen denkwürdigen Vorgängen einzunehmen haben, iſt für ihre dauernde Bedeutung von der äußerſten Wichtigkeit und ſo ſchwierig, daß bei den Beratungen des gegenwärtigen Landtages in dieſer Beziehung beſondere Umſicht und Wohlbedächtigkeit erforderlich ſein werden. Wir können aber im Hinblick auf die Vergangenheit auch den Aufgaben der Zukunft mit Vertrauen entgegengehen, beſonders ſolange wir die beiden Grundlagen feſthalten, die unſrer Ritterſchaft allgemeinen Wert und bleibende Ehre zu verleihen im ſtande ſind. Die erſte iſt der Patriotismus, der, gegründet in der Liebe zu unſrer engen Heimat, ſich in unverbrüchlicher Treue zu unſerm Herrſcher bewährt und beim Hinaustreten in weitere Kreiſe ſich zu eifrigem Wirken für Rußlands Wohl und Würde erweitert, — der jene Einigkeit ſchafft, die, bei allen Gegenſätzen in der eigenen Mitte, uns nach außen feſt und nach innen zu Brüdern macht. Die zweite Grundlage iſt die Mäßigung im Gebrauch derjenigen Rechte, die uns durch Pakten zugeſichert und durch die Macht und Staatsweisheit unſres Monarchen gnädigſt erhalten worden ſind.

„Sollen ſie dem allgemeinen Gerechtigkeitsſinn zur Befriedigung und allen Bewohnern des Landes zum Wohl gereichen, ſo müſſen ſie

nicht auf die Spitze getrieben werden. Wer da meint, durch die in der That unerläßliche Durchführung genau gegeneinander abgewogener Rechte und Pflichten dem Leben vollständig genügen zu können, der behandelt es wie ein Rechenexempel und wird zu dem Schluß gelangen, daß das Leben eine falsch angelegte mathematische Aufgabe gewesen, während doch nur sein Versuch, die unendlichen Gegensätze des Daseins in endliche Formen zu bringen, ein verfehlter war. Wenn wir dagegen die überlieferte Ordnung, wo sie durch die Fortschritte des Lebens zu Schroffheiten führt, in Einzelfällen sowohl als in Prinzipien, zu mildern und zu ändern wissen, so wird sie auch den sittlichen Forderungen, die nach Gottes Ratschluß mehr und mehr in die Welt dringen, lange zu dienen im stande sein, und durch dieselben nicht erschüttert, sondern gekräftigt werden.

„Die Stellung, die wir demnach einnehmen sollen, — in dieser Stunde, wo ich mich bereite, von Ihnen, teure Brüder, zu scheiden —, halte ich es für meine Pflicht, noch im allgemeinen Ihnen darüber meine Meinung zu sagen. Vorauseilen oder zurückbleiben in Bezug auf unser großes Reich, ist eine Fragestellung, die ich für die Vorbereitung zu einem Trugschluß halte. Das eine können wir nicht, das andre sollen wir nicht. Es gibt ein drittes, wir haben das Ueberlieferte von edlen Gesichtspunkten aus eifrig fortzubilden, aber dennoch zu erhalten, weil wir nur dadurch dem Reiche wahrhaft zu dienen im stande sind. So sehr es eine maßlose Anmaßung wäre, für unser kleines Land bei dem so großartigen Aufschwunge des Reichs die Spitzführung zu beanspruchen, so wenig werden uns einzelne wertvolle Vorzüge bestritten, die ihrer Natur nach sich nicht durch Gesetze übertragen lassen. Dazu gehört die größere Befriedigung bei Erfüllung als bei Umgehung des Gesetzes, die Achtung des eigenen Standes und seiner verfassungsmäßigen Beschlüsse, gegenseitiges Vertrauen, und was damit zusammenhängt: einfacher Geschäftsgang, Selbstverwaltung u. s. w.; diese Vorzüge müssen wir erhalten, nicht nur für uns, sondern auch zu lebendiger Uebertragung und Nachbildung. Sie sind uns aber gesichert, solange wir nicht lassen von den Fäden unsrer historischen Rechtsverhältnisse, die unsre Kultur und unsre Stellung im Reiche bedingen, — die uns aber auch behindern, rationelle Umgestaltungen mit derselben Leichtigkeit vorzunehmen, wie sie auf einem anders beschaffenen, aber weniger bebauten Grunde sehr wohl möglich sind.“

In den nächsten Jahren hat Keyserling als Kurator, den Wünschen der Regierung entsprechend, seine Arbeit der Universität und den

baltiſchen Schulen gewidmet, die als Pflanzſtätten deutſcher klaſſiſcher Bildung dem großen Reiche Nutzen bringen ſollten.

Unter ſeiner Amtsführung wurde das neue Univerſitätsſtatut, welches auf Jahrzehnte hinaus Dorpat ſeine ſelbſtändige Exiſtenz gewahrt hat, ausgearbeitet. Neue Prüfungsreglements wurden für die Univerſitätsexamina eingeführt, durch Berufung hervorragender Männer der Wiſſenſchaft, durch Unterſtützung wiſſenſchaftlicher Unternehmungen die Univerſität gefördert. Graf Keyſerling, der faſt auf allen Gebieten über erſtaunliches Wiſſen verfügte, hatte nur geringe Achtung vor der unproduktiven Gelehrſamkeit. Er wünſchte, daß die Profeſſoren Dorpats ſich durch hervorragende Leiſtungen auszeichneten, daß die Studierenden mehr wiſſenſchaftlich arbeiteten, und weniger ſchülerhaft lernten. Es gelang ihm, für die Studentenkorporationen die Erlaubnis auszuwirken, ihre Abzeichen öffentlich zu tragen, denn in der Oeffentlichkeit ſah er die größte Garantie der Moralität. An jedem Montagabend pflegte er in ſeinem Hauſe eine größere Geſellſchaft zu verſammeln, und vollends als Karl Ernſt v. Baer nach Dorpat überſiedelte, vereinigten ſich die Naturforſcher gern um die beiden Freunde.

Auf dem geſamten Gebiete der Schule entſtand Bewegung, Gymnaſien, Kreisſchulen, Elementarſchulen wurden neu gegründet oder erweitert. Ueberall ſprießte und ſproßte friſches Leben. Durch Veränderung der Abiturientenprüfung ſuchte Keyſerling ſeine Ideen über den Zweck der Gymnaſialbildung zu verwirklichen, der ſeiner Meinung nach einzig und allein darin beſtand, den jungen Mann zu ſelbſtändiger Arbeit zu befähigen. Darum legte er das Hauptgewicht auf das *Können*, die *Anwendung* des Gelernten, auf das verſtändnisvolle Leſen der Klaſſiker, auf das Löſen mathematiſcher Aufgaben, auf die Fähigkeit verſtändlichen ſchriftlichen Gedankenausdruckes, und ſuchte nach Möglichkeit den Unterricht von unnützem Gedächtnisballaſt zu befreien.

Kein Gebiet ſeiner amtlichen Thätigkeit hat ihm ſo viel Mühe, Sorgen und Arbeit gekoſtet, wie das Ruſſiſche, denn die Lehrkräfte waren für dieſes Fach kaum zu beſchaffen. Selbſt den Lehrſtuhl für ruſſiſche Sprache und Litteratur in Dorpat würdig zu beſetzen, war ſchwierig, und nur dadurch, daß es geſtattet ward, den politiſch verdächtigten aber wiſſenſchaftlich hervorragenden Profeſſor Kotljarewski nach dem loyalen Dorpat zu berufen, konnte dieſer Lehrſtuhl mit einem Gelehrten erſten Ranges beſetzt werden.

Nicht lange aber war es Keyſerling vergönnt, ſchöpferiſch zu wirken, denn mit dem polniſchen Aufſtande gewann die Moskauſche Zeitung und deren Partei, die die nationale Fahne hochgehalten, naturgemäß das Uebergewicht in den höheren Regierungsſchichten. Vollends nach 1866, da Preußen nicht mehr als der frühere harmloſe Nachbar angeſehen werden konnte, gewann die Anſchauung immer mehr Ueberhand, das deutſche Element in den baltiſchen Provinzen bringe dem Reiche Gefahr. Schule und Univerſität ſollten nicht humane Bildungswege verfolgen, ſondern ſtaatlichen, ruſſifikatoriſchen Zwecken dienſtbar gemacht werden. Solchen Beſtrebungen, die Keyſerling ebenſo ſchädlich für das Reich, wie für die Provinzen hielt, iſt er aufs ſchärfſte entgegengetreten. Der Aufforderung, die Mathematik in ruſſiſcher Sprache zu lehren, um die Kenntnis der Reichsſprache zu vermehren, trat er mit dem Bemerken entgegen, ihm ſei wohl bekannt, daß man Euklid als Lehrbuch der Geometrie benutzt habe, — daß Euklid als griechiſches Leſebuch zum Erlernen der griechiſchen Sprache gedient, wäre ihm neu. Auf die Zumutung, den Geſchichtsunterricht durch genuine Ruſſen in der Reichsſprache erteilen zu laſſen, entgegnete er: „Einen politiſchen Grund, den bisherigen Lehrern den Geſchichtsunterricht, mit dem ſie betraut geweſen, zu entziehen, wird derjenige nicht anerkennen, der ohne Vorurteile nach den Früchten urteilt, da keine Veranlaſſung geboten iſt zu meinen, die Unterthanentreue wäre auf unſern Schulen erſchüttert worden. Vielmehr iſt als politiſch ſchädlich zu erachten, wenn in den geſetzlichen Verordnungen gegenwärtig Unterſchiede eingeführt werden ſollten zwiſchen den geborenen Ruſſen und den Angehörigen der Oſtſeegouvernements. Sie behindern die Unterthanen, ſich zu verſchmelzen. In einer Zeit, wo die Beſchränkungen bei Anſtellung ſelbſt den Hebräern gegenüber mehr und mehr beſeitigt werden, iſt es gewiß nicht angemeſſen, neue Ausſchließungen nach den Volksſtämmen einzuführen. In Einzelfällen würde ſogar die Ermittelung keine leichte ſein, da z. B. Woſtokow*) doch jedenfalls als ruſſiſcher Gelehrter anerkannt werden wird, wenn er auch von Geburt ein Oſtſeeländer iſt. Endlich haben die Balten, ſeit ſie ruſſiſche Unterthanen geworden, an allen Kämpfen Rußlands redlich mitgewirkt. Bis in die neueſte Zeit, in Sewaſtopol wie in Warſchau, ſind die Eingeborenen der Oſtſeeländer bei der Vollziehung der Geſchichte Rußlands in ehrenvoller Weiſe beteiligt geweſen, und nun ſoll es ihnen verwehrt ſein, die Geſchichte zu lehren, die ſie als die ihres

*) Berühmter ſlavophiler Gelehrter, hieß eigentlich „Oſten“.

Vaterlandes anzuſehen haben? Politiſche Rückſichten können nicht dafür ſprechen, aber vielleicht ſoll der Geſchichtsunterricht nur ein Hilfsmittel werden, um Praxis in der ruſſiſchen Sprache zu erlangen? Daß der Geſchichtsunterricht darunter leiden wird, muß jeder zugeben. In der That, ſolange zwiſchen Lehrer und Schüler der Sprache wegen eine Wiſſenſchaft betrieben wird, kann die Aufmerkſamkeit des Zöglings nur zur Hälfte ſich dem Inhalte zuwenden, das Hauptintereſſe nimmt die Form in Anſpruch. Deshalb, wenn es ſich darum handelt, eine Sprache zu erlernen, wird es mehr nützen ſich mit den Meiſterwerken der Litteratur zu beſchäftigen, als einzelne Wiſſenſchaften in dieſer Sprache unvollkommen zu behandeln. Die Sprache, wenn ſie ſich in den engen Kreiſen einer Disziplin bewegt, wird formelhaft und die Subſtanz des Unterrichtes wird geopfert."

Wohl gelang es Keyſerling durch ſolche und ähnliche Auseinanderſetzungen die ihm anvertrauten Schulen vor bildungsfeindlichen Eingriffen zu bewahren, denn es hielt ſchwer, ſich ſeinen ebenſo klaren wie lauteren Gründen zu verſchließen. — Daß ihm ein Kuratorgehilfe ſpeziell für den ruſſiſchen Unterricht an die Seite geſetzt wurde, daß neue ganz ruſſiſche Gymnaſien gegründet wurden, konnte er nicht verhindern. Vergebens ſchrieb er dem Miniſterium: „Bei dem Wahn, als handle es ſich darum, zu verhindern, daß die hieſigen deutſchen Kulturelemente die Einheit des Reiches lockerten, wage ich nicht zu verweilen. Sollte auch die Natur dieſer Elemente, die nie zerſetzend, ſondern bindend und ordnend gewirkt haben, verkannt werden, ihre handgreifliche phyſiſche Schwäche kann nicht ſo ſehr über alles Maß ernſtlich überſchätzt werden."

Gegen nationale Leidenſchaft iſt es vergeblich mit Gründen zu kämpfen. Solange aber Keyſerling es mit ſeinem Gewiſſen vereinbar hielt, wollte er auf ſeinem Poſten ausharren, und ſelbſt als Juri Samarin in ſeiner für die in den Oſtſeeprovinzen einzuſchlagende Politik epochemachenden Schmähſchrift ſeine Entfernung vom Amte für unerläßlich erklärte, blieb er auf dem Platz, unbeirrt für das Allgemeinwohl arbeitend. Dem Miniſterium fehlte jeder Vorwand, um den verdienten Mann, den die ruſſiſche Wiſſenſchaft ſtets hochgehalten, zu entlaſſen.

Endlich bot ſich die gewünſchte Veranlaſſung, ihm ſein Bleiben unmöglich zu machen.

Im Auguſt 1869 befahl der eſtländiſche Gouverneur Galkin, in Grundlage einer Verordnung des Fürſten Suworow vom Jahre 1853, den lutheriſchen Lehrern Revals an den Kronsfeiertagen zu den Dank-

gebeten in der orthodoxen Kirche zu erſcheinen. Graf Keyſerling wandte ſich an den Miniſter der Volksaufklärung mit einer Vorſtellung, in der er zunächſt nachwies, daß dieſer Eingriff des eſtländiſchen Gouverneurs in ſein Reſſort nicht geſetzlich begründet ſei. Er machte den Miniſter darauf aufmerkſam, daß die Lutheraner oft freiwillig den Dankgottesdienſten in der orthodoxen Kirche beigewohnt. „Ich darf aber nicht verſchweigen," heißt es weiter, „daß die durch Befehl der weltlichen Obrigkeit Andersgläubigen auferlegte Verpflichtung, die orthodoxe Kirche zu beſuchen, die Sachlage vollſtändig ändert. Die Anweſenheit Andersgläubiger in Grundlage eines derartigen Befehls wird zu einer Schauſtellung ihrer Erniedrigung."

Am 16. September verfügte der Gehilfe des Miniſters der Volksaufklärung, Deljanow, der Befehl des eſtländiſchen Gouverneurs ſei zu erfüllen, da derartige Kirchgänge als halbpolitiſche, mehr dienſtliche als religiöſe Akte anzuſehen ſeien. Graf Keyſerling bemerkte dazu: „Ein feierliches Kirchengebet kann verſchiedene Gegenſtände betreffen, Geneſung oder Befreiung von Krankheiten, Aufhören von Dürre u. ſ. w. Es verliert dabei nichts von ſeinem kirchlich religiöſen Charakter und man wird ſchwerlich behaupten, daß es in dem einen Fall zu einem halbmediziniſchen, in dem andern zu einem halbmeteorologiſchen Akte geworden ſei. Ebenſo dürfte das in allen vom Staate anerkannten Kirchen vorgeſchriebene Gebet für die geheiligte Perſon des Monarchen als eine kirchliche Pflichterfüllung der zum Gottesdienſt verſammelten Gläubigen anzuſehen ſein."

Graf Keyſerling reichte ſeinen Abſchied ein und ſchrieb zugleich an den Miniſtergehilfen Deljanow:

„. . . Erlauben Sie mir, um jedem Mißverſtändnis vorzubeugen, in konfidentieller Weiſe genauer den Punkt zu bezeichnen, der, meiner Anſicht nach, die Hauptſchwierigkeit bildet. Der in Rede ſtehende Akt erklärt nämlich implicite, daß die Gebete der Lutheraner, die in den proteſtantiſchen Kirchen für die geheiligte Perſon Seiner Majeſtät des Kaiſers und für das hohe kaiſerliche Haus verrichtet werden, offiziell für nichts zu achten ſind.

„Da die Kirche der Univerſität Dorpat eine lutheriſche iſt, ſo haben die Profeſſoren und Beamten dieſer Univerſität im guten Glauben geſtanden, daß ſie an hohen Feiertagen ihre religiöſen Pflichten, ſowohl gegen Gott als gegen den Kaiſer und den Staat, vollſtändig erfüllt hätten durch die Beteiligung an dem Gottesdienſt in ihrer Kirche. Iſt es ein Irrtum, übrigens ein verzeihlicher in einem weſentlich proteſtantiſchen Gebiet, ſo habe ich ihn öffentlich während mehr

als ſieben Jahren geteilt. Nach einem ſolchen Vorgange kann ich mich der Ueberzeugung nicht verſchließen, daß nur ein andrer Beamter als ich im ſtande ſein könnte den Grundſätzen die Ew. Excellenz in Ihrer Zuſchrift vom 16. September 1869 billigen, im Widerſpruch mit der hier zu Lande verbreiteten Praxis, zu dienen.

„Die Grenzen der religiöſen Toleranz ſind ſo zart, daß es nicht immer leicht fällt, ſie zu erkennen. Im gegenwärtigen Fall denkt man in Petersburg vielleicht, daß es ſich nur darum handelt, der im Reiche herrſchenden Kirche das rechtmäßige Uebergewicht zu ſichern, während man hier nicht ohne Grund vorausſetzen wird, daß ein wichtiger Schritt zur politiſchen Verdrängung der hiſtoriſchen Landeskirche gethan iſt.

„Gegenüber Zerwürfniſſen ſolcher Natur kann nur das individuelle Gewiſſen innere Sicherheit und das richtige Maß für die perſönlichen Kräfte gewähren. Ich habe daher nur mit mir ſelbſt zu Rate gehen können und habe mich nach reiflicher Erwägung zu dem ſchmerzlichen Schritt entſchließen müſſen, den ich in dieſem Augenblick thue, indem ich das Geſuch an die kaiſerliche Gnade ſtelle, des Poſtens eines Kurators enthoben zu werden.“

Am 23. Oktober 1869 erfolgte die erbetene Entlaſſung.

Graf Keyſerling kehrte nach Raikül zurück und widmete ſich den eigenen Studien, der Familie, dem Dienſte der Heimat. Er wurde wieder Kreisdeputierter, hat als ſolcher bei der Reform der Grundſteuer einen maßgebenden Einfluß ausgeübt, und bis an ſein Lebensende im ritterſchaftlichen Ausſchuß, als Landrat und als Richter im Landratskollegium für das Wohl des Landes gearbeitet. Die Führung desſelben von neuem zu übernehmen iſt er nicht gewillt geweſen. Zu klar, um ſich der Illuſion hinzugeben, es ſei der Geſchicklichkeit eines Einzelnen möglich, das hiſtoriſche Verhängnis abzuwehren, welches mit dem in Europa herrſchend gewordenen Nationalitätsprinzip über die Oſtſeeprovinzen hereinbrechen mußte, zu ernſt, um in einer Politik fruchtloſer Rechtsverwahrungen und Suppliken Befriedigung zu finden, lebte er ſeiner Maxime: unter den gegebenen Verhältniſſen die beſtmöglichen Zuſtände zu erſtreben und mit ſeinen Mitmenſchen die beſtmöglichen Beziehungen zu unterhalten. Der „alte Graf“ war in Eſtland eine typiſche Erſcheinung geworden. Hochgeachtet und verehrt, war er wegen der Schärfe ſeiner Kritik und ſeines Witzes faſt ebenſo gefürchtet. Ihm fehlte gleich ſeinem großen Freunde, dem Fürſten Bis-

marck, die Toleranz gegen die ſuffiſante Dummheit, mit der im Leben gerechnet werden muß, und nur wenige kannten die Tiefe ſeines Gemütes.

So weit es ihm möglich geweſen, hatte er ſich ſtets der Erziehung ſeiner Kinder gewidmet. Die älteſte Tochter hatte er als Kind unterrichtet, ſie in ſpäteren Jahren in die Kantiſche Philoſophie eingeführt, ſie zur Genoſſin ſeiner botaniſchen und ſprachlichen Studien gemacht. Mit dem Sohne hatte er Homer und Plato geleſen und jetzt, nachdem er Dorpat verlaſſen, wandte er den größten Teil ſeiner Zeit an die Erziehung ſeiner jüngſten Tochter. Um das beſonders für Muſik hochbegabte Mädchen weiter auszubilden, zog er mit ſeiner Familie im Jahre 1872 nach Weimar. Im darauffolgenden Jahre erkrankte die Tochter und im Jahre 1874 mußte er das teure Kind, den Liebling der Familie, begraben. Die erſte unausfüllbare Lücke war in dem engen trauten Kreiſe entſtanden. Durch die Verheiratung der älteſten Tochter mit Baron Otto von Taube zu Jerwakant erweiterte ſich das Familienleben. Baron Taube war ein naher Gutsnachbar, dadurch iſt Keyſerling das ſeltene Glück zu teil geworden, nie ganz von der geliebten Tochter, der Genoſſin ſeiner Gedanken, getrennt zu werden. In ihren Kindern, und in denen ſeines Sohnes, erblühte ihm ein neues Leben, deſſen Mittelpunkt er bildete, denn ein eigenartiges Verhältnis verband ihn mit ſeinen Kindern.

Er hatte ſie durch den Reichtum ſeines Geiſtes, durch die Macht ſeiner Empfindung ſo an ſich zu feſſeln verſtanden, wie kaum je ein Vater. Nicht allein der edelſte und beſte aller Menſchen — auch der intereſſanteſte und verwöhnendſte Umgang war er ihnen. Sie waren gewohnt, aus ſeiner Gedankenfülle ſtets Erfriſchung zu ſchöpfen, ſich an ſeiner Sinnesart zu erheben. Sie lebten in ſteter Anlehnung an ihn. Er war ihnen ihre geiſtige Heimat.

Am 11. Februar 1885 ſtarb ihm die Frau, nach langen unſäglichen Leiden. Er geſtattete nicht, daß eines ſeiner Kinder zu ihm zog, noch hat er zu ihnen überſiedeln oder auch nur eine Pflege ſeines Alters ins Haus nehmen wollen. Die liebende vorſorgende Hausfrau konnte ihm niemand erſetzen, und er wünſchte, daß dieſes in ſichtbarer Weiſe fühlbar bliebe.

So wurde es immer einſamer in dem großen verödeten Hauſe. Außer ſeinen Kindern ſah er wenig Menſchen. Nur einmal, als die Naturforſcher Rußlands den Anſtoß zur Feier ſeines 50jährigen Schriftſtellerjubiläums*) gegeben, und ihre Aufforderung bei den Ge-

*) Den 27. Dezember 1887.

lehrten Deutſchlands, Frankreichs und Englands Verſtändnis gefunden, als die Naturforſcher nach Raikül pilgerten, herrſchte helle Feſtesfreude im Hauſe. Das edle Band, das die Naturwiſſenſchaft vom Menſch zum Menſchen ſchlingt, das einſt Keyſerling mit einem Franzoſen, einem Engländer und einem Ruſſen*) verbunden, um gemeinſam das weite Rußland zu erforſchen, bewährte wieder ſeine Kraft.

In ſeinem letzten Lebensjahre verließ Keyſerling die Heimat noch einmal auf längere Zeit. Als der große Kanzler geſtürzt worden, begab er ſich nach Friedrichsruh und hat mit dem einzigen noch lebenden ſeiner Jugendfreunde in traulichem Verkehr einige Wochen verlebt. In ſeinem ſtillen Heim verbrachte er ſeine Tage meiſt mit Leſen und Schreiben. Raſtlos arbeitete er an religiöſen und philoſophiſchen Problemen, die die Menſchheit ewig beſchäftigen und nie eine Löſung finden werden. Als Jüngling hatte er dem Freunde geſchrieben: „Ich will einſt in Verfolgung idealer Zwecke ein ungeſtörtes inneres Leben führen, wobei die Spannung und Tendenz einziger Zweck iſt; das Produkt ſoll mich nicht weiter kümmern.“ Wonach der Jüngling ſich geſehnt, ward dem Hochbetagten beſchieden, davon zeugen die „Tagebuchblätter“, die nie für die Oeffentlichkeit geſchrieben worden ſind. Am 8./20. Mai iſt Alexander Graf Keyſerling nach kurzem Leiden in Raikül geſtorben.

*) Koksſcharow.

Vorwort der Herausgeberin.

Die philoſophiſch-religiöſen Betrachtungen aus den Tagebüchern meines Vaters, die das innerſte Seelen- und Geiſtesleben desſelben offenbaren, laſſe ich nur zögernd an die Oeffentlichkeit treten, für die ſie nicht geſchrieben waren; ich empfinde es aber als eine Pflicht, die in mehreren Bänden verſtreuten Gedanken zu ſammeln, herauszugeben und ſomit der Vergeſſenheit zu entziehen. Sie zu ſichten, zuſammenzufaſſen und ihnen ihre Stelle im Geſamtbilde des Verſtorbenen anzuweiſen, überlaſſe ich kundigeren Händen. Von der Tochter kann man ſchwerlich eine kritiſche Sichtung verlangen, die ebenſoſehr ihrem Herzen widerſtreben, wie ihre Kräfte überſteigen würde.

Meine urſprüngliche Abſicht, die religiöſen Betrachtungen von den philoſophiſchen und phyſiologiſchen zu trennen, habe ich nicht durchgängig ausführen können; die neueſten Entdeckungen auf dem Gebiete der Phyſiologie modifizierten die Weltauffaſſung meines Vaters und die philoſophiſchen Ergebniſſe ſeines Denkens*), wie abſtrakt dieſe auch erſcheinen mochten, übten ihren Rückſchlag auf ſeine religiöſen Anſchauungen aus. Oft laufen die verſchiedenen Gedankenreihen geſondert nebeneinander, um ſich doch wieder in einem Punkte zu kreuzen und zu verweben, daher habe ich die Betrachtungen chronologiſch, wie das Tagebuch ſie gibt, niedergeſchrieben. In früheren Jahren hatte das Studium „der Traumwelt“ meinen Vater beſchäftigt, und längere

*) Dieſelben ſind in der Broſchüre: „Einige Worte über Raum und Zeit“ veröffentlicht.

Zeit trug er sich mit der Absicht, eine Abhandlung über „Schlaf und Traum“ zu schreiben, da alles, was bisher darüber veröffentlicht worden, ihn nicht befriedigte, doch blieb es leider nur bei einzelnen Beobachtungen und Aufzeichnungen, die noch der Zusammenstellung harren. Zum Teil finde ich diese in den Tagebüchern wieder, und zwar so eng verknüpft mit den Fragen über die Natur der Seele, daß ich ihnen hier keinen besonderen Abschnitt anweisen kann.

Mit der chronologischen Reihenfolge der Aufzeichnungen in den Tagebuchblättern habe ich auch die Wiederholungen beibehalten, die durch die verschiedene Formulierung eines und desselben Gedankens entstehen. Geben doch gerade diese Wiederholungen dem Leser einen eigenartigen Einblick in die Geisteswerkstatt des Verstorbenen. Als roter Faden zieht sich durch das Ganze das Ringen der Seele nach Wahrheit, nach einer Verstand und Gemüt befriedigenden Weltauffassung, und Vielen wird das Bild des einsam in seinen Gedanken weiter arbeitenden Mannes ergreifend sein.

Die religiös-philosophische Weltanschauung ist bei meinem Vater, im Gegensatz zu den meisten Menschen, stets eine *werdende* gewesen. Für ihn war es charakteristisch, daß er nie bei den Ergebnissen seines Denkens stehen blieb, sondern in unermüdlicher Geistesarbeit immer weiter forschte und prüfte, und als der Tod ihn uns plötzlich entriß, galten seine letzten Aufzeichnungen der psychologischen Physiologie von Wundt, die nach seinen eigenen Worten ihm neue Gesichtspunkte zu eröffnen schien. So ist er, noch bis in seine letzten Tage strebend und ringend, hinübergegangen!

Bei der kritischen Schärfe seines Geistes erkannte er jedoch, daß man mit dem menschlichen Verstande nur bis zu den Grenzbegriffen unsrer Erkenntnis gelangt. Er pflegte oft zu tadeln, daß man bei Kants „Kritik der reinen Vernunft“ stehen bleibe und die ebenso wichtige „Kritik der praktischen Vernunft“ beiseite liegen lasse. Daß aber die Bedürfnisse des Gemüts andre sind als die Forderungen des Verstandes, hat er tief empfunden, und daher kehrte er immer wieder zurück zu der alle Widersprüche ausgleichenden Auffassung des Evangeliums Johannis „Gott ist die Liebe“, die seiner eigenen Gemütsart am meisten entsprach.

Zum Verständnis der „Tagebuchblätter“ mögen noch folgende, einem Briefe meines Bruders entnommene Zeilen dienen.

„Eine Lebensregel, die unſer Vater uns oft einprägte, war: der Menſch müſſe dem Dauernderen leben, — unter den mannigfachen Beziehungen und Beſtrebungen der Menſchen ſtets den dauernderen den Vorzug geben. Damit gab er einen Prüfſtein für den Wert der menſchlichen Thätigkeit, ob ſie ſich auf den flüchtigen Genuß beſchränkte oder etwas Dauernderes ſchuf. Erzogen im rationaliſtiſchen Hauſe, früh eindringend in die Kantſche Philoſophie, die im Keyſerlingſchen Hauſe traditionell gepflegt wurde, war er von Jugend auf neben dem Streben nach Erkenntnis von einer tiefen religiöſen Empfindung beſeelt. Sein der Dichtkunſt zugängliches Gemüt ward früh von der großartigen Poeſie der Bibel angezogen. Neben den naturwiſſenſchaftlichen und philoſophiſchen Studien haben ihn ſtets religiöſe Probleme beſchäftigt, und hat er die Schriften, die ſich ſowohl kritiſch als apologetiſch auf dieſe bezogen, meiſt geleſen und durchgearbeitet. Doch ließ er ſich nicht daran genügen und forſchte ſelbſt in den Urtexten der Bibel, und als Frucht dieſer Studien erſchien im Jahre 1872 als Manuſkript gedruckt ‚Bibelſtellen über die Zukunft der Verſtorbenen‘.“

Den „religiös-philoſophiſchen“ Gedanken habe ich Erörterungen und Ausſprüche über verſchiedene andre Fragen unter dem Titel „Allgemeine Betrachtungen“ hinzugefügt, die, abgeſehen von einzelnen Ergänzungen aus Briefen, gleichfalls den Tagebüchern entnommen ſind. — Ich ſchließe mit den Worten meines Freundes, des Profeſſors Ruſſow, aus ſeiner zum Todestage meines Vaters erſchienenen Erinnerungsſchrift:*)

„So finden wir Keyſerling faſt bis zum letzten Atemzuge bei der Arbeit, um den Drang nach Wahrheit zu befriedigen, immerfort beſtrebt, die Geiſtesſchätze der Menſchheit zu mehren und ſich anzueignen; ſonſt bedürfnislos, dem Streben nach Erlangung materieller Güter durchaus abgewandt, in ſelbſtloſem Intereſſe dem Wohle des Landes ſeine beſten Kräfte leihend, jedes edle Streben nach Kräften unterſtützend, ſeinen nächſten Angehörigen der liebevollſte Gatte, Vater und Großvater, ſeinen Freunden treueſter Freund. In den letzten Jahren in freigewählter Einſamkeit lebend, den Blick aufs Ewige

*) Ein Gedenkblatt dem Naturforſcher und Menſchen. Von E. Ruſſow, Profeſſor der Botanik an der Univerſität Dorpat. Reval 1892.

gerichtet, erſcheint er uns in ſeinem alles umfaſſenden Wiſſen, in ſeiner hohen, lauteren Geſinnung ein ehrfurchtgebietendes und erhabenes Bild menſchlicher Größe und Vollkommenheit — ein Weiſer,

Denn hinter ihm, im weſenloſen Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine!"

Kaſſel, Februar 1894.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Pro memoria I. Einleitung 2
Religion (1873—75) 3
Religion (1877) 5
Physiologische Psychologie (1877) 7
Philosophie (1877) 9
Religion (1878) 11
Physiologische Psychologie (1878) 17
Religion (1879) 20
Philosophie (1878—79) 25
Anhang zum 3. November 1878 33
Religion (1880) 33
Philosophie und physiologische Psychologie (1880) 41
Philosophie (1881) 46
Religion (1881) 49
Pro memoria II. Einleitung 51
Naturforscher-Religion (1881) 52
Anhang zur Naturforscher-Religion 56
Religion (1882) 58
Philosophie (1882) 61
Philosophisches Glaubensbekenntnis 64
Psychologische Physiologie (1882) 66
Anhang. (Ueber Kant) 68
Physiologische Psychologie und Religion (1883.) Schlaf und Traum. Seele 69
Gott, Unsterblichkeit, Freiheit 82
Philosophie (1883) 89
Anhang 93
Religion und physiologische Psychologie (1884) 95
Philosophie und physiologische Psychologie (1885) 103
Rückblick 107
Gedanken über Leiden und Sterben 108
Philosophie und Religion (1886) 113
Weltgestaltung 120

Seite

Pro memoria III. 121
Religion und Moral (1887) 122
Darwinismus 138
Philoſophie und phyſiologiſche Pſychologie (1887) 156
Toleranz 170
Religion (1888) 174
Religion (1889) 178
Philoſophiſche Pſychologie (1890) 186
Religion (1890) 191

Pro memoria IV. Einleitung 196
Religion (1890). Fortſetzung 197
Die zehn Gebote 205
Nachtrag zur Toleranz 212
Gedanken über den Selbſtmord 214
Philoſophie und phyſiologiſche Pſychologie (1891). (Letzte Aufzeichnungen über Raum und Zeitvorſtellungen) 219
Geiſtiges Weſen des Hundes 219
Letzte Aufzeichnungen über Religion und Schluß (1891) 225

Allgemeine Betrachtungen 231
Soziale und politiſche Fragen 233
Naturwiſſenſchaft 247
Landwirtſchaft 250
Pädagogik 252
Cölibat, Keuſchheit, Ehe 261
Litteratur 268
Aberglaube 271
Verſchiedenes 273

Metaphyſik S. 273. — Verſchiedene Geiſtesanlagen 273. — Charakteriſtik 274. — Umgekehrt 274. — Moralität 274. — Verſtand und Empfindung 275. — Das Mädchen aus der Fremde 275. — Heiterkeit 275. — Charlatanismus 276. — Lüge 277. — Beſcheidenheit 278. — Ignoranz 278. — Verſtand 278. — Unverſtand 278. — Trunkſucht 278. — Unklarheit 279. — Vernagelt 279. — Denkſcheu 279. — Befangenheit 279. — Rechthaberei 279. — Wettkampf 279. — Intenſiv und extenſiv 279. — Liebloſigkeit 280. — Altern und Vereinſamung 280. — Barrande 282. — Profeſſor Griſebach 282. — Profeſſor Fechner 282. — Wiſſenſchaft 282. — Gemeinſchaft 283. — Einfluß der Oeffentlichkeit 283. — Vereinsweſen 283. — Verdienſte Stephans 283. — Das Rote Kreuz 283. — Opportunismus 284. — Autorität 284. — Menſchenwürde 284. — Maxime 284. — Verallgemeinerung 285. — Knappheit 285. — Vergänglichkeit 285. — Leben und Kunſt 285. — Erinnerung 286. — Dauer 286. — Geiſtige Intereſſen 287. — Wohlwollen 287. — Gegenliebe 287. — Verdienſt und Liebe 287. — Thränen 287. — Anmut 287. — Liebe 288. — Freundſchaft 288. — Das weibliche Herz 288. — Königin Eliſabeth 288. — Nachruf 290.

Pro memoria I.

Motto:

Aus des Menſchen Sinnen,
Alles muß von hinnen,
Lachen, weinen, kränken, minnen,
Wie das Waſſer muß verrinnen.

Einleitung.

Raikûll, 4./16. Nov. 1876.

Der Hang zu Gedanken ist unter den Menschen in sehr verschiedenem Grade verteilt. Die Kraft der Gedanken scheint im allgemeinen mit den anderen Lebensäußerungen zu wachsen und abzunehmen. In den dreißiger Jahren mag sie ihren Höhepunkt erreichen. In denselben Jahren erreicht indes auch die Lebhaftigkeit der sinnlichen Wahrnehmungen und die Heftigkeit der sinnlichen Reize ihren Höhepunkt. Es ist die Zeit, wo der Mensch zu neuen Beobachtungen und Unternehmungen am meisten aufgelegt ist. Das führt den lebhafteren Naturen eine Fülle von neuem Stoff zu den Gedanken, die daher immer von neuem die Ordnung zu beginnen haben und neuen Zerstreuungen immer wieder unterliegen. Daraus erkennt man, wie es eigentlich mit der größeren Weisheit des Alters zusammenhängt. Teils hat es in der längeren Vergangenheit mehr Gedankenstoff angehäuft, teils wird es weniger abgezogen, weil die Frische der Sinneswahrnehmungen und die Kraft zu leiblichen Verrichtungen geschwunden ist. Gedankenschwäche mag im Alter eine allgemeine Erscheinung sein, aber in sehr verschiedenem Grade. Wo sie langsamer fortgeschritten ist als die Abnahme der sinnlichen Kräfte, was in der Regel der Fall scheint, verläuft die Gedankenreihe ungestörter. Es kommt hinzu, daß häufig die Lebensverhältnisse so angelegt sind, daß die alten Männer ihre Zeit anders, als mit Gedanken auszufüllen, nicht in der Lage sind, und zwar mit einsamen Gedanken, die nicht durch sofortige Aeußerungen und Verwendungen genügend abgeleitet werden. Solange man heranwachsende Kinder um sich hat, oder Studienfreunde, teilt man mit ihnen am liebsten seine Gedanken; — solange man eine Zukunft

vor ſich hat, die von der Einbildungskraft ausgeſchmückt werden kann, wird man von der fremden Jugend mehr beachtet, namentlich auch von der weiblichen, die ein poetiſches Bedürfnis hat, in der reinſten Weiſe das kräftige, männliche Weſen zu überſchätzen und zu verklären. Das kann dem Manne in ſeinem Gedankenleben außerordentlich wohlthun*) und ihm teilweiſe genügen. Mit dem zukunftsloſeren Alter läßt ſich eine derartige Poeſie nur in ſehr geringem Grade treiben, höchſtens aus früheren Erinnerungen fortſetzen, nicht aber neu anſpinnen.

Da wird es ſehr naturgemäß, daß man in ſeinen alten Tagen die Gedanken niederſchreibt, nicht wegen des hohen Wertes, die ſie haben könnten, oder den man ihnen ſelbſt beilegt, als vielmehr deshalb, weil ihnen eine andere Bethätigung verſagt iſt. Weniger mag dieſer Fall eintreten, wo es viel parlamentariſche Verhandlungen und öffentliches Leben im allgemeinen gibt. Aber hier auf dem Lande? — Da bleibt nichts übrig, als ſich die unnützen Gedanken entweder abzugewöhnen, was den meiſten mit Erfolg zu gelingen ſcheint, oder, wo es zu ſpät dazu geworden, ſeine Gedanken niederzuſchreiben. In dieſer Weiſe gedenke ich die folgenden Blätter eines Buches, das mir die Kinder vor fünf Jahren geſchenkt haben, zu benutzen.

Religion (1873—75).

... Religion iſt für ein Einzelweſen nicht recht möglich; man kann es in der Iſolierung nur zu Philoſophie und Theologie bringen. Ich vermiſſe in den mir bekannten Definitionen von Religion die Aufnahme dieſes ſozialen Charakters. Daher iſt jeder wahrhaft religiöſe Mann ein Proſelytenmacher geweſen, d. h. der produktive Mann, der bloß rezeptive wenigſtens ein Kirchengänger. Die Empfindung des Ewigen kann, denke ich, erſt in der Gemeinſchaft die rechte Kraft erlangen. Diejenigen, welche keinen Teil haben an dieſer lebendigen Gemeinſchaft, wie erbauliche Vorſtellungen ſie auch zu ſtande bringen, ſind doch eigentlich ausgeſchieden aus jeder Kirche und aus jeder Religion. Mit äſthetiſchen Spielereien läßt ſich das nicht er-

Die Religion bedarf der Gemeinſchaft.

*) Wie z. B. Stuart Mill im Gedankenaustauſch mit Miſtreß Taylor die größte Anregung zu ſeinem Schaffen fand. Anm. d. Herausgeberin.

ſetzen; man trägt wohl den Turban, um ungeſchoren durch die Sahara zu gehen, aber es iſt eben eine unſchöne Akkommodation, d. h. innerlich lebt dagegen Widerſpruch.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Aus dem Studium der Metaphyſik Kuno Fiſchers habe ich den bleibenden Gewinn gezogen, zu erkennen, wie das Unbegrenzte in jeder Beziehung die Vorbedingung, nie aber die erſt der begrenzten Vorſtellung gegenüberſtehende Negation (Feuerbachſche Vorſtellung) oder die aus derſelben zu ſtande kommende Abſtraktion (Herbartſche Anſicht) iſt. Nicht das Abhängigkeitsgefühl allein (wie Schleiermacher es lehrt), ſondern auch der Trieb, über das Flüchtige unſerer perſönlichen Empfindungen hinauszukommen, liegt der Religion, wie mir ſcheint, zu Grunde. Die drei fruchtbaren Felder des Charlatanismus unter den Menſchen ſind Religion, Medizin und Pädagogik geweſen, weil ſie auf die der Menſchheit tief eingeborenen, unabweislich zu ſtillenden Bedürfniſſe ſich beziehen. Das Sozialbedürfnis nach Religion iſt gerade ſo wie das Bedürfnis nach Geſundheit. Es kann nicht die theoretiſche Ermittelung abwarten, es muß ihm gedient werden mit Sein oder Schein. Da iſt denn der Boden, auf dem der Charlatanismus üppig wuchert, und es tritt ihm der abſolute Zweifel entgegen. Aber es bleibt, wie Tocqueville geſagt hat: „l'athée n'est qu'un accident parmi les hommes“, ebenſo, wie es nur einzelne geben kann, die von der Medizin abſolut keinen Gebrauch bei ſich und den Ihrigen zulaſſen wollen. — Wenn ich unter Aberglauben nur die Ueberzeugung, daß man durch übernatürliche Wege, mittels religiöſer oder andrer Prozeduren *ſinnliche* Zwecke erreicht, verſtehe, will ich zugeben, daß in jeder Religionsgemeinſchaft abergläubiſche Menſchen ſich finden, aber nicht lauter ſolche Menſchen! — Selbſt Strauß wird etwas bange gegenüber den Sozialiſten und den ſeiner Anſicht nach zu milde behandelten *Räubern*. Bin ich ganz verſunken in der beſchränkten Empfindung des eigenen Ichs, ſo geht der Mut leicht aus, und da hilft das Gebet nicht zu einem Grenzbegriff und nicht zu einer Perſon, ſondern zu dem empfundenen Ewigen. Richtig ſcheint auch mir, daß man einen neuen Kultus, eine neue Form gemeinſchaftlicher Andacht nicht konſtruieren kann; aber das Alte läßt ſich reinigen. Es hat von den menſchheitlichen Kulturvölkern nicht ein jedes die Arbeit von vorn angefangen. So wenig die Deutſchen einen Plato haben, ſo wenig haben ſie für die Anregung religiöſer Empfindung, was ſie der Bibel an die Seite ſtellen könnten . . . Was Paulus den Glauben genannt hat, muß ſich zur mächtigen Empfindung unſrer dauernden

Innere Notwendigkeit der Religion.

Ein Kultus läßt ſich nicht erfinden.

Grundlage umbilden, — das Bekenntnis ist das Gesetz, das aus der Welt zu schaffen Paulus sich abmühte. Die Empfindung der thatsächlichen Grundlage des Ewigen für uns wie für das Universum durch menschliche Gemeinschaft zu begründen, das halte ich für die Aufgabe jeder Religionsgemeinschaft . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es ist ein interessantes Problem, die Ueberzeugungen der verschiedenen Philosophen in Bezug auf die Religion zu ermitteln. Ich stimme mit dem Ausspruch, daß Ordnung und Gesetz nur demjenigen bewußt ist, der die Gesetzlichkeit in seinem Inneren erkannt hat, überein. Ich habe Aehnliches, aber mysteriöser früher gesagt mit den Worten: „Was der Mensch in der Außenwelt zu erkennen trachtet, ist seinem letzten Ziele nach nichts andres als das Geheimnis des eigenen Daseins". Ich glaube, daß man, wenn auch nicht die Philosophie, so doch den Philosophen erst recht kennen lernt, wenn man sein Verhalten zu diesem Geheimnis sich vergegenwärtigt, und in der Religionsphilosophie tritt das am nackteſten hervor.

Endziel unsrer Erkenntnis nach Keyserling.

Religion (1877).

5. Aug. — Der Koran sieht den Glauben als eine viel unerläßlichere Pflicht an, als das gute Handeln. Er stimmt darin mit dem Christentum überein, im Gegensatz zu dem Rationalismus, wie ihn Lessing scharf bezeichnet hat. Gegenstand des Glaubens, im Koran, ist, neben dem Einigen Gott, der aber Engel und Dämonen nicht wie der Mosaisch-Sadducäische Einzige Gott ausschließt, der Auferstehungsglaube. Handlungen können von dem Allbarmherzigen verziehen werden, aber der Glaube hinterher ist unmöglich und vergeblich. Wer an einen letzten Tag allgemeiner Auferstehung und Vergeltung hier nicht glaubt, verfällt der Hölle. Das Christentum hat dieses entscheidende Dogma zu sehr von andern Dogmen umgeben, um seine exklusive Wichtigkeit so scharf hervortreten zu lassen.

Auferstehungsglaube im Koran.

8. Aug. — Durch die Lektüre des Korans werde ich recht aufmerksam auf den Gegensatz zwischen Glauben und Sittlichkeit oder auf ein Surrogatverhältnis zwischen ihnen. Wer an Cichorienkaffee gewöhnt ist, findet reinen Kaffee schwach; ebenso wer an religiöse

Koran: Glaube und Sittlichkeit.

Moral sich gewöhnt hat. Ihm scheint alle Sittlichkeit ohne Religion schwach, wenn nicht gar ein glänzendes Laster, nach Vorgang des heiligen Augustin. Im Koran ist beständig wiederholt, daß derjenige, der an die Auferstehung an einem besondern Tage der Vergeltung nicht glaubt, unwiederbringlich verloren ist; wer aber nicht gut handelt, dem bleibt die Hoffnung, daß Gott allbarmherzig ist. Das ist der eigentliche kritische Punkt für den Rationalismus. Ihm ist der Glaube gleichgültig, wenn nur gut gehandelt wird — dem Gegner ist das Handeln unerheblich, wenn nur geglaubt wird. Beide haben einen kategorischen Imperativ, aber verschiedenen Inhalts. Du sollst glauben, das übrige findet sich, fordert der Religiöse — und erzwingt die Heuchelei, da man nicht gegen seine Erkenntnis glauben kann. Du sollst gut handeln, die Religion ist gleichgültig, fordert der Rationalist — und führt zur Irreligion. Lessing hat den Punkt unübertrefflich einfach bezeichnet:

„Begreifst du nun,
Wie viel andächtig schwärmen leichter als
Gut handeln ist." — — — Lessing ist der Vater des Rationalismus.

Die reine hebräische Lehre.

20. Okt. — Die reine hebräische Lehre hält als an festen Punkten, an den Vorstellungen: 1. Der ewige einzige Gott ist der Schöpfer aller Dinge, die daher nicht ewig sind. — 2. Der Mensch hat keine andre Fortsetzung, als in seinen Nachkommen. — 3. Ein Weltgericht ergeht über alle Völker, das der sittlichen Weltordnung Genüge thut. — Die Weltgeschichte ist das Weltgericht, sagt Hegel, und nicht anders lehren die Propheten.

Die apokalyptischen Vorstellungen sind vielleicht im Koran am reinsten aufbewahrt. Aus dem Leichnam entwickelt sich einst eine neue lebendige Gestalt.

Die Hellenisch-Philonische Auffassung, zu der Paulus und der vierte Evangelist ebenfalls gelangen, haben leiblose, unerschaffene Seelen, unzerstörbarer Natur zur Voraussetzung.

Gott als Endziel der Schöpfung.

Die moderne Naturforschung drängt zurück zu der altbiblischen Vorstellung, mit dem einzigen Unterschied, daß sie den Gott als ein Wesen auffaßt, das mehr und mehr in der Welt sich verwirklicht, so daß von Hause aus der Schöpfer nicht als eine fertige Persönlichkeit der Schöpfung gegenüberstand, sondern als bestimmendes, unendlich fernes Ziel ihr vorsteht. Dem Ziel die Schöpfung näher zu bringen, dazu lebt alle Kreatur, und darin ist sie selig.

Wie schlecht sind alle vermeintlichen Offenbarungen über die Be-

ſchaffenheit des Jenſeits ausgefallen! Hienieden fühlen wir Seligkeit: 1. in der Liebe, 2. in der Kunſt, 3. in der Weisheit. Mit dieſen Seligkeiten wußten die Religionsſtifter ihr Paradies nicht zu ſchmücken, ſondern nur mit Prachtgegenden und Prachtbauten, Tafelfreuden und Befreiung von Uebeln. Die drei Seligkeiten hienieden.

27. Okt. — Ich dachte daran, wie die Hebräer A. T. mit dem Gefühl ihrer Fortſetzung in Samen und Namen ſich genügen ließen und in dem Bewußtſein der Gemeinſchaft mit Gott ſich zur Sittlichkeit erhoben, ohne von einem Leben *nach* dem Tode etwas zu Hilfe zu nehmen. Das ſchien mir ausgedrückt in dem Pſalmvers 73, 25: „Wenn ich dich nur habe, ſo frage ich nichts nach Himmel und Erde.“ Das dachte ich mir ſchon als paſſende Grabſchrift. Nun aber, als ich den Text vergleiche, finde ich, daß Luther es iſt, der dieſe großartige Gottesgemeinſchaft erſt hinzugebracht hat. „Wen habe ich im Himmel, und neben dir liebe ich nichts auf Erden, heißt das Original!“ Das klingt lieblos. Der Himmel iſt leer, und auf Erden gibt es nichts zu lieben, nur der Gott im Herzen bietet Troſt! Das iſt der Sinn. Die Hebräer brauchen keine Unſterblichkeit. Luthers ſchöne Variation des Pſalmverſes 73,25.

31. Dez. — Aus dem Rückblick auf das Jahr 1877. Darwinismus = neue Religion.

Das innere Leben ſpinnt ſich immer näher an die „neukeimende Religion“, wie C. von Baer mir ſcherzweiſe den Darwinismus bezeichnete. Es fehlen ihm zur Religion die Gemeinſchaft, die Obſervanzen. Aber ſeine eigentümliche Kosmogonie iſt doch eine religiöſe Grundlage, auf der ſich das Weitere entwickeln muß.

Phyſiologiſche Pſychologie (1877).

12. Juni. — Meine Gedanken haben ſich abermals den pſychologiſchen Geheimniſſen zugewendet, wie ſich dieſe durch die Traumerſcheinungen verraten. Seelentheorie.

Neu iſt mir der Gedanke entgegengetreten, daß die Seele viel zutreffender als ein katoptriſches Werkzeug verbildlicht wird. Die Sinne führen die Strahlen der Außenwelt ihr zu. Das eigentliche Hirn iſt der Hintergrund, auf welchen die Seele die Strahlen projiziert. Dort entſtehen dauernde Nachbilder, die ihre Strahlen wieder auf die Seele zurückwerfen. Sichtbarer werden ſie, wenn die friſchen Die Seele = ein katoptriſches Werkzeug.

energiſcheren Strahlen der Sinne ausgeſchloſſen ſind. Die ewige Bewegung der Nachbilder hängt mit der nie ſtille ſtehenden Blutrieſelung zuſammen, die bald dem einen, bald dem andern Teilchen dieſes Uebergewicht zuführt. Das ſtärkere Bild drängt ſich vor. Die Seele ordnet wie ein Kaleidoſkop die Materialien, ob ſie ihr geliefert werden durch Reize von der Außenwelt oder durch Reize aus der Tiefe des Gehirns. Die Seele iſt ein ſich Wahrnehmendes! Dieſe nicht weiter zu erklärende Thatſache iſt als Faktum anzunehmen. Empfindung iſt nichts andres, als „ſich wahrnehmen“. Damit hört die Gleichgültigkeit auf gegen die Lage der Teilchen oder die Außenwelt. Dann muß ein Streben ſich einſtellen, diejenige Lage herbeizuführen, die gelegener, angenehmer, ſchmerzloſer iſt.

Die Seele iſt ein ſich Wahrnehmendes.

Nimmt das katoptriſche Werkzeug ſich und ſeine Bewegungen wahr, ſo wird es Willen haben. Dem Willen entſprechen Bewegungen der willkürlichen Muskeln. Die Nerven vermitteln dieſe Bewegungen. Das katoptriſche Werkzeug müßte Reize auf dieſelben überleiten können. Durch die Aſſoziation mit den Bildern in der Seele entſtehen die zweckmäßigen Bewegungen. Die Bewegungen im Traume kommen zu ſtande ohne oder mit geringer unweſentlicher Muskelbewegung, da ſchon die Vorſtellung hinreicht, um im Phantasma die Bewegungen als bewerkſtelligt erſcheinen zu laſſen.

Willen, — daher willkürliche Bewegungen.

Bewegungen im Traum.

Wie ich mir auch die Sinneswerkzeuge, z. B. das Auge, denke, zuletzt bedarf es irgendwo eines Reizes in einer Subſtanz, die ſich ſelbſt wahrnimmt. Es iſt daher nicht eine Hypotheſe, ſondern eine zwingende Schlußfolge, daß zu der Geſichtsempfindung eine ſich wahrnehmende Subſtanz gehört — die aber in ſich auch die andern Sinnesreize aufzunehmen fähig iſt. Denn ſonſt wäre zwiſchen der ſtehenden, hörenden u. ſ. w. Subſtanz immer eine vereinigende nötig, um eine einheitliche Vorſtellung von dem Sicht- und Hörbaren hervorzubringen.

Notwendigkeit einer ſich ſelbſt wahrnehmenden Subſtanz.

Soweit Empfindung, iſt auch Seele. Den Pflanzen kann man ſie nicht zuſchreiben, aber wohl allen mit Zweckbewegung und Nerven verſehenen Organismen.

Seele.

Dieſe Andeutungen bleiben weiterer Ausführung und Begründung vorbehalten.

Philoſophie (1877).

27. Okt. — Ich denke daran, meine Weltauffaſſung niederzuſchreiben, weil ich ſie erſt dann ſelbſt im Zuſammenhange überſehen kann. Das Unternehmen wird aber ſchwierig, wenn ich auch darauf verzichte, die Ueberzeugungen vollſtändig zu deduzieren, und nur kurze Ausſprüche machen möchte, gleichſam Bekenntniſſe. Um die Maſſe nicht durcheinander zu miſchen, bedarf es einer vorläufigen Ueberſicht ihrer Beſtandteile. Etwa folgende Einteilung ließe ſich verſuchen: Schema zu einer Weltauffaſſung.

A) Geneſis: 1. des Menſchen, 2. der Organismen, 3. der Weltkörper, 4. der Subſtanzen.

B) Gnoſis*): 1. der Materie, 2. des Geiſtes, 3. der Menſchenſeele, 4. Gottes.

C) Praxis: 1. des Guten, 2. des Schönen.

5. Nov. — Ich habe verſucht, meine Ideen von der Geneſis des Menſchen niederzuſchreiben. Es will nicht recht fließen.

21. Nov. — Man muß ſich ſeinen Gott nach dem eigenen Bilde bauen, davon kommt man einmal nicht los. Wenn aber das Bild, das wir uns von uns ſelbſt machen, ein ganz andres geworden, wie ſoll Gott dabei derſelbe bleiben? Unſer Seelenweſen iſt der Einigungsort aller Sinneseindrücke, aller abſtrakten Gedanken, aller Erinnerungen. Daß es ſich hinüberfühlt aus einem in den andern Moment, als ein und dasſelbe, ununterbrochen, das gibt ihm erſt Wert für das Leben. Würden ſolche Zufälle paſſieren als häufige tägliche Vorfälle, daß alles Bewußtſein der Vergangenheit weggewiſcht würde — wie man in einzelnen Krankheitsfällen will beobachtet haben —, dann wäre es aus mit der ſittlichen Verantwortlichkeit, mit dem Erwerben von Kenntniſſen, mit der Freude über die Produktionen. Ebenſo: die Welt hört auf, Gegenſtand eines möglichen Intereſſes als Ganzes zu ſein, wenn ich darin nicht ein ſich fortfühlendes, ewiges Selbſt annehme. Bei der anatomiſchen Unterſuchung unſers Gehirns, als des Seelenorgans, vermiſſen wir aber die dominierende Zelle. Sie muß vorhanden ſein, dieſe Zelle, aus einer Subſtanz, die ſich ſelbſt wahrnimmt, deren Empfindungen die Vorſtellung von Bewegungen erzwingen und darin die Bewegungen zu Empfindungen werden, die ihrerſeits wieder Bewegungen erzeugen. Dieſe Einheit iſt, nur bildlich zu ſprechen, wie ein Brennpunkt im paraboliſchen Spiegel, wie der dynamiſche Schwer- Gottesvorſtellung und Ichvorſtellung. Das Erinnerungsvermögen ermöglicht das Verantwortlichkeitsgefühl. Notwendigkeit einer dominierenden Seelenzelle, gleich einem Brennpunkt im paraboliſchen Spiegel. Analogie mit dem

*) Erkenntnis.

astronomiſchen Schwerpunkt im Univerſum.

punkt aller Hirnzellen. Die Aſtronomie hat uns ein analoges Verhältnis im Univerſum enthüllt. Die Syſteme der Weltkörper: 1. der Planet mit ſeinen Trabanten; 2. die Sonnen (Fixſterne) mit ihren Planeten; 3. die Fixſternſchicht, die wir von der Milchſtraße umgürtet ſehen, mit der vielleicht das Univerſum erſchöpft iſt (oder, falls die auflöslichen Nebelflecke, wie man gemeint hat, Fixſternſyſteme darſtellen, die ſelbſt ein Zentrum umkreiſen), — ſind Drehſcheiben mit einem Schwerpunkt. Bei den niederen Ordnungen, Sonnenſyſtemen und Planeten mit Trabanten, iſt der Schwerpunkt materiell; bei dem Univerſum, gerade wie bei dem Menſchen, nur *virtuell*. In dieſen Punkt iſt, nach unſern heutigen Anſchauungen, Gott zu verlegen, als das Seelenweſen des Univerſums, das nie fertig ſein kann in Wirklichkeit, da es unendlich iſt in ſeinen Aufgaben. Der unräumliche Gott, mag man da herumdrehen, ſo viel man will, bleibt eine hohle Abſtraktion; der in aller Subſtanz verbreitete dagegen, ein bewußtloſer, wie es auch der Menſch bliebe, wenn nicht etwas da wäre, was den Geruchseindruck ebenſo wie den des Gehörs und des Geſichts verſteht, was Naſe, Ohr und Auge für ſich nicht leiſten. Die Seele als Reſultante anzuſehen iſt ein Ausdruck, bei dem ſich ſehr Verſchiedenes denken läßt; aber wenn man glaubt, die Forderung eines *Einigungs*ortes damit abgewieſen zu haben, ſo hat man ſich eben, ohne an das Ziel zu gelangen, beruhigen wollen. Die moderne Theologie muß ſagen: Gott ſitzt im Schwerpunkt des Univerſums. Da werden alle Vibrationen und Rotationen zu Empfindungen, die Empfindungen machen alle Vibrationen wahrnehmbar, und dieſe Wahrnehmungen werden *erſte* Urſache neuer Rotationen; gerade ſo wie in der Menſchenſeele ſich die Willensäußerungen nach den Wahrnehmungen richten, aber aus eigener Energie; für die man ſich verantwortlich weiß, im Widerſpruch mit dem, an nie zu Ende gelangende Kauſalität gebundenen Denken.

Gott als Schwerpunkt = Brennpunkt des Univerſums.

Der unräumliche Gott iſt eine leere Abſtraktion.

Notwendigkeit eines Einigungsorts für die Sinneseindrücke.

Gott als Schwerpunkt des Univerſums.

Wille im Menſchen als erſte Urſache.

Unzulänglichkeit des metaphyſiſchen Gottes.

21. Dez. — Für das Ding an ſich, für die intelligible Welt, brauchen wir gar keinen Gott. Solche Unzugänglichkeiten werden durch das Hinzubringen eines metaphyſiſchen Gottes weder erkennbarer, noch liebenswürdiger. Was wir brauchen, iſt ein zuſammenhängendes und einigendes Weſen in der Erſcheinungswelt. Es iſt dieſe Welt, die für uns ſittlicher Wertſchätzung und ewig fortwirkenden Bewußtſeins bedarf.

Religion (1878).

Christentum und Sozialismus.

8. April. — Nur ein Wahnſinniger hätte ſich bei Entſtehung des Chriſtentums vorſtellen können, daß es die antike Kultur zerſtören würde. Jetzt ſtehen wir etwa dem Sozialismus ebenſo gegenüber? Wird er den Untergang der modernen Kultur herbeiführen? Kann es mir nicht denken. Die Wiſſenſchaft iſt der Induſtrie unentbehrlich geworden, und ohne Induſtrie gibt es das Wohlleben nicht, das der Sozialismus erſtrebt. Die individuelle Freiheit iſt ſchöpferiſcher geworden als jemals. Aber zu verkennen iſt der verwandte Zug in Chriſtentum und Sozialismus nicht. Les extrêmes se touchent. Weltflucht und Weltſucht haſſen beide die Freiheit und ſchmähen dann, was ſich durch Wiſſenſchaft und Kunſt ſelbſtändig fühlt und erhebt.

Max Müllers Vorleſung über das Unendliche.

3. Juni. — Max Müllers Vorleſung über die Wahrnehmung des Unendlichen (in dem Maiheft der Rundſchau) vertritt die Anſicht, daß uns das Unendliche nicht als ein Abſtraktum, ſondern als eine mit dem Endlichen notwendig verknüpfte Wahrnehmung gegeben iſt. Wie ich mich ſonſt ausdrückte: das Unendliche iſt das erſte, und alles Endliche iſt nur als eine Schranke innerhalb des urſprünglich Unbegrenzten zu erkennen. Aber mir iſt wichtiger die Belehrung, die Max Müller darüber gibt, daß eine Definition von Religion, wenn ſie wirklich umfaſſen ſoll, was ſich auf dieſem Gebiet hiſtoriſch gezeigt hat, den Kultus und das Bekenntnis nicht mit aufnehmen darf. Der Benediktiner-Biſchof Salvado erzählt von den Eingeborenen im weſtlichen Auſtralien bei der Miſſion Neu-Nurſia, daß ſie an einen menſchenartigen, gütigen Schöpfer, Motogon, glauben, der indes altersſchwach geworden und nun tot ſei; — ferner an einen Schöpfer des Böſen, Cigaga, der unverſöhnlich iſt. Daher haben ſie weder Kultus noch Verehrung für etwas. Sobald ich den Kultus hineinbringe, mache ich aus der religiöſen Gemeinſchaft ein Gehege der Zwietracht; — bringe ich das Bekenntnis hinzu, ſo wird es eine Zwangsjacke für die Vernünftigen und ein Strafinſtrument zur Begründung abergläubiſcher Prieſterherrſchaft. In der Anlage oder potentiellen Energie zur Erfaſſung des Unendlichen liegt, nach M. Müller, das Weſen der Religion. Ich würde ſagen, der Hang zu dem Dauernderen, der zur Liebe des Ewigen leitet, macht das Weſen der Religion aus.

Das Endliche nur eine Schranke im Unendlichen.

Kultusloſigkeit der Eingeborenen von Neu-Nurſia.

Weſen der Religion nach Keyſerling.

Voltaires Abhandlung über die Toleranz.

3. Juli. — In Fickel, wo ich einige Tage bei meinem erblindeten Freunde, dem Baron B. Uexküll, verbrachte, las ich Voltaires

Traité de la Tolérance. Dieſe Abhandlung verdient immer wieder geleſen zu werden. Daß die Juden zuerſt Unſterblichkeit der Menſchen nicht kannten, wird von Voltaire gut auseinander geſetzt. Es iſt aber dieſe Abhandlung nur eine Reihe zuſammengefaßter Gelegenheitsſchriftchen für die Familie Calas ꝛc. Darunter eines für den Major Keyſerling, ein Fragment zu ſeinem Gebrauch in Polen! Klare Darſtellungen und Begrenzungen des Weſens der Toleranz und der dazu geeigneten Mittel bietet Voltaire nicht. Meine Gedanken bleiben bei der Formel ſtehen: Religiöſe Meinungen und Gemeinſchaften ſollten gleich ſein unter dem Geſetz; jede Beziehung auf Religion muß dann im Geſetz und Staatsbudget aufhören, da ſonſt die Gleichheit aufhören muß oder illuſoriſch wird.

Toleranz.

Religiöſe Reaktion in Deutſchland.

6. Juli. — (Deutſche Politik.) Die religiöſe Reaktion iſt ein Kunſtdrama mit gewöhnlichen Menſchen, die in Prophetenkoſtüm auftreten und ſich in ihre Rollen vielleicht hineinſtudieren können. Aber Schauſpieler bleiben ſie.

Ruhige Prüfung des Atheismus.

6. Juli. — Gewiſſe Bekenntniſſe wirken auf die Menſchen noch immer wie der Knecht Ruprecht auf die Weihnachtskinder, die ſich ins Dunkel flüchten, um das Entſetzliche nicht zu ſehen. Dazu gehört an erſter Stelle der Atheismus. Innerlich entſchiedene Atheiſten ſind in meinen Geſichtskreis gefallen: der Finanzminiſter Graf Georg Kankrin*), — der Dr. S., — vielleicht der Graf und General P. P., — lauter Männer von echtem Schrot und Korn, denen zur Seite nur wenige zu ſtellen ſein dürften. Mag es unter den Halunken auch Atheiſten geben, ſo iſt der Atheismus ein ſo wenig zu empfehlendes Aushängeſchild zu Bubenſtücken, daß ſie es ſorgfältig verbergen. Der offene Atheiſt kann die Abſicht nicht haben, ſeine Mitmenſchen zu hintergehen. Man ſollte alſo in vollkommener Ruhe die Betrachtung des Atheismus vor dem wiſſenſchaftlichen Denken und dem ſittlichen Fühlen, Wollen und Handeln unterſuchen. Ich bin lange innerlich damit beſchäftigt und auf verſchiedene Stufen damit geraten, ohne mit Zuverſicht ans Ziel zu gelangen. Wiewohl von früheſter Jugend mit Zweifeln kämpfend und zu entgegengeſetzten Gefühlen gedrängt, herrſchte ein naiver Deismus, mit myſtiſcher Romantik durchſchoſſen, in mir vor. Der philoſophiſche Gott, für den die Beweiſe unter

Rechtſchaffene Atheiſten.

Religiöſe Entwicklung Keyſerlings.

*) Vergleiche: Aus den Reiſetagbüchern des Grafen Georg Kankrin, ehemaligen Kaiſerlich ruſſiſchen Finanzminiſters, aus den Jahren 1840—1845. Mit einer Lebensſkizze Kankrins herausgegeben von Graf Alexander Keyſerling. Braunſchweig, Verlag der Hofbuchhandlung von Ed. Leibrock, 1865.

Anm. d. Herausgeberin: Der Graf Kankrin ſtammte aus Hanau in Heſſen.

Kants Kritik auf immer verflogen ſind, wurde mir zuwider, weil er der Empfindung wertlos gegenüberſteht. Ein Gott, der überall iſt, kann ſich nicht bewegen, — der alles weiß, kann nichts erfahren, — der alles geſchaffen und verurſacht hat, dem iſt alles gleich. An einem ſolchen hohlen Begriff, der über Liebe und Not der Menſchen hinwegſieht, der mit derſelben Freundlichkeit dem Redlichen wie dem Spitzbuben zulächelt, kann man ſich nicht lange ergötzen, ſobald man ihn ſcharf ins Auge faßt. In den Wunderwerken der Natur war mit der Vorſtellung eines *vor* der Natur exiſtierenden Schöpfers nichts zu erforſchen und zu erklären. Ich ahnte, *vor* Darwin, einen andern Zuſammenhang. Wiſſenſchaftlich iſt dieſer von Darwin und ſeinen Anhängern enthüllt. Nicht auf den Standpunkt eines Voltaire gerät man, ſondern auf den des großen Pascal. Aus ſeinen Gedanken ſei hier das Hingehörige wiederholt*): Ces personnes destituées de foi

Der philoſophiſche Gott iſt wertlos für die Empfindung.

Ein präexiſtierender Gott erklärt nichts.

Darwins Erklärung der Natur.

Pascals Standpunkt.

*) Diejenigen Menſchen, denen weder Glaube noch Gnade innewohnt, die ihre ganze Einſicht aufbieten, um in der Natur dasjenige zu finden, was ſie zur Erkenntnis Gottes führen könnte, finden nur Dunkel und Finſternis. Dieſen zu ſagen, daß ſie aus den geringſten Dingen ihrer Umgebung Gott erkennen können, und ihnen als Beweis für jenen großen und wichtigen Gegenſtand nur den Lauf des Mondes und der Planeten anzuführen und dabei zu behaupten, mit derartigen Redensarten den Beweis erſchöpft zu haben, das iſt ihnen gerechten Anlaß zur Meinung zu geben, daß die Beweiſe für unſre Religion recht hinfällig ſind, und ich weiß aus Einſicht und Erfahrung, daß nichts geeigneter iſt, ihre Verachtung hervorzurufen. . . . Ich werde es daher nicht unternehmen, mit natürlichen Gründen die Exiſtenz Gottes oder die Dreieinigkeit der Seele zu beweiſen . . . nicht nur, weil ich mich nicht ſtark genug fühle, um aus der Natur Beweiſe zu finden, die verſtockte Atheiſten überführen könnten, ſondern auch, weil dieſe Erkenntnis ohne Chriſtus unnütz und unfruchtbar wäre. Sollte auch jemand davon überzeugt ſein, daß die Verhältniſſe unter den Zahlen immaterielle, ewige, von einer erſten ſie begründenden Wahrheit, die wir Gott nennen, abhängige Wahrheiten ſeien, ich könnte nicht glauben, daß er damit für das Heil ſeiner Seele einen weſentlichen Fortſchritt gemacht hätte. Es iſt zu beachten, daß ein kanoniſcher Schriftſteller ſich nie der Natur bedient hat, um Gott aus ihr zu beweiſen. . . . Die metaphyſiſchen Beweiſe von Gottes Daſein ſind den menſchlichen Gedanken ſo fremd und ſo verwickelt, daß ſie wenig Eindruck machen; und wenn ſie auch einzelnen nützlich ſein könnten, ſo wäre es doch nur für den Augenblick, wo ſie dieſe Beweisführung vor ſich ſehen, aber eine Stunde nachher fürchten ſie, ſich getäuſcht zu haben: „Quod curiositate cognoverint, superbia amiserunt“ . . . Der Gott der Chriſten iſt nicht etwa ein Gott, der nichts weiter iſt als der Urheber geometriſcher Wahrheiten und der Ordnung der Elemente. . . . Der Gott der Chriſten iſt ein Gott, „welcher die Seele empfinden läßt, daß er ihr einziges Gut — ihr Frieden iſt, und daß es keine Freude für ſie gibt, außer in der Liebe zu ihm. Diejenigen, welche behauptet haben, ſowohl Gott zu kennen, als ihn ohne Chriſtus beweiſen zu können, hatten nur ohnmächtige Beweiſe zur Hand. Aber um Chriſtus zu beweiſen, haben wir

et de grâce, qui recherchent de toute leur lumière tout ce qu'ils voient dans la nature qui peut les mener à cette connaissance (de Dieu) ne trouvent qu'obscurité et ténèbres. Dire à ceux-là, qu'ils n'ont qu'à voir la moindre des choses qui les environnent et qu'ils y verront Dieu à découvert, et leur donner pour toute preuve de ce grand et important sujet, le cours de la lune et des planètes, et prétendre avoir achevé sa preuve, avec un tel discours, c'est leur donner lieu de croire, que les preuves de notre religion sont bien faibles; et je vois par raison et par expérience, que rien n'est plus propre à leur en faire naître le mépris. . . . Et c'est pourquoi je n'entreprendrai pas ici de prouver par des raisons naturelles ou l'existence de Dieu, ou la Trinité, ou l'immortalité de l'âme; . . . non-seulement parce que je ne me sentirais pas assez fort pour trouver dans la nature de quoi convaincre des athées endurcis, mais encore parce que cette connaissance, sans Jésus-Christ, est inutile et stérile. Quand un homme serait persuadé, que les proportions des nombres sont des vérités immatérielles, éternelles et dépendantes d'une première vérité en qui elles subsistent et qu'on appelle Dieu, je ne le trouverai pas beaucoup avancé pour son salut. C'est une chose admirable, que jamais auteur canonique ne s'est servi de la nature pour prouver Dieu. (Hiob 12, 7—9 erkennt dennoch die Beweiſe vom Daſein Gottes in der Natur ſehr wohl an. Paſcals Bibelkenntnis war eine ſehr beſchränkte und tendenziöſe.) Les preuves de Dieu métaphysiques sont si éloignées du raisonnement des hommes, et si impliquées, qu'elles frappent peu; et quand cela servirait à quelques-uns, ce ne serait que pendant l'instant qu'ils voient cette démonstration; mais une heure après ils craignent de s'être trompés. „Quod curiositate cognoverint, superbia amiserunt.“ Le Dieu des Chrétiens ne consiste pas en un Dieu simplement auteur des vérités géométriques et de l'ordre des éléments. . . . Le Dieu des Chrétiens est un Dieu, qui fait sentir à l'âme qu'il est son unique bien; — que tout son repos est en lui, qu'elle n'aura de joie qu'à l'aimer. Tous ceux, qui ont prétendu connaître Dieu et le prouver sans Jésus-Christ n'avaient que des preuves impuissantes. Mais pour prouver Jésus-Christ,

Paſcals Erkenntnis der Ohnmacht der Beweiſe Gottes aus der Natur und ihrer Wertloſigkeit für das Gemüt.

Paſcals Bibelkenntnis beſchränkt.

---

die Prophezeiungen, welche thatſächliche und handgreifliche Beweiſe ſind . . . ohne dieſe und die Schrift, ohne Erbſünde und den notwendigen Mittler kann man durchaus nicht Gott beweiſen, noch eine richtige Doktrin und eine richtige Moral lehren.

nous avons les prophéties, qui sont des preuves solides et palpables. . . . Hors de là et sans l'Ecriture, sans le péché originel, sans médiateur nécessaire, on ne peut prouver absolument Dieu, enseigner une bonne doctrine, ni une bonne morale. — Der geniale Glaubensheld des 17. Jahrhunderts kannte die Ohnmacht aller angeblichen Beweiſe für das Daſein Gottes und die Wertloſigkeit aller darauf gegründeten Ueberzeugungen. Was aber erſt gegen Ende des 18. Jahrhunderts begann und erſt jetzt zur Vollendung gelangt, iſt der Beweis von der vollſtändigen Unzuverläſſigkeit der hiſtoriſchen und prophetiſchen Zeugniſſe in der Bibel und anderweitig. Den Beweis, den Pascal übrig gelaſſen hat, den haben Strauß und Bauer u. a. vollſtändig zerſtört. Iſt nun die Darſtellung von einem Daſein Gottes nicht ein bloßes Hirngeſpinſt, notwendig als eine Wahnvorſtellung, die auf der Entwicklungsbahn der menſchlichen Erkenntnis einen großen Raum füllt, an deſſen Ende wir gegenwärtig ſtehen? Das Intereſſe, das wir nehmen an den Fortſchritten des Daſeins, iſt nicht willkürlich und nicht entbehrlich für unſer Denken und Thun. Iſt auch das etwa erklärbar ohne einen perſönlichen Gott? Darauf ſpitzt ſich die Unterſuchung für mich zu.

Bibelkritik von Bauer und D. Fr. Strauß.

Iſt das Intereſſe am Fortſchritt erklärbar ohne perſönlichen Gott? Unterſuchung obiger Frage.

7. Juli. — Auch in dieſer Unterſuchung gibt es nur einen ſicheren Weg. Er muß ausgehen von dem Bekannten und verbleiben in den Grenzen des Vorſtellbaren. Bekannt iſt das Intereſſe jedermanns an dem eigenen Weſen, ſo weit die Erinnerung zurück und die Hoffnung vorwärts reicht. Wie iſt das möglich? Das Ich muß als dasſelbe ſich empfinden und vorſtellen in Vergangenheit und Zukunft. Würde der Schlaf z. B. die Fortſetzung des Bewußtſeins unterbrechen, könnte man ſich weder durch Verſprechungen über den Schlaf hinaus binden, noch mehr Sorge, als für einen Andern, über die Periode des Wachens hinaus tragen*). Es dehnt ſich nun dieſes Intereſſe aus auf Gattin und Kinder. Auf daß es ihnen wohlgehe auf Erden, hat ſo mancher ſein Leben hingegeben. Die Familie iſt die Fortſetzung des Ichs, die Völker ſind die Fortſetzung der Familie; die Menſchheit iſt das Beharrliche in den Völkern. An dieſe Gemeinſchaften heftet ſich das Intereſſe des einzelnen, und dennoch glaubt er nicht an ein beſonderes Familien-Ich, an ein Volks-Ich und an ein Menſchheits-Ich. Wozu ſoll er wegen des Anteils, den ihm der Fortſchritt in der Natur einflößt, und wegen der Thatſache, daß ein ſolcher

Die Vorſtellung des einheitlichen Ichs muß ununterbrochen in der Zeitfolge ſein.

Die Familie ein erweitertes Ich.

Volk — erweiterte Familie.

Menſchheit — das Beharrliche in den Völkern.

*) Nicht die Erinnerung, daß ein Verſprechen gegeben, genügt; die Empfindung, daß ich noch immer derſelbe bin, der es gab, iſt unentbehrlich.

Fortſchritt ſtattgefunden hat, ein Natur-Ich, den von Dove ſogenannten Univerſus annehmen? Die thatſächliche Förderung in Familie, Volk und Menſchheit genügt. Ob ſie von einer undankbaren Nachwelt verkannt wird, ändert nicht das Geringſte an ihrem Wert. Die Erzeuger ſorgen für die Erzeugten wegen Kauſalitätsgefühl, nicht wegen Kauſalitätserkenntnis, ſei es ihre eigene Erkenntnis oder die der Erzeugten. Erkennbar iſt aber freilich alle Kauſalität, und ſie kann daher immer in einem empfindenden Weſen Wohlgefallen oder Mißfallen erregen, und dieſe Möglichkeit macht das Intereſſe bewußter Weſen in ſympathiſcher Weiſe verſtändlich für eine nicht zu begrenzende Vergangenheit und Zukunft. Um bildlich das Verhältnis zu verſinnlichen: das Dauernde in der Menſchengemeinſchaft kann in jedermann erwachen; es ſchläft und träumt und dämmert inzwiſchen. Wir überſchreiten das Gebiet der Erfahrung nicht, wenn wir dasſelbe Verhältnis auf das Univerſum ausdehnen. Das Göttliche erwacht in den mit Selbſtwahrnehmung begabten Organismen und ſteigert ſich bis zu dem Menſchen, der mehr und mehr als Menſchheit ſich auf der Erde empfinden lernt und in dem Weltall den einheitlich waltenden Plan und Fortſchritt. Sobald der Menſch einen individuellen Geiſt außerhalb des Univerſums hinzudenkt, macht er ein Prinzip, ein Abſtraktum zur Perſon und gerät auf Widerſinniges. Aber ein in ihm ſelbſt erwachendes Göttliches, der Inbegriff alles Strebens zum Wahren, Schönen und Guten, erkennt ein jeder normale Menſch; und dieſes Erwachen kann ſich auf andre Menſchen übertragen. Das iſt die herrliche Aufgabe, in ſich und in andern das Göttliche zu erregen und durch die ununterbrochene Gemeinſchaft brennend zu erhalten und zu ſteigern. Das Gebet ſoll das Göttliche im Menſchen erwecken, darin er, wie Pascal, ſein einzig Gut, ſeine Stille, ſeine wahre Liebesfreude empfindet.

Gott in der Menſchheit.

Das Dauernde in der Menſchengemeinſchaft.

Das Göttliche im Univerſum erwacht und ſteigert ſich bis zu dem Menſchen.

Das im Menſchen erwachende Göttliche.

Das Gebet erweckt das Göttliche im Menſchen.

20. Nov. — Alle Religionen verdienen unter dem Goetheſchen Titel „Dichtung und Wahrheit“ zuſammengefaßt zu werden. Da iſt es weſentlich, die Wahrheit nicht für bloße Dichtung oder umgekehrt zu halten. Keine Religion bietet aber das Unterſcheidungsmittel. Die Offenbarung wird um ſo gewaltiger, je mehr ſie ſich zu dichteriſchem Schwunge erhebt. Die natürlichen Einſichten, die Philoſophie, müſſen ſchließlich die Grenzlegung vollführen. Dabei gibt es aber beklagenswerte Irrungen; und weil die Religion behauptet, lautere Wahrheiten zu bieten, obwohl ſie dichtet, wird ſie für Lüge erklärt, oder wieder, weil die dichteriſche Form für bloße Hülle genommen wird, hört ſie auf, zu erheben, und wird dürre, orthodoxe Dogmatik.

23. Dez. — „Mit Kant iſt es, wie mit dem Seiltanzen, das man nur in der Jugend erlernen kann.“ Das Wort iſt von Lichtenberg, und er hat recht. Ich würde für die Prima der Gymnaſien einen Kurſus Kantiſcher Philoſophie als prophylaktiſche Lehre gegen den Dogmatismus, den ſkeptiſchen mit eingeſchloſſen, für zuträglich halten. Das Leben wird zu den erforderlichen Moderationen und Erweiterungen ſchon führen, auch dagegen ſchützen, daß man Gott, Freiheit, Unſterblichkeit auf eine metaphyſiſche Welt beſchränkt, in der dieſe Vorſtellungen uns durchaus nichts helfen können, während wir ſie in der Erſcheinungswelt nicht oder kaum entbehren können.

Kants Philoſophie ſoll man in der Jugend kennen lernen.

Phyſiologiſche Pſychologie (1878).

15. April. — Ueber die Natur der Seele könnte man auf Grund der neueren Erkenntniſſe beſſer urteilen, als die Zeitgenoſſen es thun. Die Materie hat Geſchmack, aber ſelbſt ſchmeckt ſie nicht, — die Blume duftet und kann nicht riechen, — die Saite ſchwingt, aber hört nicht, — das Licht ſtrahlt, aber ſieht nicht, — die elektriſche Ladung gibt einen empfindlichen Schlag, aber empfindet nicht, — das ſind doch alles Trivialitäten. Dennoch hat ſich die Vorſtellung befeſtigt, als könnte die Seele, die ſich ſelbſt wahrnehmende Energie, die Reſultante ſein aus einer großen Anzahl ſinnlicher Funktionen, die nur auf Leitungen und Anſammlungen von Reizen hinarbeiten. Der ausgeſchnittene Muskel, mit Blut gehörig durchrieſelt, lebt weiter, ſein Nerv leitet die Reize, bewirkt Zuckungen. Aber der Muskel empfindet nicht und hat von ſeinen Bewegungen keine Vorſtellung. Es fehlt ihm die ſich wahrnehmende Energie. — Wir kennen das merkwürdige Phänomen dieſer Energie nur in uns direkt. Wir wiſſen, daß dieſe Energie, um ſich in der Zeitfolge als das Bleibende zu fühlen, eine kontinuierliche ſein muß. Wir ſchließen aus den Bewegungen der Mitmenſchen und der Tiere, daß auch in ihnen dieſe Energie ſein muß. Es iſt eine ſcholaſtiſche Idee, daß die Tiere kein Selbſtbewußtſein haben und dadurch von den Menſchen ſich unterſcheiden. Für dieſe Seelenenergie ſind Leiter einzig und allein die Nerven. In ihnen muß der Seelenäther verbreitet ſein, deſſen Bebungen den Gedanken in die Körperwelt überleiten, wie die

Die Natur der Seele aus den neueren Erkenntniſſen zu beurteilen.

Welches iſt die ſich wahrnehmende Energie?

Dieſe Energie muß kontinuierlich ſein

Leiter dieſer Energie ſind die Nerven.

Aetherſchwingungen das Leuchten der Sonne zu uns tragen. Aber die denkende oder vorſtellende, empfindende Energie iſt der leuchtenden Sonne zu vergleichen. Nur was ſie liefert, kann der Aether fortleiten, der ſelbſt aber keine Vorſtellung, Empfindung ꝛc. produziert. Gehen ſeine Bebungen über aus einer Leitung auf die andre, ohne durch die zentrale Seele zu paſſieren, ſo gibt das Reflexbewegungen. Die Seele iſt jene, den Nervenäther erregende Energie und zugleich erregbar für die Bebungen dieſes Aethers. In den Zellen der grauen Subſtanz erhalten ſich die Bebungen und können aus ihrem Zuſtande bloßer Spannkräfte wieder zu lebendigen Bebungen werden. Sie fließen während des Schlafes ab, mindern die Spannung durch die große Verwendung zu den Traumvorſtellungen. Die Seele iſt gleichſam ein dioptriſches und zugleich katoptriſches und ſelbſt leuchtendes Weſen. Sie empfängt die Eindrücke von außen, photographiert ſie in den Zellen der grauen Subſtanz, von wo ſie wieder bei offener Leitung in die Seele zurückſtrahlen; — dort erzeugen ſie jenes Leuchten, das die willkürlichen Bewegungen hervorbringt. In ſich ſelbſt iſt die Seele eine imponderable, vollſtändig durchlaſſende und ſtets aktive Subſtanz. Sie kann aber nichts feſthalten, ſondern muß es von neuem immer aus ihrer Photographienſammlung hervorſuchen. Auch ſich ſelbſt nimmt ſie wahr *nur* im Bilde, und zwar ununterbrochen bis an den Tod. Sie entſtand aus Unbelebtem und war darin als Spannkraft enthalten. Dem Grade ihrer Auslöſung nach unterſcheidet ſie ſich von Menſch zu Menſch, von Menſch zu Embryo, Tier. Aber ſie iſt überall derſelben Natur. Der ſie leitende Nervenäther iſt auch mehr oder weniger vollkommen. Dennoch iſt die Leitung gehemmter oder unklarer ꝛc. Dieſe aphoriſtiſchen Sätze ließen ſich in einen gewiſſen Zuſammenhang bringen, denke ich, und würden uns eine nähere Einſicht in die Natur der Seele gewähren, als Ariſtoteles ſie haben konnte. Unvollkommen würde ſie aber bleiben, weil die *ſich wahrnehmende* Subſtanz ein Prädikat hat, das durch Bewegung nicht zu erklären iſt. Hundertmal mögen kreiſende und wirbelnde Kräfte ſich durchſchneiden und ablenken oder aufheben, ſie merken es nicht. Ob in einem Punkt nur zwei Kräfte zuſammentreffen oder tauſende von verſchiedener Richtung, ſie empfinden es nicht. Aus der Bewegung wird keine Empfindung. Das Du Bois-Reymondſche „Ignorabimus“ bleibt.

Reflexbewegungen: Bebungen, welche die zentrale Seele nicht paſſieren.

Die ſich wahrnehmende Subſtanz bleibt unerklärbar.

Das Du Bois-Reymondſche „Ignorabimus“.

9. Mai. — In der Pſychologie bin ich überzeugt worden, daß das Schmerzgefühl im eigenen Körper deshalb ſo weſentlich von dem Taſtgefühl und den andern fünf Sinnen verſchieden iſt, weil es nicht

Schmerz iſt der ſechſte Sinn.

außerhalb des Körpers einen andern Körper zur Vorausſetzung hat. Es dient in dieſem Sinne nicht zum Erkennen von Objekten, die iſoliert ſind von der Nervenleitung, von einer Außenwelt, — ſondern zum Gegenſatz zwiſchen einer ſinnlichen Innen- und Außenwelt. Es iſt der ſechſte Sinn, beſtimmt zur Wahrnehmung der inneren Sinnlichkeit, — unzugänglich daher für Phantasmen, die nur die Reſte der äußerlichen Sinnen- oder Körperwelt kombinieren können.

23. Mai. — Meine pſychologiſchen Spekulationen finden eine bemerkenswerte Beſtätigung durch die der phyſiologiſchen Geſellſchaft zu Berlin am 15. März von H. Munk gemachten Mitteilungen. Schon früher war bekannt, daß die Abtragung der Großhirnrinde beim Hunde nach den drei Lappen verſchiedene Folgen hat. An dem Hinterhauptslappen macht ſie ſeelenblind, d. h. bewirkt den Wegfall des Lichtgedächtniſſes; an dem Scheitellappen ſtört ſie die Bewegungen, an dem Schläfenlappen raubt ſie das Tongedächtnis. Die Hunde lernten aber von neuem ſehen und hören, weil neue Partien der Rinde zum Aufſammeln der Eindrücke in Verwendung kamen. Durch weitere Verſuche wurde nachgewieſen, daß beſtimmte Rindenpartien auch entſprechenden Partien der Netzhaut entſprechen. Sind dieſe durch die Rindenexſtirpation entfernt, ſo wird mit neuen Partien geſehen, die Fehler werden (wie der blinde Fleck) überſehen, — bis die ganze Partie exſtirpiert iſt. Es gibt alſo für Lokalzeichen im Gehirn regelmäßig und kontinuierlich geordnete Elemente in der Rinde. Die Kreuzung iſt beim Hund allgemein, ſo daß den Exſtirpationen rechts Störungen auf der linken Seite entſprechen und umgekehrt. Beim Affen trat dagegen nach Exſtirpation der Sehſphäre einerſeits am Hirn Blindheit einer Hälfte an beiden Augen ein, und zwar bei rechtſeitiger Operation der rechten Hälfte der Retina. — Ganz ſo verhielt es ſich beim Gehör. — Der Stirnlappen erwies ſich beim Hunde als Fühlſphäre, die vordere Partie für den Kopf, die mittlere für die Vorderbeine, die hintere für die Hinterbeine, — ſtets aber gekreuzt. Taſtſinn, Lagegefühl, Richtungsgefühl der eigenen Bewegungen ſind drei verſchiedene Beſtandteile des Gefühlsſinnes, die nicht alle gleichzeitig ſchwinden. Das Richtungsgefühl geht am leichteſten verloren und iſt am ſchwerſten wieder zu reſtituieren, in zweiter Reihe das Taſtgefühl; am ausharrendſten iſt das Druck- und Lagegefühl.

Verſuche Munks an Hunden bei Abtragung der Hirnlappen.

1. Seelenblindheit.

2. Bewegungsſtörung.

3. Tongedächtnisverluſt.

Das Richtungsgefühl geht am leichteſten verloren.

Es iſt erwieſen, daß die Sinnesnerven in die Hirnrinde Reize führen, die Erinnerungsbilder hinterlaſſen, und die wie durch einen Brennpunkt, durch den Einigungsort, das Ich, gleiten. Das Gehirn

iſt dem Spiegel im Teleſkop zu vergleichen, nicht dem Auge. Die Kreuzung der Leitungen vermittelt die Einigung.

4. Nov. — Das Gehirn mit ſeinen zahlloſen Ganglien, Nervenzellchen grauer Subſtanz, iſt einem Hohlſpiegel zu vergleichen, auf welchem alle Nervenreize ſich abbilden, zu dem Focus des Nervenlebens hinſtrahlen, dieſen Focus aber wegen der Störungen und Hemmungen durch andre Strahlen, nur ſelten erreichen. Aber die in den Focus dringenden Reize werden zurückgeworfen und zum Teil gebrochen, verändert wieder dem Spiegel zugeleitet. Der Focus perzipiert nicht den einzelnen Strahl, ſondern die Miſchung oder Aenderung des vorhergehenden durch den nachfolgenden Strahl; das gibt die Kontinuität. Das Gedächtnis beſteht in der Möglichkeit, die Bahnen zu den Zellen, in denen die Eindrücke ſich befinden, frei zu legen, oder dem Focus eine ſolche Stellung zu geben, daß er die Zellbilder wahrnimmt. Ein beweglicher Focus ſieht ſich in der Hemiſphäre leicht und ſchnell um, — ein träger und ſchwerfälliger vermag nicht loszukommen von ſeinen jedesmaligen Spiegelbildern; in manchem wiederholt ſich dasſelbe Bild bis zur Verdummung.

Die künſtleriſchen Sinne.

Unter den Sinnen geben bloß Geſicht und Gehör Stoff zu künſtleriſcher Produktion. Wirkliche Schmerzempfindungen, z. B. Zahnweh u. ſ. w., können wir nur mit den bezeichnenden Worten beſprechen, aber eine eigentliche Reproduktion, wie z. B. der vorgeſtellte Ton im Kopfe des tauben Beethoven, — iſt es nicht. Auf dieſe Verſchiedenheit der Sinne müßte die Doktrin, meiner Meinung nach, mehr Gewicht legen.

Religion (1879).

19. März. — „Die Welt iſt desorientiert", ſchreibt mir Prof. Schirren, und in der Ethik ſuchen viele das Heilmittel. Mich beſchäftigte auch ein ethiſcher Gedanke. Die Empfindungen werden durch Worte nur angedeutet, können aber nicht reproduziert werden. Den Zahnſchmerz kann die Vorſtellung nicht erzeugen, weil es eben kein bloßer Gedanke iſt. Der Menſch, wie er ſich denkt, wie er der Vorſtellung nach ſein ſollte, iſt ſchmerzlos; — das dem Individuum ſtets vorſchwebende Bild, wie er eigentlich ſein ſollte in Gemeinſchaft mit den Mitmenſchen, das drängt zum ſittlich Guten, das hat ewige Ver-

Der vorſtellende (ſeiende) und der vorgeſtellte Menſch.

Das vorgeſtellte Bild drängt zum Guten.

vollkommnung, Unſterblichkeit an ſich. Dagegen der *ganze Menſch* verſpürt Zuſtände, die ſich in Gedanken gar nicht feſthalten laſſen, wenn auch Worte dafür übrig bleiben, Zeichen, deren Inhalt nicht durch Vorſtellungsakte gegeben werden kann. Der empfindende Menſch iſt auch der vorſtellende, aber der vorgeſtellte Menſch iſt ein andrer, und nur *dieſer* iſt ganz verſtändlich, während der erſtere ein Element enthält, das durch *bewegte Subſtanz* allein nicht begreiflich iſt und daher für den Verſtand ein Unfaßliches verbleibt. Zwiſchen dem *ſeienden* Menſchen mit allen unfaßlichen Zuſtänden und dem von dieſen Zuſtänden abgeſonderten, *vorgeſtellten* Menſchen beſteht Widerſtreit. Der erſtere verſpürt freien Willen, Verantwortlichkeit für ſein Handeln, Gut und Böſe, — der vorgeſtellte Menſch kann nur in unendlichen Urſachreihen denken, die nirgends anfangen; und dann fehlt der Punkt, an dem ein freier Wille anſetzen könnte, für den die Verantwortlichkeit könnte getragen werden; Gut und Böſe ſind Wahnvorſtellungen, die auf eine bloß mechaniſche Welt nicht paſſen; zukünftige Zwecke beeinfluſſen den Willen auch nur als gegenwärtige Vorſtellungen und treiben ihn mit Notwendigkeit in der mittleren Richtung der gleichzeitigen Vorſtellungen, mit Ueberwiegen der ſtärkeren unter ihnen; ſie ſind von früheren Zuſtänden entſtanden, entſtanden mit Notwendigkeit, nicht nach freier Wahl. So iſt der reale Dualismus, den der Menſch erfahren kann, ein Kampf zwiſchen dem ſeienden Menſchen und dem vorgeſtellten. Für den vorgeſtellten iſt die Tugend, die freilich nur unter Beimiſchung der aus dem *empfindenden* Menſchen entlehnten Freiheitsvorſtellung gedacht werden kann, auch das höchſte Gut, das einzig wahrhaft Gute. Dafür einen Lohn zu fordern, iſt ein Widerſinn, denn Beſſeres gibt es nicht mehr, und eine Vergeltungslehre kann nur von dem Böſen, als dem einzigen Uebel, befreien. Kant hat an das Gute die Forderung der Glückſeligkeit, die davon verſchieden ſein müßte, geknüpft und eine Fortexiſtenz zu deren Realiſierung nach dem Tode verlangt, — weil er eben in der Erfahrung den Beweis fand, daß das Gute den Menſchen nicht glücklich macht! Er hätte aber unterſcheiden ſollen: den *vorgeſtellten* Menſchen macht es in der That vollſtändig glücklich, — den *ſeienden* aber nicht, der aber überhaupt nicht ein Gegenſtand wahrhafter Erkenntnis, obwohl ſehr energiſcher Empfindung iſt. Einen Ausgleich zwiſchen den widerſtreitenden Naturen vermag nur die Kunſt zu bieten. Alle Religion iſt künſtleriſch. Die klaſſiſche Mythologie wurzelt in epiſcher Dichtung, und dieſer Charakter iſt der europäiſchen Kulturreligion verblieben. Chriſtus iſt ein epiſcher Held auf geiſtigem Gebiet. Die Poeſie er-

Widerſtreit zwiſchen dem ſeienden und dem vorgeſtellten Menſchen.

Der vorſtellende Menſch verſpürt freien Willen, Verantwortlichkeit, — der vorgeſtellte nur Kauſalität.

Für den vorgeſtellten Menſchen iſt die Tugend das höchſte Gut.

Glückſeligkeitspoſtulat Kants.

Den vorgeſtellten Menſchen macht das Gute glücklich, den ſeienden nicht.

Die Kunſt bietet den Ausgleich zwiſchen beiden (Religion und Poeſie); daher iſt alle Religion künſtleriſch.

regt Befriedigung gleichzeitig im *empfindenden* und in dem *vorgestellten* Menschen. Der Idealmensch Christus erregt das tiefste Mitgefühl mit seinen schmelzenden Weherufen über Jerusalem, mit seinem Tode am Kreuze und befriedigt gleichzeitig die höchste sittliche Strenge des schmerzlos und unsterblich gedachten Menschen. Ohne diese höchste Poesie, die man bisher mit Unrecht, als wäre es eine sinnliche Wahrheit, von der Dichtung für ganz verschieden erklärt hat, bleibt das Menschheitsleben ein freudenloser Konflikt. *Religion muß daher dem Menschen bleiben*, sie muß nicht Unwahrheiten enthalten, denn diese beleidigen den Geist, sie muß nichts Unschönes bieten, denn das verletzt das Gefühl. *Die größtmögliche Schönheit mit der tiefsten Wahrheit* dem Menschen vorzuführen, das ist die Aufgabe der Religion. Bilder und Gleichnisse verschieben das Wahrheitsgefühl und betrügen durch Illusion. Die bildenden Künste gehören deshalb nicht in die Kirche*). Musik und Dichtung in herrlichen Bauwerken, das ist das Rechte. Der vorgestellte Mensch ist ein Glied der Menschheit und führt zu der Menschheitsvorstellung, als der eigentlichen Aufgabe, — die Menschheit ist ein Glied in dem Weltganzen und führt zur Weltvorstellung als einer Aufgabe, diese Aufgabe führt auf einen Gott, der sich realisiert und ins Ewige zu höherem Bewußtsein entwickelt, nicht zu einem von allem Reiz entkleideten fertigen Gott, der die Welt auch unerschaffen hätte belassen können.

Religion und Kunst.

Der unfertige Gott als Aufgabe.

Doch alle diese Gebilde der Vorstellungswelt haben für die Wirklichkeit nur insoweit Wert, als sie durch Poesie, Kunst im allgemeinen, zu wahrnehmbarer, empfindbarer Darstellung gelangen und nicht in der Wüste der reinen Abstraktion verbleiben.

Notwendigkeit religiöser Empfindung.

(Nach der Geburt seines ersten Enkels geschrieben.)

28. Juni. — Die Thätigkeit für das Gemeinwohl, wie die Kinder es vermitteln, quillt aus dem Herzen, — alles übrige Arbeiten für das Gemeinwohl muß herausgepumpt werden durch die Aspirationen des Enthusiasmus und den Druck der Verhältnisse. Erst die Mutter erfaßt sich als ein Glied in der unendlichen Liebeskette. Die Empfindung der unendlichen Liebe wird für sie Wirklichkeit, und die unendliche Liebe ist doch die einzige Qualität, die wir Gott nennen dürfen. Diese findet sich nicht in der Natur und nicht in der Wissenschaft, denen ja die Liebe unverständlich. Ewige Liebe unbegrenzt zu empfinden, das allein ist wahre Religion**).

*) Mein Vater gehörte zur calvinistisch-reformierten Kirche, deren Standpunkt er in dieser Hinsicht teilte.

**) Anm. d. Herausgeberin: Diese Auffassung verurteilt vollständig jedweden religiösen Fanatismus als lieblos.

3. Dez. — Während meines Aufenthalts in der Stadt gerieten meine Gedanken auf die eigentliche Bedeutung der Religion für die Gegenwart. Es ſoll aber unter Religion nicht verſtanden werden bloß eine Lehre, ein Glaube oder eine beſondere Empfindung, ſondern dazu gehört ein im Leben der Geſellſchaft anerkannter Kultus. In der gebildeten chriſtlichen Geſellſchaft hat dieſer Kultus mehr Bedeutung für die Frauenwelt, als für die Männer. Im allgemeinen bietet das religiöſe Gebiet einen Vorrat von Vorſtellungen und Ausſprüchen, die ſehr geeignet ſind, Ereigniſſe, wie Geburten, Heiraten, Todesfälle, in paſſender Weiſe zu feiern. Denkt man ſich jedes Ritual weg, wird es nicht oft an den geſchmackvollen Gedanken und Ausdrücken in ſolchen Fällen fehlen? Armut in den Mitteln zur Aeußerung erſtickt aber auch leicht die Empfindungen; die Uebung fehlt und die Kraft erlahmt. Wie trocken wird allmählich ein Leben, worin die wichtigſten Vorgänge für die Familie geſchäftlich abgemacht werden, ohne Anknüpfung an den Kultus des Ewigen! Die Bedeutung der Religion iſt dann für die Geſellſchaft bisher meiſt falſch aufgefaßt worden. Nicht in beſſerer Erkenntnis beruht ſie, auch nicht in beſſerer Moral. Aber ſie verſchönert das Leben. D. Fr. Strauß ſagt, er könne keinen Geſchmack finden an einem vernünftigen Kultus, — lieber ſeien ihm ſchon chriſtliche Legendenerzählungen. Er meint mit Nathan dem Weiſen und Hermann und Dorothea ſich beſſer erbauen zu können, als mit dem Evangelium Johannis ꝛc. Es liegt etwas ſo Unzukömmliches in dieſer Anſicht, daß man Mühe hat, ſie ernſt zu nehmen. Wie ſoll der durch den Tod Betrübte, oder wie ſoll die zu dem Gatten tretende Jungfrau ſich mit dieſer Gattung Kunſtwerk in ſolchen Augenblicken beſchäftigen! Nur eine Gattung Kunſt paßt in ſolchen Lagen, die religiöſe Dichtung, die kirchlichen Geſänge und die kirchlichen Feiern. Da gleicht ſich der Gegenſatz zwiſchen dem endlichen Beginnen und Erleiden und der ewigen Vernunft aus durch die freie Empfindung des Schönen in Bezug auf das Unendliche.

Die Bedeutung des Kultus.

Ohne Uebung erlahmt die Empfindung.

Unzukömmlichkeit von D. Fr. Strauß' Anſicht gegen den Kultus.

Der Kultus iſt der Träger der religiöſen Dichtung.

Der beſte Kultus.

Ein jeder ſollte den Ritus feſthalten und pflegen, aber nicht ohne Unterſchied. Der Ritus, der den höchſten äſthetiſchen Wert hat, und der von den bloßen Kirchendienern unabhängiger iſt, verdient den Vorzug. Die Kirche muß nicht nach dem Glauben fragen, weil das die Gemeinſchaft ſpaltet, ſondern den ſchönen Ritus pflegen, weil die Einigung der Menſchen ihre höchſte Aufgabe iſt. Gemeindegeſang, altgewohnte Feiern, eine aufgeklärte Prieſterſchaft ſind Vorzüge der Evangeliſchen.

Vorzüge des evangeliſchen Kultus.

Die Aufgabe der Kirche ist, die Gemeinschaft zu fördern.

Wenn die Kirche die Vollendung der menschlichen Gesellschaft anstreben würde durch Bande der Liebe und Schönheit, würde sie vielen willkommener sein, als wenn sie den Anspruch macht, Wahrheiten zu lehren, die ja durch die Wissenschaft besser gewonnen werden, oder blinden Glauben zu verbreiten, oder die Sittlichkeit zu schwächen.

Die Moralität muß von der Kirche unabhängig gelehrt werden.

Denn alles, was dem Menschen die Nötigung, ganz unabhängig von der Religion sittlich zu handeln, ausredet, stellt die Sittlichkeit auf das schwankende Gebiet des Glaubens und Meinens; es schwächt die Fundamente, auf der allein die Moralität sicher ruhen kann.

Bedeutung der Kirche für das weibliche Geschlecht.

Die Weiblichkeit leidet am meisten, wenn von dem Leben der Schmuck der Religion abgestreift wird, weil ihr Horizont mehr auf die Familienereignisse angelegt ist. Die Männer sind absorbiert von gewerblichen, staatlichen, wissenschaftlichen Bestrebungen. Alte Frauen, die allen Sinn für Poesie andrer Art eingebüßt haben, in der Kirche finden sie eine letzte erquickende Labung.

Die Kirche verkennt ihre eigene Bedeutung.

Der brave und hochgeehrte Graf Peter Pahlen starb, ohne die Kommunion nehmen zu wollen, mein Freund * klagte, die Freundinnen hätten ihm die Kommunion aufdrängen wollen! — Dieses Sträuben bei den wahrhaftigsten Menschen kommt davon, daß die Kirche die eigene Bedeutung selbst verkannt hat und auch andern falsch darlegt.

Das Abendmahl ist die Bestätigung der Gemeinschaft, in der wir verbleiben sollen.

Die Kommunion ist nicht eine Beteuerung, daß ich Christus für Gott halte, sondern nur die Bestätigung meiner *Gemeinschaft* mit den Menschen durch einen vom Alter geheiligten und an die letzte Freundesmahlzeit Jesu anknüpfenden Gebrauch. Hat die Kirche mich in diese *wohlthuende Gemeinschaft* gesetzt, seit ich auf der Welt bin, so sollte auch ich dazu thun, daß die Gemeinschaft *bleibt*.

Universalkultus.

Von diesen angedeuteten Gedanken her gelangt man zu dem Ausblick auf eine Universalreligion, zu der die Menschheit sich nicht erst zu bekehren hat. Die vergleichenden Religionsstudien haben dasselbe Empfinden des Ewigen in allen Religionen entdeckt. In Bezug auf diese ist ein gemeinschaftlicher Kultus möglich, der von dem Unschönen, Wilden, Abergläubischen befreit werden kann. Die Lehren über die Natur Gottes und über die Formen, in welche der Sterbende eingeht 2c., übersteigen die Menschlichkeit; wir können sie dahin gestellt sein lassen, und doch Freude haben an einer weihevollen gemeinsamen Feier des Ewigen.

Zusammenfassende Erwägung.

4. Dez. — Vorstehende Erwägungen in einen kurzen Ausdruck zusammen zu fassen. Die eigentliche Bedeutung aller Religion besteht in der Weihe, die sie dem Zusammenleben der Menschen zu erteilen hat durch Beziehung ergreifender Familien-, Staats-, Menschheits-

vorgänge auf den Ewigen mittels erhabener Schönheit. Wie die Republik in Frankreich sich als diejenige Staatsform herausgestellt hat, die am wenigsten die Menschen zertrennt, so ist der Kultus in der Religion derjenige Bestandteil, der die Aufgabe der Einigung unter den Menschen ungestörter erfüllen kann, — als bloßer Glaube oder Erkenntniß oder Sittlichkeit. Es müssen Formen gefunden werden, die der gemeinschaftlichen Grundlage in allen großen Religionen entsprechen und die erhaben sind, und dann werden wir jene Universalreligion haben, die das Christentum sein will und nicht sein kann. Ebenso sind die Ansprüche der Zendreligion falsch. Die Sittlichkeit gründet sich auf die Nötigung, den menschheitlichen Forderungen nicht aus eigener Neigung zuwider zu handeln: die Erkenntnis stützt sich auf die wissenschaftliche Forschung, der Reichtum auf zweckmäßige Geschäftsthätigkeit u. s. w. Die Religion kann alle diese Seiten des menschlichen Zusammenlebens begünstigen und verschönern, — aber es ist ein heilloser Irrtum, sie auf eine dieser Seiten zu beschränken. Ihr Wesen liegt darüber hinaus. Erhabene Weihe zu geben dem menschlichen Zusammenleben, ist ihre, von keiner anderen Thätigkeit zu vertretende Aufgabe.

Der Kultus ein Einigungsmittel der Menschheit.

Philosophie (1878—79).

3. Nov. — Ich habe die Prolegomena Kants*), in neuer Ausgabe von Benno Erdmann, mit großem Interesse durchgelesen. Aber auch in Bezug auf Kants Philosophie kann man sich nicht verhehlen, daß die Knospe weit mehr ihm versprochen, als bisher sich entfaltet hat. Mich erfrischt ungemein jede gründliche Lektüre eines Kantischen Werks. Aber ich fand auch schärfer ausgesprochen, was ich als offenbaren Irrtum in der Lehre vom Raume erkannt habe, die der große Mann entdeckt hat. Da heißt es pag. 14: z. B. Fläche ist die Grenze des körperlichen Raumes, indessen doch selbst ein Raum! Linie ein Raum ... Punkt noch immer ein Ort im Raum! — Als Kant auf den Punkt kommt, wagt er selbst nicht mehr, ihn einen Raum zu nennen, für Fläche ist es indes eben so mißlich, sie einen Raum zu nennen, da ein Raum durch Flächen weder ver-

Kants Prolegomena von Benno Erdmann.

Irrtum in Kants Raumlehre.

*) Siehe Anhang S. 33.

größert noch vermindert werden kann. Hätte Kant aber zugeſtanden, daß die Fläche nur ein Abſtraktum vom raumerfüllenden Körper ſein kann, ſo war ſie nicht mehr ein reines, ſondern ein empiriſches Gebilde. Die Mathematik wäre dann gerade, wie die Naturwiſſenſchaften, rein, nur in Bezug auf die allgemeine Anſchauung: Raum. In Bezug auf die im Raum unterſcheidbaren Körpergebilde und die dadurch erkennbaren Grenzen und Oerter arbeitet ſie mit Abſtraktionen aus der empiriſchen Anſchauung. — Da Kant immer nur nach den Vorbedingungen aller Erfahrung forſcht, ſo iſt er davon ausgegangen, daß es ein Doppeltes in der Vorſtellung von Erfahrung muß gegeben haben. Ohne ein erfahrendes Subjekt und die zu erfahrenden Objekte kann keine Erfahrung vorgeſtellt werden. Für die Welt der Vorſtellung waren daher erfahrendes Weſen, Seele, einerſeits — und Dinge an ſich anderſeits als erſte Vorbedingung notwendig; — ohne damit über die Welt des Vorſtellbaren hinaus etwas zu behaupten.

Ich leſe jetzt von . . . über die Seele! mit wenig Profit bisher. Es iſt wie ein Haufen zuſammengeharkter Blätter, die ein jeder Windſtoß zerſtreuen könnte und die man dann wieder anders packen könnte. Dieſe Herren Sprachforſcher ſpielen mit ſinnigen Apperzeptionen, die zu einem feſten Gefüge nicht verbunden werden.

Was iſt das eigentliche Selbſt?

13. Nov. — Ich habe mich noch mit Kants Prolegomena beſchäftigt. Die reine Erkenntnis führt nicht zu der Erkenntnis irgend eines Seins an ſich, Seele, Unſterblichkeit, Gott vermag ſie, dem Daſein nach, nicht zu behaupten. Die Erfahrung erhebt das Daſein der Seele, d. h. des Ich's, und das der Dinge über alle Zweifel, aber von ihrer Beſchaffenheit lehrt ſie nichts. Steckt nicht denn eine Fopperei hinter dem γνῶθι σαυτόν! Seinen Leib, ſeine wahrnehmbaren Handlungen, die kann man energiſch erkennen, — über das eigentliche Selbſt hat man nur Einbildungen!

Benno Erdmann über Kants Kritizismus.

2. April. — Ich erhielt Benno Erdmanns Schrift über Kants Kritizismus in den beiden Auflagen der Kritik der reinen Vernunft, und es hat mich beſchäftigt, ſie durchzunehmen, weil ich Prof. Schirren darüber ſchreiben ſollte. Ich gab mein Urteil dahin ab, daß der Autor inſofern die Aufgabe vollſtändig erledigt hat, indem er alle die Unterſchiede in den beiden Ausgaben auf ihre Entſtehungsgründe hiſtoriſch zurückführt. Es ergibt ſich, daß die naiv dogmatiſche Annahme eines Beſtehens, abgeſehen von ſeiner Wahrnehmung, alſo auch außerhalb aller Vorſtellung, in beiden Ausgaben gleichmäßig feſtgehalten worden iſt, für das Ich ſowohl als für die Welt; Aenderungen wurden von Kant nur in den Begründungen angebracht,

Das Ding an ſich.

einerſeits, um Einwendungen, die inzwiſchen verlautbart worden, zu begegnen, anderſeits, weil er an ſeiner Philoſophie der Sitten gearbeitet hatte. Die verlieh den Dingen an ſich einen neuen Wert. Sie ſollten in der intelligiblen Welt die Freiheit denkbar machen und die Vorſtellung regelmäßiger Wirkungen nach autonomen Beweggründen (die den Anfang zu neuen Kauſalreihen abgeben könnten, — oder wohl Analogie, aber nicht Abhängigkeit der Kauſalitätsform unſeres Denkens gegenüber haben) offen laſſen gegenüber dem auf die Erfahrung beſchränkten Geſetz der unendlichen und alle Freiheit ausſchließenden Ketten von Urſachen und Wirkungen. B. Erdmann meint zugleich bewieſen zu haben, daß Kants Lehre zu den Problemen der Philoſophie unſerer Zeit, wiewohl dieſe auf Kant zurückgeführt hätten, eine viel weniger weitreichende Bedeutung, als man gemeiniglich annimmt, hätten. Es gewinnt aber, meint Erdmann, die Lehre an Tiefe, was ſie an Umfang verliert.

Benno Erdmanns Urteil über Kants Bedeutung.

Der metaphyſiſche Hunger iſt im Menſchen lebendig, ſolange er zeugungsfähig iſt. Wenn ich das Aufnahmevermögen für metaphyſiſche Stoffe einem Magen vergleiche, ſo erinnert er an den Magen der Wiederkäuer. Es muß der Stoff mehr als einmal durchgekaut werden, und dennoch muß nicht wenig davon, als unverdaulich, beſeitigt werden. Es kommt eben nicht bloß auf Ernährung, ſondern auch auf Sättigung an, und die verlangt ein dem Magen entſprechendes Volumen. Wir erreichen es bei den Haustieren durch Zugabe von Stroh. Der metaphyſiſche Magen kann durch maſſenhafte Zuführung von Stoff ebenfalls zeitweilig ganz geſättigt werden, ohne daß die metaphyſiſchen Vorſtellungen eine wahrhafte Bereicherung dadurch erfahren hätten. Mit dem Alter ſchwindet nun die Größe des metaphyſiſchen Magens, und es widerſteht ihm leicht die voluminöſe Auseinanderſetzung ſeiner beſonderen Nahrungsmittel.

Der metaphyſiſche Magen.

Das führte mich zurück zur Lektüre der Kantiſchen Metaphyſik der Sitten, mit immer neuer Bewunderung dieſer Perle unſerer philoſophiſchen Litteratur, die ich aber gern in geſchmackvollerer Faſſung ſehen würde. Alle übrige Ethik bleibt dagegen ſchal und ſchwankend.

Kants Metaphyſik der Sitten, eine Perle in geſchmackloſer Faſſung.

5. April. — Bei weiterem Studium von Kants Kritik der praktiſchen Vernunft finde ich, daß Kant recht ſchlagend den Einwand ſelbſt widerlegt hat, den Jakobi gegen ſein Syſtem davon hergeleitet, daß, da auf Dinge an ſich Kauſalität nicht anzuwenden iſt, ſie unmöglich die causa unſerer primären Affektionen ſein könnten, die ja doch irgendwie entſtehen müſſen, damit wir Vorſtellungen gewinnen, — nicht aber ſelbſt aus Vorſtellungen erſt entſtehen können. Kant hebt

Kant wider Jakobi.

hervor, er habe nachgewieſen, contra Hume, daß Kauſalität in Bezug auf die Erſcheinungen Realität habe und erkennbar ſei. Dadurch wird ſie aber nicht bloß als ein Grundſatz der Realität gerettet, — ſondern auch als Begriff. Außerhalb des Anſchaulichen bleibt freilich der Begriff leer und ohne erkennbare Realität, — indes kann ihm die Realität an ſich, wenn auch im unerkennbaren Reiche, nicht abgeſprochen werden. Hier kommt er dann durch die Thatſache des freien Willens zu einer beſtimmten Geltung; — aber nötig iſt er doch ſchon, um Jakobis Einwand, den Ueberweg für tödlich erklärt, zu beſeitigen. Die Dinge an ſich ſind die Urſache unſerer Affektionen, weil die Vorſtellungen von ſolchen Dingen alle Erſcheinungen begleiten, — aber das Erkennen dieſer Urſachen iſt unmöglich; — aus der empiriſchen Verbindung wollte auch Hume auf die Dinge die Kauſalitätsſchlüſſe als Gewohnheitsregeln angewandt wiſſen; — Kant kann aber transſcendente Kauſalität in ſolchen Fällen annehmen, da der Begriff der Kauſalität ihm verblieben, nur daß er nichts außer der Erfahrung präziſiert.

29. Mai. — Die Verſuche, die materialiſtiſchen Erklärungen des Seelenlebens abzuweiſen, und von der gegneriſchen Seite wieder, ſie zu vervollkommnen, gehen weiter*). Nach Profeſſor Alexander Herzen iſt der Gedanke vielmehr das Reſultat derjenigen Molekularbewegung, die mit den Ausſcheidungen der Zerſetzungsprozeſſe im Gehirn aufhört. Der Privatdozent Dr. Zülzer in Berlin hat gezeigt, daß während der lebhafteren Hirnthätigkeit weniger Phosphor und Kochſalz aus den nervöſen Gebilden ausgeſchieden wird. Dieſe werden beſonders während des Schlafes fortgeſchafft. (Reinigung der Korridore durch die Traumaktion, habe ich geſagt!) Chlorkalium ſcheidet ſich dagegen während der Erregung aus. Bis zu den Molekularbewegungen hält der Vergleich mit der Galvaniſchen Säule Stich. Aber die ſich ſelbſt empfindende Molekularbewegung, das iſt das eigentlich zu begreifende Problem, und das hat kein Analogon außerhalb des Nervenlebens der Tiere. Immerhin können die Molekularbewegungen beſſer als die photographiſchen Bildervorräte das Gedächtnis erklären. Entſpricht jeder neuen Empfindung, jedem neuen Gedanken ein Molekularvorgang verſchiedener Art und verſchiedenen Grades mit Kräften, die zum Teil als Spannkraft in den Nervenzellchen zurückbleiben, ſo können

Der Gedanke Reſultat einer Molekularbewegung.

*) Profeſſor Herzen hatte den Vergleich zwiſchen dem Harn und den Gedanken als zwei Abſonderungsprodukten verſchiedener Drüſen als irreführend beiſeite geworfen. Dem Harn vergleichbar ſind nur die im Blute weggeführten Zerſetzungsprodukte des Gehirns, nicht die Gedanken.

dieſe immer wieder ausgelöſt werden und immer wieder durch Erneuerung des Prozeſſes die Spannkräfte vermehren. Es bleibt immer nur die Schwierigkeit, einen Ort ausfindig zu machen, dahin ſich die Selbſtempfindung, d. h. das Subjekt, das den Prozeß beobachtet und die Vibrationen vernimmt, verlegen läßt. Unräumlich kann die Perſon, — um für das Subjekt einen gemeinverſtändlichen Namen zu wählen, nicht ſein, — weil ſie ſehr entſchieden auf das Nervengebilde des Individuums beſchränkt iſt und alle Fabeln über den Rapport zwiſchen verſchiedenen Perſonen ohne ſinnliche Vermittelung reine Phantasmen oder Täuſchungen ſind. Wo iſt aber das Organ, da wir nur ein Gewirr anſcheinend gleichartiger Ganglienzellen mit Verbindungsfäden im Gehirn vor uns haben? Die Schwierigkeit wächſt dadurch, daß wir mit Beſtimmtheit wiſſen, daß die einzelnen Nervenfäden reizbar ſind nur für beſondere Reize: die Augennerven für das Licht, die Gehörnerven für den Schall, die Faſern der hinteren Rückenmarkswurzeln für Schmerz, die vorderen für Bewegung. Ja, die zentralen Rindenpartien des Gehirns haben gleichfalls ihre nachgewieſenen beſonderen Kreiſe von Empfindungen und Bewegungen. Dieſe Teile alle ſind nicht das geſuchte Gebilde, das gleichzeitig ſieht, hört, empfindet, ſich bewegt und ſich als dasſelbe weiß von geſtern auf heute!

Daran ſchließt ſich paſſend die in demſelben Heft des „Kosmos“ beſprochene Rektoratsrede von Helmholtz, überarbeitet 1879, und die Gegenſchrift von Albrecht Krauſe: *Kant und Helmholtz* über den Urſprung und die Bedeutung der Raumanſchauung und der geometriſchen Axiome. Helmholtz geht aus von der Thatſache, daß die Empfindungen nur innerhalb derſelben Qualitätenkreiſe vergleichbar ſind, — und folgert daraus, daß die wahrgenommenen Objekte anders ſind, als die Empfindungen. Licht und Ton ſind *phyſikaliſch*: graduelle Unterſchiede z. B., aber in der Empfindung ſind ſie vollſtändig disparat. Dennoch ſtehen der Aenderung der Empfindung auch Aenderungen am Objekt gegenüber, und die *geſetzmäßige* Folge in ihnen iſt *konform*, nicht das Sein. Jetzt wirft Helmholtz die Frage auf, ob es außer den Qualitäten der Empfindung, die auch Kant als empiriſches Material anſah, noch andre *Formen der Anſchauung* gibt, d. h. *Zeit* und *Raum*. Nun unterſucht Helmholtz die Raumvorſtellung und denkt ſie ſich als ein Produkt der Taſtempfindung in drei Dimenſionen. Da, denke ich, irrt er. Die Empfindung iſt ein Zeichen; die Zeichen bedeuten etwas für denjenigen, der dieſes Etwas kennt, — ſonſt nichts. Hätte ich keine Raumanſchauung, ſo könnte ich ſie aus dem unräumlichen Zeichen nicht erkennen. Es iſt immer die Verwechſelung zwiſchen

Helmholtz und Krauſe.

Nach Helmholtz iſt die Raumvorſtellung Produkt des Taſtſinns.

Nach Keyſerling ſind aber nur die Raumgrenzen ein Produkt der Taſtempfindung.

den Raumgrenzen, dieſe nur ſind aus der Taſtempfindung entnommen und abſtrahiert von Körpern. Der körperloſe Raum hat keine Grenzen, iſt nur die leere Möglichkeit, und die hat die Perſon deshalb in ſich, weil ſie ſich ſelbſt räumlich fühlt. Ein Verhältnis zwiſchen Perſon und Körper verlegt die Perſon in einen ihr ſelbſt analogen Raum. Die Raumanlage iſt angeboren der ſelbſtempfindenden Subſtanz, die Raumgrenzen ſind aber Abſtrakta aus der Erfahrung. Die Axiome ſind daher empiriſch und die Mathematik eine analytiſche Wiſſenſchaft. Eben dahin gelangt Helmholtz auf andrem Wege. Aus der „phyſiſchen Gleichwertigkeit" entwickelt er alle Axiome und macht damit eine transſcendentale Grundlage der Mathematik oder ihre Auffaſſung als eine ſynthetiſche a priori Wiſſenſchaft unnötig. Nun weiſt Helmholtz nach, daß für den Menſchen das Geſichtsfeld erſt durch allmähliche Uebung richtig verſtanden wird. Wir wiſſen von den Dingen nichts, als unſre Empfindungen, und es kommt gar nicht darauf an, ob die wirkenden Dinge, d. h. die Wirklichkeit, idealiſtiſch aufgefaßt wird oder realiſtiſch. Nur die geſetzmäßigen Aenderungen ſind Gegenſtand der Erkenntnis, und dieſe werden gar nicht von Idealismus und Realismus getroffen. Aber das Kauſalgeſetz, das nimmt Helmholtz an, iſt a priori gegeben. Ich möchte hinzufügen, da das Denkgeſetz der Kauſalität ganz disparat iſt von der aprioriſtiſchen Raum- und Zeitmöglichkeit der Anſchauung, ſo bleibt die Wirklichkeit auf das Anſchauliche beſchränkt. Wirklich iſt nur das Anſchaubare. Es hat Welten gegeben und mag viele geben, auf denen kein Weſen wohnt, das anſchaut; die Erde hat eine ſolche Periode hinter ſich und vielleicht auch vor ſich. Ich phantaſiere aber ſchließlich ein Zuſammenkommen aller Planeten in der Sonne, vielleicht ſo ſanft, daß man ausſteigen kann, wie aus einem Wagen. Die glühenden Sonnen mögen Weſen denkender Art beherbergen, aber ſchwebend in ſolcher Ferne, wo die Hitze nicht hindert, richtige Engel. — Krauſe hat Helmholtz gegenüber ganz recht, wenn er meint, die Raumexiſtenz müſſe zur Erfahrung, wie Kant es erwieſen hat, hinzugebracht werden. Dagegen wahren ſich die Empiriker vergebens. Gebe ich zu, der Menſch beginnt im Dunkel und erfährt erſt ſpäter, wo er ſich befindet; aber daß er irgendwo ſich befindet, iſt ein Attribut der ſelbſtempfindenden Subſtanz. — Wie wäre es möglich, daß ein Ding von der Exiſtenz eines andern Dinges etwas erfährt? Auf keinem andern Wege als dem der Einwirkung. Es iſt falſch, ſich dieſe Einrichtung als eine bloß beſchränkte zu denken, — die bloße Erſcheinungen liefert. Eine andre Erkenntnis als die durch Einwirkung oder auf Erſcheinung gegründete kann man

Helmholtzens Anſchauungen.

Das Kauſalgeſetz iſt nach Helmholtz a priori gegeben.

Wir erfahren von den Dingen nur durch ihre Einwirkung.

gar nicht verſtehen. In einer andern Welt kann es doch nicht anders hergehen. Immer muß ich das Ding ſpüren, um es zu erkennen, und ſeine Spur auf meinem Wahrnehmungsfelde iſt das Objekt der Erkenntnis; ſeine geſetzmäßigen Aenderungen führen zur Auffindung der Kauſalgeſetze. —

Religions-philoſophiſches.

7. Juli. — Wir ſtehen inmitten der Ewigkeit, und innerlich ſtellen wir uns dieſe Ewigkeit der Fortwirkung vor. Aber für diejenige Form des Daſeins, die wir als Perſönlichkeit bezeichnen und empfinden, für die verlangen wir etwas andres als Kauſalität ohne Ende. Wir verlangen Liebe, und können ſie nur finden in den vergänglichen Beziehungen zu Menſchen und Tieren. Wir können den geſtirnten Himmel lieben, aber Gegenliebe vom Himmel iſt Wahn. Wir können Gott lieben; aber iſt die Gegenliebe nicht ebenfalls ein Wahn? — Brauchen wir aber die Gegenliebe? — Wozu könnten wir ſie brauchen? —

Für die Perſönlichkeit verlangen wir Liebe, — dieſe iſt nur in den vergänglichen Beziehungen möglich.

Es ſollte die Philoſophie mit der Frage beginnen, wie kann eines das Daſein eines andern verſpüren? Nur durch Wirkung, die in dem einen etwas ändert. Dieſe Aenderung iſt aber bedingt von der Fähigkeit des einen, ſich zu ändern. Ein unbedingt andres kann von dem einen unmöglich verſpürt werden, und das andre beſteht nur aus der Summe der Aenderungen, die es hervorrufen kann. Abgeſehen von dieſen Aenderungen iſt es überhaupt nicht vorhanden. Das ſogenannte Ding an ſich iſt eine leere Abſtraktion oder eine bloße Potenz zur Erſcheinung. Es iſt falſch, dieſe Potenz hinter der Erſcheinung zu ſuchen; ſie kann ſich nur in der Erſcheinung entfalten. Statt Erſcheinung heißt es beſſer Wirkung. Nicht alle Wirkungen einer Potenz kann ich wahrnehmen; aber die, welche ich wahrnehme, ſind eben das Weſen der Dinge (Potenz). Kann ich ſie nur räumlich und zeitlich auffaſſen, ſo iſt ihre Wirkungsmöglichkeit gleichfalls räumlich und zeitlich. Außerhalb gibt es Hirngeſpinſte und Abſtraktionen, — Dinge aber nicht. Die Antinomien Kants beweiſen für mich nicht mehr, als daß die Grenzen keine Räume ſind, und daß die Gegenwart keine Zeit iſt. Früher glaubte ich, ſie bewieſen beſtimmt, daß die uns angeborenen Anſchauungsformen in Widerſpruch ſtehen mit ihrem äußerlichen Daſein. —

Wie ſpüren wir des andern Daſein?

Das Ding an ſich iſt bloß die Potenz zur Erſcheinung.

Statt Erſcheinung wird beſſer geſagt Wirkung.

Die wahrgenommene Wirkung iſt eben das Weſen der Dinge.

Antinomien Kants.

Die Lehre der Mathematiker neueſten Schlages von einem Raum mit mehr als drei Dimenſionen lerne ich in einem Vortrage von Spottiswood ein wenig näher kennen. Beziehungen kommen durch die Formeln zum Vorſchein, die mit drei Dimenſionen nicht darſtellbar ſind, — aber dieſe für räumliche Beziehungen zu erklären, ſcheint mir eine Abſurdität. Das hindert keineswegs, mit ihnen zu operieren und,

Die Lehre von mehr als drei Dimenſionen.

wenn ſie auf einfachere Beziehungen zurückgeführt ſind, dieſe Formeln auf den Raum anzuwenden. Was über dieſen Gebrauch der Formeln mit überſinnlicher Zahl von Beziehungen hinausgeht, ſcheint mir eine Verrücktheit ſchwacher Geiſter, die über ihre eigenen Kunſtſtücke den Verſtand verlieren. —

Die Materie iſt eigentlich Potenz.

9. Juli. — Die Materialiſten nehmen eine *Materie* an, die wohl ſchon bei der Geburt einem äußerſt hoffnungsvollen jungen Mann vergleichbar ſein muß. Denn der Anlage nach war darin enthalten, was ſich entwickelt hat. Entwickelt hat ſich unbegreiflich vieles, und wir ſtehen vom Ende der Entwickelung eben ſo fern als zu Anfang. Wunderbar über alle Maßen bleibt dieſe Materie, die eigentlich Potenz oder Vermögen genannt werden müßte. Denn zur Erfahrung kommen nur Wirkungen, und aus ihnen werden Potenzen, — empfängliche und wirkende, — erſchloſſen. Ein Mehreres in dieſe Potenzen hinein zu legen, als zur Erfahrung gelangt, iſt transſcendent; — das Ich iſt ein aus der Erfahrung erſchloſſenes Empfängliches und Rückwirkendes; — außerhalb dieſer Wirkungen ihm eine Subſtanz beizulegen, — oder den Dingen außer ihrer Potenz ein Weſen zuzuſchreiben, gibt es keinen Grund. Was wir verſchiedene Potenzen eines und desſelben Dinges nennen, ſind Spiegelungen derſelben Potenz in verſchiedenen Dingen, z. B. im Geruchsorgan, in den Augen u. ſ. w.

Das Ich iſt aus der Erfahrung.

Philoſophiſcher Generationswechſel.

4. Aug. — Man kann nur *eine* Philoſophie, ſo kommt es mir vor, und zwar im jugendlichen Alter, aufnehmen . . . Daher findet ein wahrer Generationswechſel bei den Philoſophen ſtatt. Die Jugend wird von dem angezogen, was neu iſt oder zum Teil vergeſſen war. Nur iſt der Wechſel nicht bloße Alternanz, ſondern die Reihe iſt eine vielgliederige und kehrt mit *veränderten* Faktoren wieder; denn zu den unwahrſten Gemeinplätzen gehört der Ausſpruch, „daß alles ſchon dageweſen oder daß alles eitel ſei“. Die Paläontologie lehrt, daß die verſchwundene Form *nie* wiederkehrt und daß die Natur ſich *nie* wiederholt hat. Mit jedem Individuum rückt ſie eine unvermerkliche Stufe vorwärts, auf die ſie, wie ich meine, nicht wieder zurückſinkt.

Anhang zum 3. November 1878.

1. 7 + 5 iſt eine Aufgabe weiter bis 12 zu zählen, ebenſo wie 1 + 1 bis 2 zu zählen. Zählen ſetzt voraus: Grenzen in Zeit, in Raum. Grenzen ſetzen voraus: Vorgänge, Körper; Vorgänge und Körper ſind nicht gänzlich a priori. Zählen bis über 3 und weiter lernen Kinder deshalb erſt nach langer Erfahrung, und nicht unglaublich iſt der Bericht von Völkern, die bei ihrer Entdeckung es nicht verſtanden. Inſofern Zahlen nur zeiträumliche Abſtrakta ſind, liefern ſie Sätze, die notwendig und allgemein gelten; aber a priori ſind ſie nicht, weil die Operation des Zählens eines empiriſchen Subſtrats bedarf, davon abſtrahiert werden kann.

2. Eine gerade Linie iſt wie jede Linie Grenze; zwar von Flächen, wie dieſe von Körpern; — nur durch Abſtraktion von dem, was den Raum erfüllt und im Raum beweglich iſt, zu gewinnen. Das Bewegliche im Raum iſt nicht gänzlich a priori. Daher auch die Gerade und der kürzeſte Weg zwei Vorſtellungen ſind, die nur aus der Erfahrung zu abſtrahieren ſind. Die Gerade iſt ein Abſtraktum vom ruhenden Körper, die Kürze des Wegs vom bewegten Körper oder von an verſchiedenen Stellen befindlichen Körpern. Es iſt kein identiſches Urteil, wegen des verſchiedenen Subſtrats der Abſtraktion. Synthetiſch iſt es, aber ruht auf Vorausſetzungen der Erfahrung.

3. Veränderung der Körperwelt, — (Gewichts-) Quantität der Körperwelt ſind Vorſtellungen aus der Erfahrung.

Religion (1880).

10. Juli. — Anknüpfend an die Gedanken vom 3. und 4. Dezember 1879 über Religion, bemerke ich einen Irrtum, in dem ich aufgewachſen bin, wegen des rationellen Proteſtantismus meiner Jugend. Allen Ernſtes habe ich geglaubt, in der Bibel und namentlich im Neuen Teſtament ſei der wahre Chriſtenglaube enthalten und vollſtändig. Hatte doch Luther auf Widerlegung aus der Bibel provoziert und geſagt: „Das Wort, ſie ſollen laſſen ſtahn“. Wozu bedurfte es aber dann der Konzilien? Die Rationaliſten hielten das vielleicht für

Irrtum des rationaliſtiſchen Proteſtantismus in Bezug auf die Bibel.

einen Vorzug, daß die Trinitätslehre nicht in den echten Bibelſtellen ausgeſprochen iſt. Aber meine Unterſuchungen der Bibelſtellen über die Zukunft der Verſtorbenen beweiſen, daß auch darüber eine klare und abgeſchloſſene, einheitliche Lehre im Neuen Teſtament ſich gar nicht findet. Materialien ſind noch keine Gebäude. Die Materialien wiederherſtellen, in ihrer urſprünglichen Beſchaffenheit, heißt das aus ihnen aufgeführte Gebäude zerſetzen, zerſtören. Die Kirche hat mit den Materialien des Neuen Teſtaments eine Glaubenslehre erſt geſchaffen, in langer Arbeit und unter entſetzlichen Kämpfen. Die Reformatoren ſind zum Teil Zerſtörer, aber mit Hilfe der älteſten Konzilien und eigenen Spekulationen Baumeiſter geweſen. Ohne Kirche kein Bekenntnis, ohne Bekenntnis keine Religion, ohne Tradition keine Kirche. Ich würde die römiſch-katholiſche Kirche viel beſſer rechtfertigen und als das konſequente Chriſtentum darſtellen können, von meinem jetzigen Standpunkte aus, als früher. Weil es keine geſchriebene, chriſtliche Urkunde gab, hat Chriſtus die Tradition durch den H. G. bewirkt. Dieſe hat eine vollſtändige Religion erzeugt, wie ſie in den ſchriftlichen Urkunden gar nicht zu finden iſt. Das Reich Chriſti war ſofort angeſagt. Iſt es keine Verirrung geweſen, ſo muß es da ſein. Die päpſtliche Hierarchie iſt das tauſendjährige Reich, darin der im Papſt wirkende Geiſt Chriſti um die Herrſchaft ringt. Siehe meine Betrachtungen vom 6. Nov. 1876 und wie der 1. Korintherbrief*) die Hierarchie im höchſten Grade rechtfertigt. Daß aber Rom das Uebergewicht erlangte über die Biſchofsſitze in Konſtantinopel, Jeruſalem, Alexandrien, iſt eine unzweifelhaft berechtigte Entwickelung. Hier war die mächtigſte Urgemeinde unter der Nachwirkung des Paulus und unter der vorbereitenden judenchriſtlichen (Petriniſchen) Gemeinſchaft zu ſtande gekommen. Die Päpſte ſchützten gegen die Wildheit der Barbaren und gegen die Verderbnis der Byzantiner und wurden ſittlich und weltlich gehoben. Sie ſaßen im Mittelpunkt des alten Weltreichs und wurden nicht zu Höflingen verderbter Regenten oder zu Ränkeſchmieden unter einer großen Zahl von gleichſtehenden Biſchöfen herabgewürdigt. Der päpſtlich katholiſch Geſinnte iſt der konſequenteſte Chriſt. Ich aber urteile unparteiiſch, weil mich das Bibelwort nicht bindet. Es iſt nicht geſchrieben, gleichſam durch unbewußte Reflexbewegungen, wie eine mechaniſche Inſpirationslehre es fordert. So weit es ſich in der Erfahrung und vor der Logik als richtig erwieſen

Die Kirche hat erſt die Glaubenslehre entwickelt aus der Bibel.

Die römiſche Kirche iſt das konſequentere Chriſtentum.

*) Gehört zur Schrift: „Bibelſtellen über die Zukunft der Verſtorbenen von Graf A. Keyſerling". Als Manuſkript gedruckt. Leipzig 1876.

hat, nehme ich es gern an; ſo weit es unübertroffen ſchön die Empfindung des Göttlichen darſtellt, bewundere ich es und ſchließe es ins Herz; — wo es aber Fabeln und widerlichen Zauber vorgaukelt, verwerfe ich es ohne Beängſtigung. Mir iſt die Religion die Aeſthetik des Ewigen, — nicht aber, wie für Kant, die Moral unter der Form des göttlichen Gebots; — weil ich zuſehe, was die Religion unter den Menſchen in Wirklichkeit für eine Aufgabe hat, — nicht was ſie nach meinem kleinen Geſichtskreis ſein ſoll! — Siehe 3. und 4. Dezember 1879.

Keyſerlings Auffaſſung der Religion im Gegenſatz zu Kant.

26. Juli. — Charles Kingsley, Geiſtlicher zu Everley, bekannt in weiteſten Kreiſen als Verfaſſer des Romans Hypathia, iſt eine Perſönlichkeit merkwürdigſter Art. Briefe und Gedenkblätter von ſeiner Witwe herausgegeben und von Sell verdeutſcht, enthalten zwar nur unvollſtändige Lineamente, beſonders weil der erbauliche Zweck bei dieſen zwei Bänden vorgeherrſcht hat; aber ſo viel iſt zwiſchen den Zeilen zu erkennen, daß die Lektüre ein ergreifendes Myſterium zum Nachdenken hinterläßt. Kingsley war ein leidenſchaftlicher sportsman, Naturdurchforſcher, Künſtler, Dichter, Menſchenfreund, Seelſorger, gelehrter Hiſtoriker und Theologe von hinreißender Beredſamkeit, den wir in einem gewaltigen Ringen ſehen mit allen Zweifeln ſeiner Zeit, darin er als feſte Baſis für den Kampf ſich an die engliſche Staatskirche klammert und an die Feindſchaft gegen alles Unrecht und Elend, aber ohne eine Baſis für den Frieden zu finden. Sein verzehrendes, mehr erwärmendes als erleuchtendes Feuer muß ſich genugthun in ritterlicher Thatkraft. Darum ſeine Freude am Reiten, an wilden Fuchsjagden und ſeine Leidenſchaft für den Salmenfang. Soldatendienſt und Kriegerpflicht zieht ihn ganz beſonders an. Selbſt in der Naturforſchung iſt das Umherſuchen unter Gottes freiem Himmel ihm der Hauptreiz. „Gewaltiger und geheiligter als der ganze Mechanismus der Natur iſt die über das All ergoſſene Poeſie der Natur.“ — Das bleibt ſeine Grundempfindung, die in der Natur geſuchte und gefundene unausſprechliche Ekſtaſe des Menſchengeiſtes. Ohne Bedenken ſieht er Epidemien als Folgen menſchlicher Vernachläſſigung und Ignoranz an, die man mit allen Kräften zu bekämpfen hat und hält ſie keineswegs für unabwendbare Fügungen Gottes. Daß Gott ſie entweder nicht hätte behindern können, oder nicht behindern gewollt hat, dieſes theoretiſche Dilemma zwiſchen einem Gott, der entweder nicht mehr allmächtig iſt, oder allgütig, ficht ihn nicht an. Wo ſeine Thatkraft provoziert wird, ſind ihm alle theoretiſchen Inkonſequenzen ohne Bedeutung. „Daran, konſequent zu ſein, iſt mir gar nichts gelegen;“ — ſo ungefähr äußert er ſich an mehreren Stellen. Er

Charles Kingsley.

wagt es gegen die kirchlichen Wettergebete zu predigen und wird dafür von Naturforſchern wie Owen und Lyell beglückwünſcht, doch von ſeiner von ihm ſtets ſo weitherzig aufgefaßten Staatskirche hart beurteilt und z. B. in Oxford um die ihm zugedachte Doktorwürde gebracht; — aber ſelbſt ein ſolcher Ritter durfte nicht etwa daran erinnern, daß für den Eintritt des Vollmondes nicht gebetet wird und der Eintritt des Regens von den, wenn auch für die menſchliche Auffaſſung zu verwickelten, doch nicht weniger ſtrengen Vorbedingungen ebenſo beſtimmt wird, wie der des Vollmondes. Kingsley mußte ſagen, es könnte der Regen Epidemien, etwa der Cholera vorbeugen, und daher ſollte man ſich bedenken, ob es wohlgethan ſei, ihn wegzubeten. Er wagte nicht das Wettergebet für eine bloß den Aberglauben aufmunternde, übrigens aber ganz unwirkſame Prozedur zu erklären. Er war nun einmal Geiſtlicher und ohne den Halt an dem geſetzlichen Staatsbekenntnis hätte er den Halt verloren, den er für ſeine Wirkſamkeit als unentbehrlich erkannte. Aber ob er an Zweifler oder entſchiedene Atheiſten ſchreibt, immer heißt es, durchgemacht habe er ähnliche Verſuchungen in ſchweren Kämpfen. — Wie die Epidemien ihm ein abwendbares Menſchenunrecht erſchienen, ebenſo auch das Menſchenelend. Er hält es erſt mit den Chartiſten und nachdem er an den ſozialiſtiſchen Gewerbeunternehmungen irre geworden, zum Schluß ſeines Lebens ſpricht er ſich theoretiſch in der Agrarfrage gegen alle Freiheit aus. Glebae adscriptio, von ſachverſtändigen Autoritäten vorgeſchriebene Pachten, ein halb feudales Ideal, wobei alle unter polizeilicher Aufſicht zum Beſten wirken! — Kingsley war in allen Dingen Realiſt, — von herrlicher Thatkraft und wunderbarer Begabung. So war auch ſein Chriſtentum ein thätiges, mehr als ein gläubiges, — eine poetiſche Begeiſterung mehr als ein theoretiſches Syſtem. Es iſt mir nicht möglich, einen ſo vielſeitigen, außerordentlichen Mann zu überſehen, ich kann im allgemeinen ihn nur anſtaunen und bewundern. Aber im einzelnen kann ich hie und da das Rätſelhafte ſeines Weſens zu erklären ſuchen. Als Profeſſor der Geſchichte in Cambridge begeiſtert er und das iſt die Aufgabe, die er bei allem ſich ſtellt, ob er in Weſtminſter predigt oder in Cheſter eine Geſellſchaft für Naturkunde gründet. Hat er nicht recht? Die zugehörigen Kenntniſſe mag ein jeder ſich holen, wenn die Begeiſterung für die Sache vorhanden iſt. Für die Lehre iſt ein Mann wie Kingsley der rechte, — für den Ausbau der Wiſſenſchaft bedarf es einer mehr folgerechten und nüchternen Methode! Das beſtändige Zeichnen, Skizzieren zeigt auch den Realismus bei Kingsley an. Er wollte alles

in der Anſchauung haben. Das ewige Leben, iſt es ohne ſeine Frau, kann er gar nicht gebrauchen: „Ich kann nur ſagen, wenn ich nicht droben mein Weib ebenſo an Leib und Seele liebe wie hier, es überhaupt für mich keine Auferſtehung des Leibes und der Seele gibt, daß eben dann ein andrer ſtatt meiner iſt, daß *ich nicht mehr ich bin*“ — ſind ſeine merkwürdigen Worte II, 87. — Und iſt es nicht tauſendmal wahr, daß *ich nicht mehr ich bin*, wenn ich meinen ganzen Körper verloren habe? — Die abſtrakte Seele im Fortleben wäre ein Weſen, deſſen Natur von unſrer jetzigen mehr verſchieden ſein müßte, als z. B. ſie durch Verrücktheit verſchieden wird. Bei letzterer fehlt es an der Funktion des Gehirns nur teilweiſe, nach dem Tode fehlt es daran ganz. Daher überwältigte die Auferſtehungslehre erſt im Chriſtentum und, nachdem dieſes durch die helleniſche Unſterblichkeitslehre an Realität verloren hatte, im Islam die Völker bloßer Unſterblichkeitslehre. Gegenüber dem Brahmanismus und Buddhismus u. a. aſiatiſchen Auffaſſungen haben die Auferſtehungsreligionen nur beſchränkten Erfolg gehabt, ebenſo wie gegenüber dem Moſaismus. Noch hat ſich das Gleichgewicht zwiſchen dieſen Anſchauungen unter den Menſchen erhalten. Schließlich werden ſie ſich aber wohl alle auflöſen müſſen, in der klaren Erkenntnis, daß es nur eine Art Fortleben gibt, die allem Organiſchen gemeinſame Zeugung. Ich bin wirklich in meinen Kindern vorhanden, und es iſt eitel Selbſtſucht, die ſich dagegen ſträubt. Habe ich aber keine Nachkommen, nun ſo lebt der Stamm fort, an dem ich ein Blatt geweſen und für den auch ich mein Teil hinzugethan. Liebe deine Kinder, die Menſchheit, die Natur, und du fühlſt dich ſicher des ewigen Lebens*). —

Abſtraktes Seelenleben iſt keine individuelle Fortdauer.

Daher überwältigte die Auferſtehungslehre erſt im Chriſtentum, dann im Islam.

Das ewige Leben iſt in der Liebe zum Dauernden enthalten.

Sehr tief iſt, was Kingsley gegen die asketiſchen mönchiſchen Richtungen ſagt. Natürliche Triebe müſſen auf ihrem eigenen Gebiet beherrſcht oder verbraucht werden, nicht aber dürfen ſie in geiſtiger und geiſtlicher Form ganz andre Gebiete beherrſchen. Sie führen ſonſt dazu, die natürlichen Triebe und ſchließlich die ganze Natur, als Teufelswerk zu fliehen.

Kingsley gegen den Asketismus.

31. Juli. — *Mich ergreift der Gedanke des in der Welt werdenden Gottes!* Das iſt eine verſtändliche Vorſtellung. Der

Der in der Welt werdende Gott.

*) Noch möchte ich bei Gelegenheit des Buchs über Kingsley ſagen, wie eine ſolche Erſcheinung nur in England möglich geweſen. Die dortigen Geiſtlichen werden oft aufgefaßt als Paraſiten der Geſellſchaft, mit Unrecht. Sie allein geſtatten es, Paſtor und Gentleman im vollen Sinne zu ſein. Wenn die Konfeſſionen ihrem Werte nach richtig klaſſifiziert werden, je nach dem Werte ihrer Geiſtlichen, ſo ſteht die engliſche Staatskirche unendlich hoch.

vollendete Weltschöpfer, am Anfange, ist unbegreiflich; — am Ende der Welt, als Ziel, ist es anders. Es ist die vollendete, bewußte Weltgemeinschaft, die Gott dann zu nennen wäre. Auf Erden ist die Vervollkommnung bis zum bewußten Menschenwesen gediehen; die Menschen bilden eine mehr und mehr die Kugel umfassende Gemeinschaft. Einst können Planeten und Sonne — noch nach unendlichen Millionen von Jahren Sonnen und Fixsterne zu näheren Gemeinschaften zusammenrücken. *Was wir mit ganzer Seele lieben sollen und erstreben ist die beständige Steigerung der Gemeinschaft*, denn das ist die Realisierung Gottes, der als Potenz, ohne Zeit und Raum keinen Zusammenhang mit Menschen hat; dagegen als *reales Wesen, als Aufgabe, die mehr und mehr in die Erscheinung treten muß und will*, unterstützt und bekämpft, geliebt und gehaßt werden kann. Gott ist dann *allgütig*, aber nicht allmächtig — *allgegenwärtig*, aber nicht allwissend; — d. h. so viel wir auf Erden sehen, in der Menschheitsgemeinschaft; — er ist unvollendbar, daher ewig — er ist keine Abstraktion, sondern ein Erlebtes und Bleibendes in der Entwickelung. — Das ewige Leben des einzelnen Menschen ist seine Fortwirkung in der ewigen Menschheit, die zur ewigen Gottheit hinstrebt. Die metaphysischen und logischen Fundamente gelten bei der Verknüpfung der erfahrenen Wahrnehmungen und Empfindungen — aber sie entscheiden niemals über die Wirklichkeit einer Empfindung — die Freiheit des Willens gilt, wenn auch die Kausalität damit nicht in Einklang gebracht werden kann; — *so ist auch der werdende, lebendige Gott anzuerkennen*; — ihm ist das Primat beizulegen, gegenüber dem abstrakten Gott der Philosophen, der sich außerdem als Widerspruch in sich selbst dem Denker stets erweisen wird.

Die Zivilisation steigert die Menschengemeinschaft.

16. Nov. — Den Wallace habe ich zu Ende gelesen. . . . Er schließt mit einem Vergleich der Zivilisation und des Zustandes der Wilden. Freiwilliges Befolgen der für die Gemeinschaft notwendigen Moralgesetze, ohne die unfruchtbaren Weitläufigkeiten von Regierungen und Gesetzen, seien mehr bei den Wilden anzutreffen. Daraus müßte man erkennen, wie sich unsre Kultur auf dem richtigen Wege nicht befindet. Viel kräftiger müßten die sympathischen Dispositionen zwischen den Menschen entwickelt werden, als bisher! 2c. Mir scheint Wallace die Fortschritte der Ausdehnung noch nicht in Rechnung zu bringen. Der Weltpostvertrag hat es ermöglicht, daß Miklucho Macklay mir von Batavia aus eine Broschüre zuschickt: Um den Erdball herum verbreitet sich schnell eine nützliche Erfindung. Der Zweck der Mensch-

heit iſt die Steigerung der Gemeinſchaft qualitativ und quantitativ. Dagegen iſt jeder wilde Stamm, hält er auch Ruhe innerlich, gegen alle Nachbarn zu gewaltthätigen Abenteuern aufgelegt.

5. Dez. — Am 26. November ſtarb meine liebe Schweſter, Baronin Eveline von Behr in Edwahlen. Sie hatte neben einem frommen, liebenden Gemüt, das aber die orthodoxe oder pietiſtiſche Richtung der Neuzeit mehr tolerierte als mitmachte, ihre Wurzel in dem Rationalismus des Elternhauſes, und es fehlte ihr nicht die humoriſtiſche Empfänglichkeit, die zu einem gleichmütigen und liebenswürdigen Leben ſo viel beiträgt. Sie iſt glücklich zu preiſen, daß ſie an einer ſchnell verlaufenden Lungenentzündung im 60. Jahre ohne langes Siechtum entſchlafen iſt. Baronin Eveline von Behr.

20. Dez. — Zurückverſetzt habe ich mich in Gedanken in die Jugendjahre meiner verſtorbenen jüngſten Schweſter, die mir damals beſonders nahe geſtanden hat. Ihr Leben hat im ganzen ihrer harmoniſchen Natur entſprochen. Sie hatte herrliche Eigenſchaften des Gemüts und des Geiſtes, und viel milde und freundliche Empfindungen hat ſie erfahren, verbreitet und in ihrem reichen Familienkreiſe geſchaffen. Wie ſchnell vergißt ſich ein Menſchenleben, aber eitel iſt es nicht geweſen und ſeine Folgen wirken fort in dem ewigen, zum Beſſeren fortſchreitenden All. Wohl mag uns die Verteilung von Leid und Freude im Menſchenleben eine unverdiente, verworrene und unbegreifliche erſcheinen. Nur in dem Gefühl der richtigen Einordnung des Einzelnen und des Kleinſten im ewigen All — ob auch vergeſſen, dennoch dauernd — ſcheint mir — kann man die Verſöhnung ſuchen und finden. Könnten wir lange nach unſrer eigenen Lebenszeit unſern ganzen Lebensgang überſchauen, es würde uns damit ergehen, wie mit manchem Rückblick auf ein überſtandenes Leid. Was uns einſt wehe gethan, erſcheint uns zu erbärmlich klein, um länger dabei zu verweilen. Was uns im Leben bekümmerte und unerträglich ſchien, es iſt zu unbedeutend, um ins Gewicht zu fallen, ſobald wir von dem ewigen All uns berührt fühlen. Das iſt wohl die ſchließliche Verſöhnung, die wir alle zu erwarten haben. Ewige Fortwirkung des Einzellebens.

24. Dez. . . . die kleine Strecke bis zum Orte der ewigen Ruhe will ich getroſt vorwärts gehen. Der Ewige in dem eigenen Innern bleibt der Punkt, von dem aus ſich das Licht verbreitet. Die Liebe zu den Menſchen kommt von da. . . .

25. Dez. — Ich beendigte eben die Lektüre der neueſten Schrift des Philoſophen Hartmann über das Chriſtentum: „Kriſis des Chriſtentums in der modernen Theologie.“ Er demonſtriert, wie bei den Kriſis des Chriſtentums von Hartmann.

modernſten großen Theologen Biedermann, Pfleiderer, Lipſius, das chriſtliche Zentraldogma von der Erlöſung durch Chriſti Leiden, verdrängt wird durch die Forderung, daß ein jeder durch ſeine eigene Religioſität errettet wird. Das Chriſtentum iſt damit verlaſſen, aber auch der Standpunkt zu einer neuen, allgemein menſchlichen Religion erreicht. Das in jedem Menſchen angelegte religiöſe Grundphänomen iſt das Abhängigkeitsgefühl in freier Hingebung an Gott, im Gegenſatz zu der Nötigung durch die endliche Welt. Es iſt aber die Konſequenz dieſes Grundphänomens, nur an einen immanenten Gott (konkreten Pantheismus und Monismus), nicht aber an einen außerhalb ſtehenden, perſönlichen Gott zu glauben. Hartmann glaubt, eine auf dieſem Grunde entwickelte Dogmatik würde die tiefſten Bedürfniſſe des religiöſen Gemüts beſſer befriedigen, als alle chriſtliche Dogmatik. Dieſe Dogmatik iſt erſt abzuwarten, bevor ein Urteil ſich ſprechen läßt. Ob aber Hartmann die tiefſten Bedürfniſſe des religiöſen Gemüts teilt und kennt, wird zweifelhaft gegenüber einer Bemerkung, die er gegen den Kultus macht. Er hält ihn für eine unwillkürliche Gefühlsäußerung durch Ton und Gebärde, wie Tanzen, Singen, zweckloſes Monologiſieren — was Darwin als zweckloſe Handlung aus überſtrömender Nervenkraft anzuſehen gelehrt hat. Bei Wilden brechen derartige Aeußerungen am unbändigſten hervor. Mit dem Fortſchritt der Kultur treten ſie durch Selbſtbeherrſchung zurück, und kann der Kultus „ohne Schädigung des religiöſen Lebens immer mehr eingeſchränkt werden“. Die höchſte Kultur müßte demnach allen Kultus beſeitigen. Siehe dagegen meine Bemerkungen vom 4. Dezember 1879. In einem gewiſſen Sinn bin auch ich zu dem Standpunkt der Immanenz, des in jedem Menſchen ſchlafenden Gottes, gelangt. Siehe meine Betrachtungen vom 10. und 31. Juli d. J. — Aber iſt es nicht aufrichtiger, dieſen Standpunkt Atheismus zu nennen — ſtatt echten Pantheismus, oder konkreten Monismus. Um den Verwirrungen durch die Kunſtſprache zu entgehen, wäre ſtatt konkreter Monismus zu denken: Einheit der Subſtanz in mannigfaltigen, dem Weſen und nicht bloß dem Scheine nach verſchiedenen Formen. Dieſe Einheit in allen Dingen iſt bei Hartmann wohl der unbewußte abſolute Wille. Dieſen für ein Etwas zu halten, wird wohl nur innerhalb einer kleinen Schule geſchehen können; allgemeingültig wird der unbewußte Wille ein hölzernes Eiſen bleiben, der ins Abſolute überſetzt mit unſrer konkreten Welt nicht mehr in Zuſammenhang treten kann. — Ich unterſcheide aber Objekte und objektivierte Relationen. Ich glaube nicht an die Minerva, wenn ich gleich die Weisheit zur höchſten Geltung

Hartmann verkennt die Bedeutung des Kultus.

bringen möchte. Iſt nun nicht Gott eine Relation — die nach Lotzes glücklicher Ausdrucksweiſe, die höchſte Geltung hat, aber nicht exiſtiert, als beſonderes Subjekt oder als Beſtandteil aller Subjekte? Die Fallgeſetze gelten, wenn auch nichts gefallen ſein ſollte; ſie *ſind* nicht. Iſt nun Gott ein Geſamtgeſetz des Daſeins, das aus der Welt abſtrahiert werden kann, nicht ſowohl als ihr mechaniſcher Urgrund, ſondern als ihr anzuſtrebendes Ziel — iſt die Welt das Unvollkommene, mit dem vollkommenen Geſetz, ſo kann ich kaum in dem gewöhnlichen Sinne von Gott ſprechen.

Iſt Gott eine Relation?

Philoſophie und phyſiologiſche Pſychologie (1880).

1. Jan. — Wie viel bleibt zu erforſchen auf dem der menſchlichen Erkenntnis zugänglichen Gebiet! Aber ohne phyſiſche Arbeit und ohne phyſiſche Mittel laſſen ſich nur die ſogenannten *höheren* metaphyſiſchen Fragen diskutieren, und deshalb ſchweift der Geiſt immer hinüber in die unzugänglichen Gebiete. — Welches ſind die Vorbedingungen aller Erfahrung? Auf dieſe Frage findet Kant die Antworten, die im Gebiete der abſtrakten Vorſtellungen Grenzen gelegt haben ꝛc. Jetzt erſt ſtellen die Forſcher dieſelbe Frage auf dem Gebiete der Körperwelt. Welches ſind die Vorbedingungen aller Vorſtellungen? Nervenſubſtanz iſt die Antwort. Außerhalb dieſer Subſtanz das Entſtehen von Vorſtellungen, von vorſätzlichen Handlungen und pſychiſchen Empfindungen, anzunehmen, iſt eine mit aller Erfahrung in Widerſtreit verſetzende Annahme. Die individuelle Gottheit und Unſterblichkeit wird mythiſch. Die individuelle Freiheit und die Fortentwickelung der Gemeinſchaft der Nervenweſen ins Unendliche, ſind das thatſächliche Reſiduum. Ich finde die Beweiſe, die Herzen kürzlich im Kosmos für die phyſiſche Natur der pſychiſchen Vorgänge gegeben, nicht entſcheidend. Er führt aus, weil zwiſchen Reiz und Wahrnehmung Zeit vergeht, ſo muß die Nervenbahn von einer Bewegung durchlaufen werden, mit individuell variablem Widerſtande — ferner weil bei jeder Sinneswahrnehmung im Gehirn Wärme entbunden wird, die nur von Bewegung herrühren kann, ſo iſt auch dieſe im Zentrum des Nervenſyſtems ſtets von molekularen Bewegungen

Ohne phyſiſche Mittel läßt ſich nur die Metaphyſik unterſuchen.

Die Nervenſubſtanz iſt Vorbedingung aller Vorſtellung.

Nach Herzen ist die psychische Empfindung eine Art Bewegung der Nervenmolekeln.

bewirkt. Die Folgerung: psychische Empfindungen und Funktionen sind eine Art Bewegung von Nervenmolekeln — folgt aber nicht! — Alle Eigenschaften sind Reaktionen, gelten also nicht an sich! Das ist ein Satz, auf den ich komme. — Die sich selbst wahrnehmende Bewegung ist eine ganz besondere Art der Bewegung und wohnt vielleicht nur einer einzelnen zentralen Zelle bei. Ein Bild ist eine besonders geordnete Bewegung — eine Zelle, die, sobald sie erschüttert wird, immer wieder dasselbe Bild vorstellt, ist ein Gedächtniselement.

Keyserlings Annahme einer Zentralzelle.

Die Freiheit durch die Empfindung bewiesen.

22. Juni. — An Kant denke ich zurück. Die Freiheit, als Postulat der praktischen Vernunft gründet sich auf das Schuldgefühl. Ich denke, man kann direkter dazu kommen. Habe ich erst erkannt, daß es ein Wissen gar nicht gibt, dem nicht Abstraktionen aus der Sinnenwelt beigemischt sind, — auch keine Grenzen im Raum, in der Zeit, keine Kausalitäts-Folge, wenn nicht zu der Anlage in der Geistesstruktur eine Empfindung, die hineinpaßt, in der Erfahrung hinzukommt, — — ferner habe ich erkannt, daß Wahrnehmungen nicht täuschen, sondern Reaktionen unbekannter Potenzen sind, an denen aber auch gar nichts zu erkennen ist, als eben diese Reaktionen, auch daß es Mittel gibt, Phantasmen (Reaktionen von alten Reizen) von gegenwärtigen Potenzen zu unterscheiden (unbeirrbare Folge und Tastsinn!); — so ist die aus der Erfahrung quellende Erkenntnis ebenso sicher, als die aus den vermeintlichen Urvoraussetzungen. Bei der Tierseele komme ich zu Wahrnehmungen, die von der mechanischen Kausalität sich nicht recht erklären lassen. Ich nehme in mir das Verantwortlichkeitsgefühl wahr. Ohne Freiheit wäre es ein Trug. Das Kausalitätsgesetz ist unbedingt gültig für mechanische Kausalität. Aber in den Zentren des Nervensystems gibt es positiv die Empfindung, daß dieses Gesetz nicht allgemein gültig ist. Der freie Wille ist durch die Empfindung bewiesen, und er unterliegt der Kausalität nicht, weil diese von nervenlosen Wesen abstrahiert ist und eine Anwendung auf alles nicht gestattet, da es ein Schuldbewußtsein gibt. —

Freien Willen legen wir allen Nervenwesen bei.

19. Aug. — Nachträglich über den freien Willen; ist es wohl Götzenbildung, wenn ich die Willkür unbeseelten Gegenständen beilege. Ich empfinde die Willkür einzig und allein in mir selbst, aber ich kann sie Tieren und Menschen beilegen, weil ich an ihnen Mienen und Bewegungen wahrnehme, die bei mir selbst beständig in Zusammenhang mit der Willkürempfindung auftreten. Auf induktive Weise gelange ich dahin, allen mit Nerven begabten Wesen mehr oder weniger Willkür beizulegen. Außerhalb der Nervensubstanz jenes

unbegreifliche Weſen, das ſeine Bewegungen fühlt, Willen anzunehmen, iſt, wie wenn Kinder von einem Papier ſagen, es lief vom Tiſch herunter. —

Kommt das Eſſen vom Hunger oder der Hunger vom Eſſen beim Neugebornen? Auf dieſe Frage antwortete Math. Schleiden, erſt gewöhne die Mutter dem Säugling das Eſſen an. Kommt das Sehen vom Auge, oder das Auge, entſteht es erſt durch das Sehen? So würde vielleicht die Frage zur Einmütigkeit führen. Denn da das Auge die Vorbedingung war, um zu ſehen, ſo konnte kein Sehen ohne Auge ein Auge erzeugen. Dennoch gibt es dreierlei mögliche Antworten. 1. Gott machte das Auge, damit der Menſch ſehen ſoll. 2. Durch Strebung zum Sehen entſtand das Auge. 3. Weil man Augen hat, ſieht man. Die letzte Antwort allein iſt die richtige und ſchließt die Entwickelung nicht aus. Mag immerhin ein rotes Pünktchen die erſte Form ſein, aus der ſich durch unendliche Transformationen das kunſtvolle Auge herausgebildet hat, die Anlage zu dieſem Pünktchen mußte der Empfänglichkeit für den Lichtreiz und dem Streben zum Sehen vorhergehen. Die Entwickelung bringt nur ans Licht, was in der Anlage enthalten, — ſie iſt weſentlich ein analytiſcher Prozeß. —

Die Entwickelung kann nur ans Licht bringen, was in der Anlage war.

23. Aug. — Hypotheſen gibt es, die zu Entdeckungen führen. Z. B. die Hypotheſe, daß anſteckende Krankheiten von mikroſkopiſchen Organismen herrühren, gehört dahin. Dabei iſt es nützlich geweſen, nicht von einem unbegrenzten Polymorphismus der Spaltpilze oder Bakterien auszugehen, ſondern feſte Spezies anzunehmen, bis das Gegenteil bewieſen. Paſteur hat, von ſeiner Hypotheſe ausgehend, entdeckt, wie man Bier und Wein auf längere Zeit haltbar macht, — wie der Milzbrand ſich durch Regenwürmer fortpflanzt, indem die Milzbrandbakteridie nie aus einer andren Art entſteht; — ꝛc. . . . Die Hypotheſe, daß die geiſtigen Funktionen des Menſchen an Organe der Nervenſubſtanz gebunden ſind, iſt fruchtbarer als die Hypotheſe einer leibloſen Seele. Munk in Berlin findet durch Viviſektionen an Hunden, daß jedem Auge eine Sehſphäre in der Großhirnrinde entſpricht, die der zentrale Sitz aller Sehwahrnehmungen iſt, darin die Elemente homolog den Retinaelementen geordnet ſind. Der Stelle des direkten Sehens der Retina entſpricht ein großer und zentraler Teil der Sehſphäre; von dieſem Teil werden mittelbar anders geartete Elemente erregt, die Vorſtellungselemente zu nennen ſind, — mit bleibender Erregung. Das ſind die Erinnerungsbilder, die bei gegebener Veranlaſſung in die Wahrnehmung wieder eintreten. Munk ſchließt

Verſchiedene Fruchtbarkeit wiſſenſchaftlicher Hypotheſen.

Weitere Experimente Munks.

aus dem Schwinden der Erinnerungsbilder nach Abtragung der zentralen Gegend der Sehsphäre und aus ihrer allmählichen Restitution, soweit die periphere Gegend unverletzt blieb, daß überall neben den Wahrnehmungselementen auch Vorstellungselemente in der Sehsphäre belegen, in denen die Bilder latent aufbewahrt bleiben. Sollten die Wahrnehmungselemente nicht ohne die Hypothese von anders gearteten Vorstellungselementen genügen? Die gegenwärtige Gesichtserregung prävaliert, sie ist die kräftigere. Im Traume fehlt sie und dann treten die latenten, früher erfolgten Erregungen in die Aufmerksamkeit, — wie Munk das Sensorium nennt, mit dem Zusatz, — die Aufmerksamkeit ist dem Wesen nach vollständig unbekannt. Statt Sensorium würde ich sagen die sich selbst wahrnehmende Energie, siehe 15. April und 23. Mai 1878. In diese tritt, würde ich mit Berücksichtigung der neuen Munkschen Untersuchungen sagen, der zurückgeworfene Teil der Gesichtserregung, davon ein andrer Teil aber als Spannkraft in dem Wahrnehmungselement verbleibt. —

Wesen der Seele.

Hypothetische Seelenvorstellungen: Die Seele ist eine sich selbst wahrnehmende und in gewissen Grenzen sich frei modifizierende Energie; — oder, dasselbe räumlich ausgedrückt: sie ist ein sich fühlendes und wollendes Vibrationselement. Eine Kugel, deren Vibrationen durch Eindrücke modifiziert werden, kann versinnlichen. Das Vibrationselement kann unendlich viele Gestalten annehmen, durch Eindrücke von außen, die auch zurückprallende innere Bebungen sein können, und durch innerliche freie Strebungen.

Paläontologischer Optimismus.

19. Okt. — Gelesen habe ich den schönen Vortrag von Zittel „über Arbeit und Fortschritt im Weltall." — Die Paläontologen sind von der Wahrnehmung ergriffen, daß nicht nur „Stoff und Kraft" das Bleibende im Vergänglichen ist, sondern der Fortschritt. Wir haben empirisch für unsern Planeten den Beweis, daß seit den unvordenklichsten Zeiten bis jetzt eine Schraube durch unsre Welt geht, die sich trotz gewisser Schwankungen nie zurückgedreht hat. Der Pessimismus mag in Philosophie, Theologie und Poesie sich nicht vollständig überwinden lassen, die Paläontologie führt ihn, wenigstens für unser Beobachtungsfeld, ad absurdum.

17. Nov. — Es bildet sich meine Ansicht von der Natur der Seele langsam weiter aus. Das Eigentümlichste daran bleibt die Selbstwahrnehmung. Diese sprechen wir entschieden den tönenden, leuchtenden oder irgendwie anders vibrierenden Körpern ab. Sollten sich Tausende von Wellen in einem Punkte auch kreuzen, reflektieren und reperkutieren, eine sich selbst wahrnehmende Bewegung wird es

nicht. Zuerſt erfahren wir nur in uns ſelbſt etwas von dem Vorhandenſein eines empfindenden Weſens. Den Mitmenſchen und in viel geringerem Grade den Tieren legen wir eine ähnliche Seele bei, weil ſie eine Folge von Bewegungen machen, wie wir ſie ſelbſt bei beſtimmten Empfindungen vollführen. — Iſt einmal der Knoten durchhauen, und haben wir die ſich ſelbſt empfindende Subſtanz angenommen, ſo iſt es nicht mehr etwas Abſonderliches, dafür nicht bloß eine qualitative, ſondern auch eine quantitative Wahrnehmung erfahrungsgemäß zu ſtatuieren. Die Seele denke ich mir als ein Kügelchen dieſer eigentümlichen Empfindungsſubſtanz, von beſtimmter Vibration; — die Veränderung in dem Quantum und in der Form des von ihr erfüllten Raumes wird ſofort empfunden. Da die Empfindung Raum erfüllt, — Zeit beanſprucht, — Urſachen wahrnimmt, ſo wird ſie nichts wahrnehmen oder auffaſſen können, was dieſen Formen des Anſchauens und Denkens nicht unterliegt; — z. B. der erfüllte Raum kann verändert werden durch Verdrängung, indem andres den Raum erfüllt, nicht durch die Zeit. Die Zeit kann nicht durch Raumkörper, ſondern durch Ereigniſſe abgeſchnitten oder beanſprucht werden, — die erzeugende Kraft wirkt zwar in Raum und Zeit, aber Raum und Zeit für ſich ſind keine bewegenden Urſachen; — d. h. Räumliches wirkt auf Raum und Zeitliches auf Zeit. Wenn etwas auf die räumliche Empfindung der Seele wirkt, ſo muß es ſelbſt räumlich ſein, u. ſ. w. — Die Seele, um meine Anſchauung anzudeuten, iſt ein vibrierendes Körperchen, das ſeine Vibrationen empfindet; die geringſten Außenkräfte, die herantreten, ändern die Vibrationen ab. Was ſie räumlich abändert, iſt Raum erfüllend, was ſie zeitlich beeinflußt, Zeit einnehmend, — was ſie intenſiv verändert, eine urſachliche Kraft. — Der Seele ſelbſt gehört ihre Form des Denkens und Anſchauens an und ſie überträgt dieſelbe auf die Erſcheinungen. Aber das Erſcheinende muß ſelbſt gleichfalls räumlich, zeitlich und kauſal ſein, um auf die Seele wirken zu können. Seine Reaktionen auf die Seele bilden die Erſcheinungswelt, die aber an dem Gewölbe der Hirnrinde reflektiert und wiederholt reverberiert, daſelbſt Spannkräfte hinterläßt. Wenn dieſe wieder die Seele affizieren, kommt es zu Erinnerungsbildern. Andre Eigenſchaften, als dieſe Reaktionen, können die Außendinge gar nicht haben. Abgeſehen von dieſen Eigenſchaften ſind es leere Potenzen, nicht aber reale Weſen. Die Außenwelt hat Realität, iſt wie ſie erſcheint, die Seele iſt ein Körperchen beſonderer Art, der Raum und die Zeit *ohne Grenzen* ſind eingeborene Formen, die Grenzen ſind aber von der Raumerfüllung

und von den Begebenheiten abſtrahiert, nicht aber mit dem Raum ſchon gegeben. Daher ſind die Antinomien Kants keine Beweiſe gegen die Realität von Zeit und Raum. Dieſe Andeutungen fixieren meine augenblicklichen Anſchauungen. — Das Körperchen, genannt Seele, wird, gleich allem Körperlichen, ewigen Umſetzungen ohne völlige Vernichtung unterliegen. Das Aufgehen desſelben iſt eine Liebesempfindung; beim Tode, zu dem Ewigen. Nur die Liebe weiſet unſre Empfindung auf das, unſer Irdiſches Ueberdauernde hin; die große Schraube, die ſich immer nur vorwärts dreht und die alles zum Beſſeren hebt, iſt Gegenſtand unſrer myſtiſchen Liebesempfindung. Wir ſind beteiligt in dem ewigen Fortſchritt. — Ein ſchöpferiſches Wirken braucht nicht ein erkennendes zu ſein. Es könnte einen blinden Schöpfer geben. Aber es gibt wahrſcheinlich kein Denken, das Körper ſchaffen könnte. Die Materie iſt ewig und ballt ſich zuſammen nach Geſetzen und bringt ein Weltganzes mit ſteigender Gemeinſchaft hervor.

Die Liebe weiſet uns auf das Ewige.

Philoſophie (1881).

Keyſerlings Abweichung von Kant in der Auffaſſung von Raum und Zeit.

28. März. — Der einfachſte Ausdruck für den Hauptſatz meiner erkenntnistheoretiſchen Abweichung von Kant, kann in folgender Weiſe geformt werden:

Was der Raum umgrenzt, kann nichts andres ſein, als die Ausfüllung des Raumes, da der Raum ſelbſt nicht Raumgrenzen haben kann, d. h. eine Grenze, dahinter der Raum aufhört, iſt unmöglich. Ebenſo mit der Zeit. Sie ſelbſt hört nie auf, und fängt nie an, aber was die Zeit erfüllt, das Ereignis allerdings. Daraus folgt aber, daß begrenzte Räume und Zeiten, und raumzeitliche Einheiten, von dem Material abſtrahiert ſind, das den Raum und die Zeit empiriſch erfüllet, und daher nicht a priori aus der Anſchauung von Zeit und Raum folgen, wie Kant glaubte. Mathematik iſt aber dann nicht eine Wiſſenſchaft, rein a priori, ſondern ſie kombiniert die urſprünglichen Geiſtesanlagen für Raum und Zeit mit den aus der Erfahrung geſchöpften Abſtraktionen, den Grenzen der Stoffe und Ereigniſſe. Wenn die Dinge die Grenzvorſtellungen im Raum verurſachen, ſo iſt ihr Wirken räumlich, ebenſo wie die Natur des Vorſtellens räumlich iſt. Das vorſtellende Ich iſt a priori raumzeitlich, und

Die Raumgrenzen ſind nicht a priori, wie Kant annahm, ſondern aus der Erfahrung abſtrahiert.

Mathematik daher nicht a priori.

Das Vorſtellen iſt räumlich.

das vorgeſtellte Ich iſt es in derſelben Weiſe, wie alle vorgeſtellten Dinge. Die Raumzeitlichkeit kommt daher den Dingen an ſich zu, zu ihrem Auffaſſen und zu ihrem Aufgefaßtwerden. Das Ding an ſich iſt überhaupt eine, bloß Geltung, aber nicht Daſein habende Abſtraktion, da alle Eigenſchaften Reaktionen auf ein andres, alſo Relationen ſind, und das Ding ohne Eigenſchaften eine nicht vollſtändige Vorſtellung, ohne Daſein, wäre. — Das Ding an ſich.

---

29. Aug. — Von Riehls Kritizismus habe ich die erſte Abteilung des zweiten Bandes flüchtig durchgeleſen, mit großer Zuſtimmung. Nur glaube ich, daß weitere Durcharbeitung ihn zu einer klareren und kürzeren Auffaſſung von Raum und Zeit führen wird. Es iſt da bisher immer zweierlei durcheinander geworfen. Einmal ſind Zeit und Raum nichts andres, als der allgemeine Schauplatz unſrer Wahrnehmungen. Ohne Schauplatz kein Schauſpiel. Inſofern können Raum und Zeit den Wahrnehmungen nicht nachträglich entnommen werden. Sie ſind urſprünglich im Wahrnehmenden als Anlage zu aller Anſchauung oder wie Kant ſagt, als Form vorhanden. Iſt das Anſchauende, wie ich annehme, ſelbſt in Raum und Zeit ein Einigungsort, ausgezeichnet vor allem, was ſonſt den Raum füllt, durch die Befähigung jede Bewegung (Bebung) in Empfindung umzuſetzen, ſo iſt es mit Raum- und Zeitwahrnehmungen anders auch unmöglich. Denn in jeder Bewegung iſt Raum und Zeit weſentlich enthalten, und empfundene Bewegung iſt Anſchauung, die alſo in dem Wahrnehmenden Raum und Zeit unmittelbar empfinden läßt. Ein ganz andres ſind aber die Grenzen in Raum und Zeit. Sie ſind Abſtrakta von Körpern und Ereigniſſen, und der Punkt weder in Zeit oder Raum kann ſelbſtändig exiſtieren (die Linie iſt die Grenze zweier Flächen, — die Fläche die Grenze zweier ſich berührender Körper, — der Zeitpunkt die Grenze zwiſchen zwei Ereigniſſen). Der begrenzte Raum iſt die abſtrakte Körperform, beweglich gleich dem Körper, — ſehr verſchieden von dem Raum als allgemeinem Schauplatz aller möglichen Anſchauung, der weder weggedacht, noch hinzugedacht werden kann, in welchem daher weder Grenzen noch Richtungen zu unterſcheiden ſind. Die Körper ſind nicht Raum, aber nehmen Raum ein und machen erſt Unterſchiede im Raum. — Sehr gut ſind bei Riehl auseinandergeſetzt die Gründe, die uns zur Erkenntnis zwingen, daß das Quantum von Stoff und Kraft ein unveränderliches iſt, — Alois Riehls Kritizismus.

Stoff kann nicht aus Kraft abgeleitet werden.

und daß für die Kraft die qualitativen Unterſchiede nur aus der Transformation desſelben Quale hervorgehen, wogegen der Stoff nicht reduzierbare Unterſchiede der Beſchaffenheit aufweiſet. Der Verſuch, den Stoff aus der Kraft abzuleiten, kehrt die vernünftige Ordnung um. Es folgt aus dieſer Betrachtung, wie eigentlich Fortſchritt, Intereſſe, Schönheit, Geſetz u. dergl. nur in den Verhältniſſen des gegebenen Stoff- und Kraftquantums der Welt möglich iſt. Gott iſt kein Stoff, ſondern das vollkommenſte Verhältnis, dem die Weltbeſtandteile zuſtreben. —

Gott iſt eine Relation.

18. Sept. — Die akademiſche Rede von Du Bois-Reymond „über die ſieben Welträtſel“ könnte nicht weniger packend wirken, als die Leipziger Rede mit dem „ignorabimus“. Man muß im allgemeinen die Tendenz der Naturforſcher, vor gewiſſen Rätſeln ſich zu beſcheiden, billigen.

Du Bois-Reymonds Rede.

28. Sept. — Du Bois-Reymond hat mit ſeiner Rede „über die ſieben Welträtſel“ nicht allein einige Philoſophen, ſondern auch einige Naturforſcher unwillig gemacht. Sie urteilen, er habe als Neuigkeit und ungeheure Wahrheit aufgetiſcht, was für den Kenner abgeſtandene Dinge ſind. Er wollte aber von ewigen Problemen ſprechen, die weder neu noch abgeſtanden ſein können.

10. Okt. — Mit jedem Menſchenkinde tritt ein Bildungsgeſetz eigenartig in die Welt, das iſt meine Ueberzeugung, wie es trotz der Vererbungen nie da geweſen iſt und nie wiederkehren wird. Dieſe Ueberzeugung mag mir aus der Beſchäftigung mit der Paläontologie erwachſen ſein, wo die Nimmerwiederkehr der ausgeſtorbenen Formen ein Erfahrungslehrſatz geworden. An ein vergebliches Daſein glaube ich nicht, da an Stelle der dahingegangenen Welten immer höher ſtehende getreten ſind. Aber warum all dieſe Durchgänge, und warum nicht von Anfang an die Vollendung? — Darüber ſchweigt die Naturforſchung. Die Menſchenkinder werden wohl auch anſteigende, ſich gegenſeitig vorbereitende Reihen bilden. Aber durch mannigfache Senkungen führt der Weg zur Höhe und in manchem Betracht mögen wir wohl gegenwärtig eine Senkung durchſchreiten, denn es ſcheint eine Zeit angebrochen zu ſein, in der die nationalen Gegenſätze, die das Chriſtentum milderte und abſchwächte, verſchärft wieder hervortreten. Die geologiſchen Zeiträume kommen mir wohl im Vergleich zu den Zeiträumen der menſchlichen Geſchichte vor, wie irdiſche Entfernungen zu denjenigen der Fixſterne, die keine Parallaxe ergeben und daher auch keinen Maßſtab. Doch ſoweit die Erfahrung reicht, ſetzt der Fortſchritt, trotz zeitweiliger Störung und Verarmung, immer

wieder ein. Die Einzelexiſtenz hat es freilich in ſolchen Kriſen ſchwer, ſich mit dem „Kantiſchen Reiche der Zwecke“ zu tröſten, eine andre harmoniſche Auffaſſung dürfte ihr aber nicht verbleiben.

Religion (1881).

22. Mai. — Dienet der Wahrheit, und in zweiter Reihe, dem ſogenannten Erbaulichen in der Religion. Letzteres kann die Empfindungen kräftigen, die falſchen ſo gut wie die richtigen. Trachte daher vor allem nach der Erkenntnis, die das Falſche zu unterſcheiden lehrt! Dann erſt wird Kirche, Hymnus und Gebet gut wirken. — *Vor allem ſoll man der Wahrheit dienen.*

4. Juni. — Ich komme auf den Gedanken zurück, was eigentlich die Religion der menſchlichen Geſellſchaft Eigenartiges, durch andre Vorſtellungsgebiete nie zu Erſetzendes leiſtet? Die Weihe der großen Lebensakte, Geburt, Ehe, Tod, iſt in erſter Reihe gewiß anzuführen, das kann nicht durch Wiſſenſchaft, Erkenntnis geſchehen. Die hat mit ſolchen Gelegenheitsgeſchäften nichts zu ſchaffen. Dagegen iſt die Kunſt dazu immer in Verwendung geweſen. Die äſthetiſche Seite der Religion iſt in der Theorie zu wenig anerkannt. Ohne Religion kann ſich die Wiſſenſchaft in der menſchlichen Geſellſchaft vollſtändig entfalten, aber die Kunſt wohl nicht. Daher, zur Verſchönerung des Lebens, iſt dem ſchönen Geſchlecht die Religion unentbehrlicher als dem unſchönen. Daher konnte die mythologiſche Religion trotz aller Abgeſchmacktheiten und Irrtümer ſo lange bei Griechen und Römern ſich behaupten. — *Religion und Kunſt. Siehe dazu 19. März u. 3. Dez. 1879.* *Die Kunſt kann ohne Religion nicht beſtehen.*

Die chriſtliche Religion iſt tiefer poetiſch! Nun die Abſurdität ihrer Grundlagen der Schönheitsempfindung Abbruch gethan, im Geiſte der Hochgebildeten wenigſtens, kommt ſie in Verfall. Aber, was an die Stelle treten ſoll, muß nicht nur reiner von Fabel und Aberglauben, — es muß poetiſcher, oder wenigſtens ebenſo poetiſch, — von den Grazien umſchwebt ſein, als die chriſtliche Kirche. Bisher fehlt jeder Anſatz dazu. *Die chriſtliche Poeſie iſt unübertrefflich, daher auch unerſetzlich.*

15. Juni. — Profeſſor Frohſchammer hat mir ſeine Schrift über die Prinzipien des Ariſtoteles zugeſchickt. Gleich beim Eingange regt es mich zur Reviſion meiner Prinzipien an, und ich kann mir nicht verhehlen, daß ich mit dem Alter einer Art Materialismus viel näher *Profeſſor Frohſchammer.* *Das Alter wird materialiſtiſcher.*

rücke. Zwiſchen Anſchauung — d. h. Konflikt des Empfindenden mit der Außenwelt — und bloßem Denken erweitert ſich die Kluft. Seele, Gott, und alle Ideen dieſer Ordnung können Träume ſein, ſo ſehr wechſelt die Geſtalt dieſer Vorſtellungen, ſo ſehr treten ſie zuweilen zurück, als wären ſie außer uns nicht vorhanden; die Beharrlichkeit wohnt dem ſinnlich Wahrnehmbaren in höherem Grade ein, und dieſe verleiht der Kauſalität die geforderte Kontinuität. Im Traum reißen die Kauſalreihen in der Vorſtellung ab und werden von Nebenreihen verdrängt, es gibt nur Succeſſion und Aſſociation, Exkluſion und Diſſociation. So iſt es auch mit allen Ideen, die nicht auf Verhältniſſe zwiſchen Anſchaulichem beſchränkt bleiben. Sie *gelten*, aber haben keinen *Sinn*. Es fehlt ihnen alle gegenſtändliche Wirklichkeit und nichts unterſcheidet ſie von bloßen Hirngeſpinſten.

Wechſel der Vorſtellungen über Gott und Unſterblichkeit. — Ihre Analogie, da ſie außer der Kauſalreihe ſtehen, mit Träumen.

Einheit der Wahrheit. — Ohne Wahrheit keine Tugend.

21. Juli. — Die Wahrheit iſt nur *eine*, und es gibt weder chriſtliche noch mohammedaniſche u. ſ. w. Wahrheiten. Das ſpezifiſch Chriſtliche iſt eine außerhalb des Kreiſes der Wahrheiten liegende Zuthat. — Chriſtliche Tugenden wird es wohl ebenſowenig geben. Ehrlichkeit hat mit der Konfeſſion keine notwendige Verbindung. Was die Tugend der Wahrheit nicht hat, wird auch die wahre Tugend nicht haben. Das Konfeſſionelle wirkt außerordentlich hemmend auf die Erkenntnis und auf die Moral der Menſchen.

Das ſittliche Handeln beruht auf der Annahme, daß die Außenwelt und die Mitmenſchen wirklich ſind.

27. Juli. — Das Vertrauen, daß es eine Außenwelt gibt, abgeſehen von meiner Thätigkeit und daß ich ſie ſo wahrnehme, wie ſie wirklich iſt, — daß es mithin Mitmenſchen gibt und daß ich nicht mit flüchtigen Blendwerken zu thun habe, — ſollte nicht bloß ein intellektuelles Intereſſe erregen. Es ſollte beſtimmend wirken auf das ſittliche Handeln des Menſchen. Der flüchtige Genuß bliebe ja die einzige Aufgabe, wenn ich doch in einer Täuſchungsmaſchine eingeſperrt bleibe und die Dinge außer mir ganz anders ſind, als ſie mir erſcheinen oder gar nicht ſind. Aber der ältere Fichte, jenes große Ich, der ungefähr ſo lehrte, als wäre die Welt nur das Erzeugnis des eigenen Geiſtes, war weit entfernt davon, epikureiſche Schlüſſe aus ſeiner Erkenntnistheorie zu ziehen. — Am Ende iſt die Moral von den philoſophiſchen Syſtemen, zu denen ſich die Menſchen bekennen, ebenſo unabhängig als von den Religionen. —

Pro memoria II.

15. Oktober 1881.

Einleitung.

Reiſende in das Unbekannte dürfen ſich nicht zur Ruhe legen, bevor ſie ihre Begegniſſe und Reflexionen darüber täglich aufgezeichnet haben. Jeder iſt ein Reiſender ins Unbekannte des folgenden Tages. Verſtünde er zu ſchreiben, ſollte er es nicht thun? — Wozu? — Sich ſelbſt klarer zu werden, ſich auch zu vergnügen, möglicherweiſe auch einen nachfolgenden Leſer ...

TRÜ Raamatukogu

Naturforscher-Religion (1881).

Kompromiß der Naturforscher mit der Kirche.

9. Nov. — Die Naturforscher haben, gleich ihren Zeitgenossen, das Joch der Meinungen getragen und Frohndienste gethan dem tollsten Aberglauben, teils willig, teils in der Not. Als Alchimisten und Astrologen mußten sie sich Eingang verschaffen in die Gesellschaft, bevor sie als Chemiker und Astronomen, wegen wirklichen und nicht bloß wegen eingebildeten Nutzens zu Brot kommen konnten*).

Was die Naturforscher als schwache Menschen gethan, das haben sie gethan nicht wegen ihrer Wissenschaft, sondern trotz derselben, und so haben sie denn auch die traditionellen religiösen und kirchlichen Vorstellungen ihrer Zeit geachtet, die ihrem Herzen zuweilen in jungen Jahren Bedürfnis geworden waren, oder mit denen sie, um der Wissenschaft ungestört oder gefördert sich zu widmen, glaubten in Frieden leben zu müssen.

Der religiöse Fanatismus ist unverträglich mit der Naturwissenschaft.

Wo indes der religiöse Fanatismus zu mächtig wird, kann die Naturforschung nicht gedeihen. Jetzt ist sie gepflegt in den, religiöser Indifferenz zugeneigten, protestantischen oder katholischen Landen. Einst gedieh sie unter dem duldsam gewordenen arabischen Islam. Neben dem Protestantismus haben die Naturforscher sich immer ruhig halten können, wenn auch vorsichtig.

Von der Religion der Naturforscher der Gegenwart möchte sich in der Regel sagen lassen, was der Breslauer Professor Cohn in einer Abhandlung über Goethe als Botaniker (Rundschau, Juli 1881 S. 55)

Religion Goethes nach Cohn.

sagt: „Seine Religion: denn Goethes Philosophie war nicht sowohl ein in klarer Gedankenreihe konsequent durchgearbeitetes System, sie war hervorgegangen aus dem ethischen Bedürfnis eines tief und warm

*) Verlangte noch in meinen Jünglingsjahren, z. B. in Mitau, das Publikum einen Kalender mit Wetterprophezeiungen, und da es keinen andern gekauft hätte, so diente ihm der hochbegabte Mathematiker Paucker, und fühlte gewiß dabei, welche beschämende Rolle ihm aufgedrungen war.

empfindenden Gemüts. Der große Heide, wie ſie ihn nannten, der gegen alles Konfeſſionelle kühl, ja ablehnend ſich verhielt, war doch eine tief religiöſe Natur, dem ſelbſt myſtiſche Strebungen nicht fremd waren. . . . Alle naturwiſſenſchaftlichen Abhandlungen Goethes ſind durchweht von dieſem Gefühl der Pietät gegenüber dem geheimnisvollen Urgrund aller Dinge; „es iſt das höchſte Glück des Menſchen," ſagt er, „das Erforſchbare erforſcht zu haben und das Unerforſchte in Ehrfurcht zu verehren." —

Perſönliche Eindrücke über die Religion der Naturforſcher.

Unter allen Naturforſchern, die ich perſönlich gekannt, und zu jeder Zeit hat es ausnahmsweiſe einzelne von ſtrenger kirchlicher Obſervanz gegeben, kann ich vielleicht nur Profeſſor B . . . . ., den Phyſiologen, nennen. Exakt in ihrer Wiſſenſchaft, bewahren ſolche in einem abgeſonderten Hirnfach die kirchlichen Vorſtellungen, wahrſcheinlich ganz feſt erſtarrt. Sie haben nichts darüber zu ſagen, aber halten auf die Erfüllung derſelben. (So mag es auch der verſtorbene Voltz, Paläontologe in Straßburg gehalten haben, von dem ich vernommen habe, daß er ein ſtrammer Kirchengänger geweſen.) In der Regel, ob es Engländer oder Franzoſen, Deutſche, Italiener oder Ruſſen ſind, den humoriſtiſchen Buckland und den feurigen Sedgwick nicht ausgenommen, ſie alle wären lieber auf das Feld ihrer Wiſſenſchaft gegangen, ſei es in die Natur, an den Arbeitstiſch, oder in die Sammlungen, als in die Kirche, ſobald ſie die Wahl gehabt hätten. Geradezu kann ausgeſprochen werden, daß den Naturforſchern, ſo viel ich ihrer kennen gelernt, ein Bedürfnis zu gottesdienſtlichen Handlungen in größerer Gemeinſchaft vollſtändig gefehlt hat. —

Zu gottesdienſtlichen Handlungen fehlt den Naturforſchern meiſt das Bedürfnis.

Sollte ſich dafür nicht ein legitimer Grund in ihrer Beſchäftigung finden? Wenn ſie nach den Geſetzen ſuchen, die in der Welt unabänderlich herrſchen, wenn ſie die Produkte dieſer ewigen Geſetze beobachten und ſammeln, im reinen Dienſte der Wahrheit, haben ſie da nicht das Gefühl, daß ſie mehr dem Ewigen dienen, als in Geſängen, Aufzügen und im Beherzigen heiliger Reden? Was iſt es in der That, was den Naturforſcher lockt, von der Welt verlaſſen, ſeine ſtillen Wege zu gehen? Möge ſich ſpäter beimiſchen allerlei Selbſtgefühl, berechtigt und unberechtigt; mannigfaches Streben nach Stellungen, die Brot geben und Anſehen. Erſt war es doch die reine Freude an der Auffaſſung und an dem Verſtändnis der Naturkörper und Naturprozeſſe, die ihn zog. Nicht wie einem Produkt menſchlicher Kunſt gegenüber kann er da kritteln, es iſt alles richtig, gerade ſo wie es iſt, — nicht wie bei einem menſchlichen Ereignis, das nie wiederkehrt und das, ſo lange es friſch iſt, von Gerüchten verunſtaltet

Kunſt.

Geſchichtswiſſenſchaft.

und falſch beurteilt wird, muß er aus unlauteren und unſicheren Dokumenten ein Phantaſiebild ſich ſchaffen. Nein, er hat es mit wiederholbaren Beobachtungen und Experimenten zu thun, und auf dem feſten Boden beſtändig geprüfter Wahrnehmungen, erbaut er ſeine Wahrheiten. Nicht ſeine Wahrheiten, ſondern Wahrheiten, die der ganzen Welt gehören und die ihn in Gemeinſchaft erhalten, mit allem, was denken und erkennen kann. „Wenn ich ſchreibe, hört die ganze Welt meine Worte, ſo ſtelle ich es mir vor," ſagte einſt C. E. von Baer in meiner Gegenwart. Da iſt Gemeinſchaft, da iſt ein Denken an das Ewige, ein Beſcheiden bei dem Gegebenen, eine Entäußerung von der Eigenſucht, wie ſie das Gewerbe und das Familienleben erfordern. Wer der Kunſt oder der Wiſſenſchaft lebt, wird wohl immer eine gewiſſe Weihe empfinden, die ihn über die Not des Lebens erhebt und tröſtet. Aber dem Naturforſcher wird mehr Feſtigkeit von außen geboten, er geht getroſter und ergebener dahin. Sein rechter Gottesdienſt, das muß er fühlen, iſt nicht in der Kirche und nicht in der Gemeinſamkeit von Aufzügen, mit Lichtchen und Kniebeugungen zu ſuchen. Daran mag ſich aufrichten und läutern, wer die Woche über im Staube um ſein Daſein gerungen, — nicht aber, wer alle Tage nach dem Ewigen geſchaut und für die menſchliche Erkenntnis gearbeitet hat.

Naturwiſſenſchaft.

Gemeinſchaftsgefühl des Forſchers.

Kunſt und Wiſſenſchaft geben Weihe.

Aber in der Naturwiſſenſchaft iſt mehr Feſtigkeit, da ſich die Experimente wiederholen laſſen.

Des Naturforſchers Leben iſt ein Gottesdienſt.

Der Naturforſchergemeinde ſind die Kultushandlungen mit ihrem großen Aufwande für Bauten und Geiſtlichkeit Reſte der Opfergebräuche, die angeblich höheren Weſen ein Wohlgefallen bereiten ſollten. Blut wird nicht mehr geopfert, aber Lebenstage noch immer ohne Ende und viel Lebensunterhalt. Doch weiterhin wird ſich vielleicht in dieſer Unterſuchung ein andrer Geſichtspunkt eröffnen, der die Unkirchlichkeit nicht unbedingt für die Naturforſcher gelten laſſen kann. Auch ſie bedürfen der Schönheit, um der Armut des menſchlichen Verkehrs Weihe zu geben und um Feſtigkeit und Ruhe zu finden in dem Widerſtreit zwiſchen Wirklichkeit und Ideal. —

Der Kultus iſt ein zu großes Opfer an Zeit für den Naturforſcher.

Dennoch kann die Unkirchlichkeit nicht unbedingt für den Naturforſcher gelten, — wegen des Widerſtreits zwiſchen Wirklichkeit und Ideal.

16. Nov. — Zuvor iſt aber darauf hinzuweiſen, wie die Beſchäftigungen mit den Naturwiſſenſchaften im allgemeinen günſtig wirken müſſen auf die Entwickelung von Anlagen, die auch für die Religionen teils als Grundlagen, teils als Forderungen die höchſte Bedeutung haben. —

Das Abhängigkeitsgefühl iſt zuweilen für das eigentliche Fundament aller Religioſität erklärt worden. Die Betrachtung der unermeßlichen Welten, der unendlichen Vorgänge in der Natur, denen gegenüber der Menſch ſich verſchwindend klein fühlen muß, können dieſes Gefühl nur immer beſtätigen und verſtärken. —

Förderung des Abhängigkeitsgefühls durch die Beſchäftigung mit der Natur.

Die Wahrheitsliebe wird auf den verſchiedenſten Gebieten menſchlicher Thätigkeit gefordert und die Religion gebietet: „Du ſollſt kein falſch Zeugnis geben!“ Aber wo iſt ein Gebiet, das in dieſer Beziehung nicht ſtarken Verſuchungen ausſetzt, die den Menſchen oft zu Fall bringen. Nicht nur der eigene Vorteil treibt zur Lüge, in der Hoffnung, der Gewinn würde eingeſtrichen ſein, ehe die Wahrheit an den Tag kommt. Mehr Lügen erzeugt vielleicht die unſinnige Eitelkeit der Menſchen. Die Landwirte phantaſieren den Zuhörern von ihren fabelhaften Ernten vor, — es iſt kaum glaublich, wie viel es ſolcher Agrarlügner gibt. Dennoch fragt man vergebens, ob etwa in der That die Lüge in der Landwirtſchaft irgend einen Vorteil gewährt? Anders iſt es in der Politik. Zum Beſten des Vaterlandes zu lügen, daraus machen die großen Politiker ſich ein Verdienſt. Ob nicht in der Theologie und praktiſchen Seelſorge ſich gleichfalls viel Lüge einſchleicht? Von ſich ſelbſt hat das kein Prieſter zwar geſagt, deſto häufiger aber hat er es von andern Prieſtern behauptet, und er mag doch nicht ſelten recht gehabt haben.

Die Lüge auf verſchiedenen Gebieten.

Die Lüge in der Prieſterſchaft.

Wie ganz anders ſteht da die Naturwiſſenſchaft. Die Lüge hat keine Ausſicht verborgen zu bleiben und wäre vernichtend für das Anſehen des Erfinders. Wohl mag der Naturforſcher leichtſinnig ein intereſſantes Faktum, das ihm erzählt wird, annehmen, es vielleicht in unvorſichtiger Weiſe erzählen, ohne ſeine Quelle zu nennen, oder durch oberflächliche Beobachtung in Irrtümer fallen, — dafür wird er gerechter und oft herber Kritik verfallen. Aber Unwahrheiten wiſſentlich auftiſchen, das iſt zu ſehr gegen die Aufgabe, gegen die Erziehung, gegen das Intereſſe des Einzelnen und des Ganzen, als daß man es von einem Manne für möglich halten ſollte, der ſich um die Erforſchung der Natur ernſtlich bemüht.

Die Lüge hat in der Naturwiſſenſchaft kein Feld.

Gottesverehrung und Naturverehrung ſchließen ſich nicht aus. Aber Gottesdienſt und Naturdienſt? Der Natur dient man durch Befolgung ihrer Geſetze zu geſundem Leben und erhöhter menſchlicher Wirkſamkeit und durch Forſchung. Der Gottesdienſt dagegen beſteht in Aeußerungen, die kein andres Verdienſt haben können, als menſchlich ſchön zu ſein; die aber mit dem Irrtum behaftet ſind, daß man damit übermenſchlichen Weſen ein Gefallen thut und ihre Gunſt erwirbt.

Gottesdienſt und Naturdienſt.

Bibliographisches. Fritz Schultze.

14. Nov. — Den ersten Abschnitt von Fritz Schultze, Philosophie der Naturwissenschaften, Zeitalter der naiven Erfahrung, mit Befriedigung gelesen. Da ist System darin; vgl. die synoptischen Schemata auf S. 82 und 83, würdig eines Naturforschers. Zwar kannte ich die Aufsätze aus dem Kosmos; aber das Buch ist wert angeschafft zu werden. Es verdient Verbreitung.

31. Dez. 1881. — Den letzten Tag des Jahres notiere ich . . .

Das Leben würde entsetzlich sein, wenn es keinen Tod gäbe. Ist es auch schön gewesen, zuletzt wird man doch müde und satt. Neue Generationen wachsen heran, die wenig Verständnis heranbringen für die nächste Vergangenheit, — besonders in so schnelllebiger Zeit, wie die gegenwärtige; die Einsamkeit umfängt den Geist des Greises, wenn er sich auch nicht selbst ganz verdunkelt.

Anhang zur Naturforscher-Religion.

(17. September 1880.)

Utopie eines Naturforscher-Klosters.

In der Regel ist der Mensch unzweifelhaft dazu bestimmt sich fortzupflanzen. Aber Ausnahmen gibt es. Schon wegen physischer Gebrechen sind einzelne ausgeschlossen. Andre sind moralisch gelähmt. Endlich kann es ja auch welche geben, deren Beruf mit dem ehelichen Stande sich nicht wohl verträgt. Nur müßte dieser Beruf ein wahrhaft innerer sein und bleiben und darüber gibt Sicherheit nur der offene Ausgang. Eine freie Association, darin niemand länger zu verbleiben gezwungen ist, als der eigene Wille ihn bindet, kann der Aufgabe der menschlichen Gemeinschaft förderlich sein.

Ich habe lange davon geträumt*), daß es angemessen sein könnte, für den Betrieb der Naturwissenschaften in umfassendster Weise solche Klöster mit offenen Pforten für den Austritt anzulegen. Für den Fortschritt der Menschheit haben die Naturwissenschaften das Primat erlangt, nicht nur wegen der von ihr hervorgebrachten zivilisatorischen Erfindungen, sondern auch wegen der festen und universellen Eroberungen an Erkenntnis und Untersuchungsmethoden. Plato und Aristoteles, könnte man einwenden, Descartes, Hume, Kant haben als

*) Einen Jugendtraum meines Vaters finde ich in diesen Zeilen wieder, den er uns Kindern oft halb in Scherz und halb in Ernst auszumalen pflegte.
Anm. d. Herausgeberin.

Philoſophen Werke geliefert, die ihren Wert behaupten werden, länger als irgend ein Werk der Naturwiſſenſchaft. Das haben ſie aber gemein mit den Werken des Sophokles und aus der Schule des Phidias. Gerade weil auf ihren Grund nicht ſicher und viel weiter ſich bauen ließ, behielten ſie ihre urſprüngliche Bedeutung. Jeder folgende große Philoſoph mußte von vorn anfangen und eine andre mögliche Denkweiſe ausbauen. Unter den möglichen Denkweiſen iſt die eine den Eigenheiten der einen Nation kongenialer, die andre wieder einer andern Nation zugänglicher. So verbleiben nationale Eigentümlichkeiten in jeder Philoſophie. Außerdem wendet ſie ſich innerhalb jeder Nation an die kleine Minorität von Männern, die bis auf die letzten Gründe zurückzugehen Luſt und Anlage haben. Die neueſte Kantlitteratur beweiſet z. B., daß ſeine Philoſophie, ſelbſt in ihren Lehren über Zeit und Raum und über das Ding an ſich, geſchweige denn über die Grundlagen der Ethik, überwältigende Ueberzeugungswirkungen auf viele übte, nur ſo lange die lebendige Rede des Meiſters nachhelfen konnte. Die unmittelbar folgenden großen Philoſophenſchulen gingen von Männern aus, die mit den Kantiſchen Ausgangspunkten ſich gar nicht recht auseinander zu ſetzen Luſt und Anlage mitbrachten, oder die nur einzelne Seiten davon ergriffen und über die Schranken fortbildeten, zu Karikaturen ohne Wahrheit. Die Naturwiſſenſchaften, wenn ſie auch in ihren letzten Gründen nur von ebenſo Wenigen, als die Grundlagen der philoſophiſchen Syſteme erfaßt werden können, ihre Ergebniſſe werden in ganz andrem Grade Gemeingut, und die Erfahrung beſtärkt in immer weiteren Kreiſen den Glauben an die Unfehlbarkeit ihrer Methoden. In dieſem Sinne iſt die Pflege der Naturwiſſenſchaften in höherem Grade ein menſchheitliches Intereſſe, als es Philoſophien und Religionen ſein können, die den Anſpruch, die Menſchheit zu umfaſſen, mehrtauſendjährigen Erfahrungen gegenüber als hohle Anmaßung erkennen und fallen laſſen könnten.

Nationale Eigentümlichkeiten ſind jeder Philoſophie eigen.

Die Naturforſcher ſelbſt dürften aber bisher das Bedürfnis der Aſſociation und der klöſterlichen Einrichtungen nicht empfinden. Der individuelle Ehrgeiz findet beſſer ſeine Rechnung dabei, wenn ein Jeder auf ſeine Hand forſcht und irgendwie haben ſich die Herren der Wiſſenſchaft mit den Schwierigkeiten des Lebens ſtets abgefunden. Es geht, ohne beſondere neue Gattung von Aſylen wiſſenſchaftlicher Forſchung, rüſtig vorwärts. Univerſitäten, Akademien, Inſtitute genügen.

Dem gegenüber bleibt zu erwägen, daß gleichzeitig der Umfang und die Konnexität der Naturwiſſenſchaften außerordentlich zugenommen hat und noch ins Unendliche wachſen muß. Das einzelne Gehirn

bietet dafür eine zu kleine Kapazität. Man hilft ſich durch Spezialität. Dann wird aber der Kram zu kleinlich, um nicht als bloße Liebhaberei und Schrulle, Anſehen und Beihilfe in der Geſellſchaft einzubüßen. Das Zerfallen der Wiſſenſchaften kann nur nachteilige Wirkungen auf ſie haben. Der individuelle Ehrgeiz treibt freilich an, aber in der Konkurrenz wird gar viel Kraft vergeudet und geſchädigt, die reifere Früchte bringen würde, wenn ein liebendes Zuſammenwirken ſie gezeitigt hätte. Doch der gewichtigſte Grund für ſolche Aſyle der Forſchung iſt, daß bei dem gegenwärtigen Zuſtande die Jahre der größten Aufopferungsfreudigkeit und Produktivität bei vielen ausgezeichneten Individualitäten ſchlecht ausgenutzt werden oder ganz verloren gehen. Es fehlen den ſtrebſamen Jüngern die Meiſter, den Meiſtern die treuen Jünger. Die Aſſociation müßte eine Gemeinſchaft des Vermögens und des Forſchens anſtreben, mit ſtrenger Auswahl und Noviziat vor der Aufnahme, mit Cölibat während der Mitgliedſchaft, mit freiem und ehrenvollem Austritt. Schon die Berufung auf Lehrſtühle würde dieſen Austritt ſo häufig machen, daß wahrſcheinlich nur eine junge Schar und einige Altmeiſter in den von mir geträumten und großartige Mittel erfordernden Naturforſcherklöſtern ſich ſammeln könnten. Die Naturforſcher müſſen Erholung ſuchen auf Wanderungen, nicht aber in dem Familienleben. Sie verſtehen ſich in der Regel ſchlecht auf den Haushalt und eine Anzahl alter Frauen mögen zur Wirtſchaft im Kloſter gehalten werden. Dieſe eingeſchobene Epiſode mag als ein Luftſchloß hier vorüberſchweben und nur ſo viel beſagen, daß zu gewiſſen Aufgaben und in gewiſſen Grenzen ein *proviſoriſches* Cölibat mir wünſchenswert ſcheint.

Religion (1882).

10. Jan. — Stiller wird es um uns und nicht wenige Lebensgenoſſen ſind mir im Verlauf des letzten Jahres dahingegangen. Bei einigen iſt es mir aber recht klar geworden, daß der Tod, wenn auch nicht der willkommenſte, ſo doch der aufrichtigſte Freund des Alters iſt. Seine Unentbehrlichkeit für das Lebensglück der Menſchen zu erkennen, verſöhnt, ohne die Empfänglichkeit für die freundlichen Tage zu benehmen.

14. März. — Der Tod, wenn ich ihn auch den aufrichtigſten Freund des Alters nenne — oft von einer ſehr unwillkommenen Aufrichtigkeit — iſt im Einzelfall doch meiſt grauſam und ungerecht. Das iſt ja auch das Vorbild, das uns der Tod Jeſu lehrt. Sehe ich aber auf das Allgemeine — das Dauernde, Ewige — dann erſcheint er mir als die weiſeſte und ſegensreichſte Einrichtung unſrer Weltordnung. Wie Ariſtophanes ergreifend die Abſchiedsworte der Armut von den Menſchen dargeſtellt hat, mit größerem Rechte könnte man dem Tode ſolche Worte in den Mund legen. Wäre wirklich nur 50 Jahre lang kein Sterben in unſrer Welt, man würde den Tod in jeder Weiſe herbeiflehen. Hier wäre das ewige Leben mehr als ein ſchlechter Scherz! es wäre das grauſamſte der Uebel. In der Liebe zum Ewigen, in der Hingebung des Einzelnen für das Ganze, iſt die Auflöſung zu finden, — nicht in den Träumen der Philoſophie und Mythologie von individuellem Fortleben. Ich ſpreche die Ueberzeugung aus, zu der mich die eigenen Erfahrungen und Gedanken gedrängt haben. Ich weiß wohl, daß ich die ganze Wahrheit nicht habe, und ſpreche nicht ab über die unbekannte Welt. Aber Ruhe kann ich finden, nur in der Wahrheit, die mir bekannt iſt, und ſei das Stück derſelben noch ſo klein, es iſt mir ein feſterer Punkt, als ein in die Wolken ragendes Gebirge von Träumen. — Der Hintergrund der harmoniſchen Auffaſſungen bleibt die unbedingte Liebe des Guten und Zuverſicht auf Vervollkommnung.

Der Tod die weiſeſte Einrichtung der Weltordnung.

24. Mai. — Otto Pfleiderer reſümiert die Anſichten über den Urſprung der Religion bei neueren Forſchern, um den wachſenden Konſenſus zu beweiſen.

Otto Pfleiderer über den Urſprung der Religion.

Uroffenbarung einer vollkommenen, ſpäter verderbten Religion ſei eine ganz antiquierte Anſicht.

Fetiſchismus als Urform der Religion anzuſehen, wie die Poſitiviſten es ohne Rückſicht auf Sprachbildung und Pſychologie wollen, verliert mehr und mehr ſeine Anhänger. Denn die Vorſtellung des Göttlichen mußte ſich vorfinden, um ſie an einen Stein, Klotz, Vogelfeder zu knüpfen, in deren Natur nicht der geringſte Grund vorhanden, dergleichen Vorſtellungen zu erzeugen. Umgekehrt, durch Uebertragung der äußerlichen Formen einer Religion von einem höheren auf ein niederes Volk, wird es zu Fetiſchismus kommen, wegen der Verwechſelung des Symbols und Kultusmittels mit dem göttlichen Weſen ſelber. Daher der Fetiſchismus in den höheren Religionen, namentlich in der ruſſiſchen Kirche. —

Der Gottesglauben, das ergeben die hiſtoriſchen und ſprach-

lichen Forſchungen, iſt entſtanden aus den Eindrücken von Himmel, Sonne, Gewitter u. dergl. großen Naturerſcheinungen auf den Urmenſchen. Bewunderung, Erhebung, Scheu, treten in Verbindung mit utilitariſchen Reflexionen.

Nach Max Müller entſtand daraus eine Wahrnehmung des Unendlichen. Nach E. von Schmidt das Bewußtſein einer herrſchenden Weltmacht und Hartmann hat die praktiſchen Gemütsbedürfniſſe zur Fortbildung hinzugenommen.

Wenig mit der Sprach- und Mythenforſchung ſtimmt die Ableitung der Religion aus dem Ahnenkultus, der Verehrung abgeſtorbener Geiſter (Euhemerismus), wie ihn Herbert Spencer und Julius Lippert vertreten.

Urſprung der Religion nach Keyſerling iſt das Verehrungsbedürfnis.

Dem gegenüber möchte ich auf das angeborene Verehrungsbedürfnis, das nur eine Form des Liebesbedürfniſſes iſt, welches ſich auch bereits in der Tierwelt, namentlich beim Hunde in ſeinem Verhältnis zum Menſchen oft wunderbar ſtark erweiſt, hinweiſen. Das Liebesbedürfnis wurzelt in dem pſychiſchen Bedürfnis, ſeine Natur nicht nur leiblich, ſondern auch geiſtig, dauernder, der Ewigkeit zu, auszugeſtalten. Der Menſch wurde Pflegevater des Hundes und genießt oft göttliche, d. h. ganz uneigennützig gewordene Verehrung*). Ein ſtarker innerer Trieb drückt, bis er Gegenſtände außer ſich findet, an die er gehängt werden kann. Dazu eigneten ſich vor allen die großartigen Naturerſcheinungen, die über das Grab fortgeſetzte Familienliebe, aber auch zufällige unwürdige Gegenſtände. In den Pflegeverhältniſſen iſt notwendig der eine Teil der gepflegte. Er kann nicht ſowohl Pflege wiedergeben, als vielmehr dankbare Liebkoſung; dieſe führt zu oder iſt ſchon Verehrung. Das Weib als Pflegerin des Mannes begründet den Frauenkultus.

Das Weib als Pflegerin.

*) Siehe 23. und 26. Februar 1891. Ueber Abſtammung und Weſen des Haushundes.

Philoſophie (1882).

16. Aug. — Ueber die moderne britiſche Philoſophie, wie ſie Spencer in ſeiner großartigen, umfaſſenden Arbeit begründet und ausbildet, gab es in der Allg. Zeit. eine Reihe intereſſanter Artikel. Mich intereſſiert daran die Ethik. Sie ſoll durchaus auf das Glückſeligkeitsſtreben gegründet werden, und den franzöſiſchen Poſitiviſten gegenüber zeigte letzthin, ich glaube Janet, wie unzureichend dieſer Grund iſt. Bei Spencer ſpielt die zum Glück erforderliche ſoziale Sympathie die Hauptrolle. Er will nur ein relativ Gutes und Böſes zur Geltung bringen, ohne einen Maßſtab oder ein Ziel. Ich glaube, der relative Wert läßt ſich beurteilen und empfinden nur nach dem Abſtande von einem feſten Punkt. So viel der Verſuche gemacht werden, eine neue Tugendlehre zu begründen, alle ſcheinen ſie mir von geringerem Erfolge, als ſeiner Zeit Kant ihn erzielt hat mit ſeinem kategoriſchen Imperativ. Welche Lehren, frage ich mich, haben die Menſchen in ihrem Handeln energiſch geändert, und welche andern haben ſie anſcheinend nur intellektuell beſchäftigt? Schelling, Hegel, Schopenhauer haben intereſſanten Konverſationsſtoff geliefert und dem Büchermarkt und den Kathedervorträgen gar viel ſchätzbares Material zugeführt. Die von dieſen Herren gelehrte Moral hat weder ſie ſelbſt zu einer bemerkenswerten Lebensführung angeleitet, noch ihre Schüler dazu begeiſtert. Sie lebten in der gewöhnlichen bürgerlichen Welt, mit allerlei Genüſſen und Schwächen. Durchſchnittsmenſchen waren es. Die Stoiker des Altertums beweiſen aber, daß nicht notwendig jede Philoſophie für die Lebensführung ſo wertlos bleiben muß, wie es die von Couſin und Spencer ſein mag, und wie es die von Schelling und Hartmann ſicher iſt. Schon der Spruch: „Willſt du fröhliche Menſchen ſehen, mußt du zu den Peſſimiſten gehen," beweiſt, wie gering der Zuſammenhang iſt zwiſchen den Lehren und der Lebensführung der modernen Philoſophen. Da hat der lebendige Kant anders gewirkt. Die ſtrenge Ordnung ſeines eigenen Lebens erregte die Kurioſität und wohl auch die Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen. Fichte hat von ihm die Begeiſterung für die Erfüllung der Pflicht gelernt, die er bis zu ſeinem Märtyrertode bei der Krankenpflege im Hoſpital auch im Leben anwandte. Mein Vater war zu einer Kantiſchen Lebensführung, mit den Abmilderungen, denen ein Lebemann ſich nicht entziehen kann, gekommen. Er hatte Kant nur als

Spencers Ethik.

Superiorität des Kantiſchen kategoriſchen Imperativs über andre Ethik.

Die meiſten philoſophiſchen Syſteme ſind praktiſch wertlos.

Die Stoiker beweiſen, daß die Philoſophie das Leben beeinfluſſen kann.

Praktiſche Wirkung der Philoſophie J. Kants.

Kants Einfluß auf das Kabilleniſche Haus.

Knabe zu ſehen Gelegenheit gefunden, und hatte ihm Verschen aufſagen müſſen, die er memoriert hatte. Auf meinen Großvater könnte Kant größeren Einfluß geübt haben, da er, freilich nur kurze Zeit, bis zum achten Jahre den Großvater als Hauslehrer*), ſpäter aber in Königsberg als Profeſſor muß beeinflußt haben. In meiner Familie iſt von der Zeit ab ein gewiſſer Kantiſcher Zug in der Lebensführung zu erkennen geweſen. Von andern Zeitgenoſſen habe ich gehört, mit welchem Heroismus Perſonen dem kategoriſchen Imperativ dienten, die von Kant perſönlich berührt geweſen. Nicht meine ich, daß Kant die Tugendlehre vollendet hätte, aber in ſeiner Metaphyſik der Sitten, glaube ich, hat er die unverrückbaren Ausgangspunkte aufgedeckt. Die Formeln für Gut und Böſe hat er gegeben; aber den Inhalt dazu muß die Erfahrung liefern. An dieſer Erfahrung baut ein Spencer mit Recht fort, aber ſie liefert keine geſicherten Erkenntniſſe, wenn ſie nicht anknüpft an die ewigen Fundamente.

Die Formeln für Gut und Böſe hat Kant gegeben.

21. Sept. — Drei Werke habe ich geleſen, die in ſehr verſchiedenartiger Weiſe zu philoſophiſchen Erwägungen mir Anlaß gegeben haben. 1. Fritz Schultze: Philoſophie der Naturwiſſenſchaften. — 2. Riehl: Kritizismus 2. Bdes 1. Abt. — 3. Hoffmann (verſtorbener Profeſſor der Philoſophie in Würzburg): Unſterblichkeitslehre der namhaften Philoſophen Deutſchlands, — bildet den achten Band ſeiner geſamten nach ſeinem Tode erſcheinenden Schriften.

Wahrhaft fördernd für die Wiſſenſchaft ſcheint mir Riehl, inſofern er in der That den Bann bricht, den Kant begründet hatte zwiſchen zwei Welten: der Welt der Erſcheinung für den menſchlichen Geiſt und der intelligiblen Welt. Die letztere Benennung iſt inſofern irreführend, als die Grundthatſachen, wie das innere Sittengeſetz des Menſchen mit ſeiner Vorausſetzung des freien Willens, die hinausführen über den menſchlichen Intellekt und daher nicht vollſtändig intelligibel ſind, — das Weſen der intelligiblen Welt ausmachen.

Riehls Kritizismus.

Die Verwandtſchaft zwiſchen den großen Denkern Pascal und Kant iſt, ſo viel ich weiß, nie hervorgehoben worden und wohl auch nicht leicht zu erkennen, wegen der großen Verſchiedenheit des Verfahrens bei ihren Auseinanderſetzungen und der Ziele, zu denen ſie gelangen. Der Weg, den ſie beſchreiten, iſt anfangs dennoch derſelbe. Beide Denker unternehmen es, die Vernunft zunächſt in enge Grenzen zurückzuweiſen und dann die überwiegende Bedeutung von Annahmen

Parallele zwiſchen Pascal und Kant.

Beide weiſen die Vernunft in ihre Grenzen zurück.

*) Siehe S. 68 Anhang: Kant in Rautenburg.

zu beweiſen, die zwar nicht wider die Vernunft gehen, aber über ſie hinaus. Nach Kant kann die Vernunft Freiheit, Gottheit, Unſterblichkeit in Wirklichkeit nicht beweiſen, aber auch nicht beſtreiten. Möglich ſind ſie, und das Leben (die praktiſche Vernunft) macht darüber gewiß. Ebenſo ſucht Pascal darzuthun, daß die menſchliche Vernunft ſich nur in Bahnen bewegt, deren Anfang und Ende ihr ganz unfaßlich; an die Aufgaben der Ewigkeit, des Unendlichen ſich machend, verwirrt ſich die menſchliche Vernunft, und verwickelt ſich in Widerſprüche. Findet Kant die Rettung durch praktiſche Poſtulate, ſo flüchtet Pascal ſeinen nach Verſöhnung verlangenden Geiſt in die Ekſtaſe. Kant findet Ruhe in der Reſignation zwiſchen gegebenen Grenzen, Pascal ſucht den Frieden in einer auf Offenbarung gegründeten Weltflucht und Unterwerfung unter kirchliche Obſervanz. Suchte Kant zu überzeugen durch ein ſtetiges Denken, durch vollſtändige, zuſammenhängende Reihen von Argumenten, ſo verſucht Pascal es nur durch Aufruf von Vorſtellungen, die im menſchlichen Bewußtſein, als ſichere Wahrnehmung ohne lange Beweiſe ſo ſicher gegründet ſind, daß es genügt, ſie zu wecken. Die langen Beweiſe ſind nach ihm weniger ſicher, als dasjenige, was ſie beweiſen ſollen, weil die Logik auf den betreffenden Gebieten ſelbſt bezweifelbar bleibt.

Pascals Löſung war eine individuelle. Ein asketiſch leidenſchaftlich gequältes Gemüt hat es zur Vorausſetzung.

Iſt aber die Kantiſche Löſung nicht ebenfalls eine individuelle? — Balanciert nicht auch dieſe Löſung auf einer Schneide, zwiſchen Abgründen?

Die Metaphyſik mag in Trümmer gehen, aber die Welt der Erfahrung muß kein Hirngeſpinſt ſein. Was bedeutet das Ding an ſich, das unerkannt bleibt, wenn es auch Träume erregt hat, die gleichartig ſind in allen menſchlichen Intelligenzen? Lehrt uns die Erfahrung nicht etwas, das beſtanden hat, ehe Menſchen vorhanden waren, und das bleibt, wenn auch das Menſchengeſchlecht verſchwindet, ſo iſt es um den Ernſt der Welt unrettbar geſchehen. Das Zauberſpiel der menſchlichen Vorſtellungswelt wird ein hohler Zeitvertreib.

Die Welt der Erfahrung bleibt, ob auch die Metaphyſik untergeht.

Dergleichen Gefühle beweiſen nicht das mindeſte gegen die etwaige Wahrheit der Kantiſchen Demonſtrationen. Sie erklären aber, warum die nachfolgenden Denker ſich damit durchaus nicht haben abfinden laſſen. Alle ſind ſie zurückgefallen in den von Kant ruinierten metaphyſiſchen Dogmatismus. Die große Erkenntnis Pascals und Kants, die allen metaphyſiſchen Träumereien das Thor verſchließt, geht ihnen

Warum Kants Nachfolger in den metaphyſiſchen Dogmatismus zurückgefallen ſind und ihnen die Erkenntnis Pascals und Kants teilweiſe verloren ging.

zum Teil wieder verloren. Ein Abſolutes, daran die Identitätsphiloſophie ihre endloſen Formeln knüpft, Monaden, ein übervernünftiges Weſen, das der eine den Willen, der andre das Unbewußte nennt, löſen einander als Tagesordnung ab. Ernüchtert ſucht man endlich, wozu die Naturforſchung das Ihrige beiträgt, bei Kant wiederum feſten Grund. Es dürfte aber nicht beſſer gehen, als früher, wenn man nicht zu einer weiteren Fortbildung gelangt und die Kantiſchen Demonſtrationen befreit von denjenigen Schwächen, die ſeine Lehren ungenügend gemacht haben.

Bei Kant iſt feſter Grund, aber ſeine Lehre muß von Schwächen befreit werden.

Philoſophiſches Glaubensbekenntnis.

21. Okt. — Die Summe der Weltauffaſſung.

1. In der Unendlichkeit von Zeit und Raum, als Wirklichkeiten, abgeſehen von aller Erkennbarkeit, — (Mathematik),
2. beſteht ſeit ewigen Zeiten eine unveränderliche Summe von Kraft und Stoff, deren Umſetzungen die Welt mehr und mehr harmoniſch machen, durch Ausleſe des Zweckmäßigen und Ausſcheidung der unzweckmäßigen Verbindungen und Verhältniſſe (Phyſik),
3. die im Menſchen, dem vollkommenſten der uns bekannten Organismen, die Empfindung des freien Willens, im Widerſpruch mit der Notwendigkeit der ununterbrochenen Folge aus den gegebenen Bedingungen, erzeugt; — nicht als Trug, ſondern als Beweis, daß es erſte Urſachen geben kann, in Widerſpruch mit der Verſtandeslogik. Auf der Thatſache des freien Willens ruht die Moralität (Sittenlehre).
4. Aus dem Widerſpruch zwiſchen der Empfindung der phyſiſchen Vorgänge, mit der Empfindung der freien Sittlichkeit, entſteht die Forderung der Ausgleichung beider Empfindungen durch die äſthetiſche Auffaſſung und Darſtellung. Kunſt und Religion, — gehören zuſammen. Sie gehören zum Schönheitsdienſt.

Gott hat, als menſchliche Vorſtellung, ſeine berechtigte Stelle; auf dem Gebiete der Erfahrung iſt er der ewige Zielpunkt des Weltganzen.

30. Okt. — Weiter gelesen in der dritten Ausgabe von Kuno Fischers Kant. Bei Gelegenheit der vermeintlichen Widerlegung des Materialismus (461) bemerke ich, daß Kant im Sinne hat: Körpererscheinung in der Sinnlichkeit, die unser Subjekt affiziert. Daher folgerichtig mit dem Aufhören des zu affizierenden Subjekts auch die Möglichkeit von Körper aufhört. Das gilt aber nicht, sobald man unter Körper den transscendentalen Gegenstand versteht, der im stande ist ein Subjekt zu affizieren, und mit dem Subjekt in Verbindung eine Erscheinung (den Kantischen Körper) zu produzieren. Das Produkt hört auf, sobald nur einer der notwendigen Faktoren fehlt, — aber für die andern Faktoren ist das Aufhören des einen Faktors noch kein Grund des Aufhörens. Kant versteht unter Körper Erscheinungen; aber im gewöhnlichen Sinne versteht man darunter „Ursachen zu Erscheinungen", die Kant übrigens als eine „unerkennbare Ursache" ausdrücklich statuiert (pag. 458), um eine Lücke unsers Wissens zu bezeichnen. Den Materialismus, im gewöhnlichen Sinne, hat Kant nicht widerlegt!

Kants Widerlegung des Materialismus.

2. Nov. — Kuno Fischers Kant beendigt. Es bleibt eine große Leistung Fischers und läßt gut die Revolution, die Kant in das Denken brachte, verstehen. Aber einige Hauptinkonsequenzen hat Kant belassen. Er war eben ein Mann, der sich von der Tradition nicht radikal losmachen konnte. Jene unerkennbare Ursache aller Erscheinungen, das Ding an sich, oder die Dinge, zog er bestimmt in die Kausalitätsreihe hinein, — wenn auch vielleicht eine uns unbegreifliche Art von Kausalität! Er war aber nicht dazu gelangt, das Dasein dieses transscendentalen Faktoren beweisen zu können. Konsequenter wäre es gewesen zu sagen, die Dinge an sich, sind uns erkennbar aus ihren Wirkungen, nicht aber als reine Potenzen; — oder zu behaupten, daß es mit den Dingen an sich nichts sei, was freilich, streng genommen, zu dem Sophismus führt, den Kant nicht wollte. Da mir die Menschheit nur als Erscheinung bekannt ist, — ihr aber an sich gar nicht die Zeit zukommt, die ich ihr aus meinem Vermögen hinzu thue, so bleibt eigentlich nur der einzelne Denker, ohne alle Menschheitlichkeit! — Zwischen dem Materialismus und dem absoluten Idealismus beständig zu balancieren, bringt vielleicht ein sehr geübter und dazu beanlagter Mensch fertig, — die Menschen im allgemeinen bringen es nicht fertig. Zu der von Kant begründeten Metaphysik der Erscheinungen hat man recht bald wieder eine Metaphysik des Erscheinenden und Wahrnehmenden an sich produzieren wollen. Jetzt ist man im Zuge dem materialistischen Monismus sich zu weihen. —

Kuno Fischers große Leistung. Kant konnte sich von der Tradition nicht ganz lossagen.

Unmöglichkeit des Dinges an sich.

Kants Inkonſequenz in der Moralphiloſophie durch Verknüpfung von Sittlichkeit und Glück.

Noch greller ſcheint mir die Inkonſequenz hervorzutreten in der Moralphiloſophie. Das Sittengeſetz gilt unbedingt und dennoch ſoll es bedingt ſein von dem Daſein Gottes und von der Hoffnung auf Unſterblichkeit. Sittlich zu ſein iſt unbedingt notwendig, — glücklich zu ſein oder zu werden, iſt gar nicht notwendig. Dennoch ſoll wegen des rein zufälligen Glückes die Unſterblichkeit notwendig werden, und Gott ſoll da ſein, um eine moraliſche Welt möglich zu machen. Die Welt der Erſcheinungen iſt aber keine moraliſche, ſondern eine phyſiſche; das Sittengeſetz begründet gar kein Weltdaſein, es iſt gar nicht weltlich, und fordert keine moraliſche Welt. Kurz, man kommt damit nicht aus der Stelle.

Wirkung der Wiederholung von Formeln.

Die Wiederholung von Formeln und Schlagwörtern macht ſie zu ſchwer zu erſchütternden Glaubensſätzen für eine große Menge von Menſchen. Papageien ſind darin glücklicher beanlagt als die Menſchen, daß, wenn ſie auch nachſprechen, ſie doch nicht daran glauben.

Pſychologiſche Phyſiologie (1882).

26. Dez. — Werde ich endlich feſt ſtehen in meinen Vorſtellungen über die Menſchenſeele, über die drei Grundpfeiler der praktiſchen Vernunft: Freiheit, Unſterblichkeit, Gott!

Die Menſchenſeele Brennpunkt des Menſchenhirns.

Die Menſchenſeele iſt, ſo viel ich verſtehen kann, der Brennpunkt des Menſchenhirns. Die Zellen grauer Subſtanz ſind Sammelpunkte; aber nicht durch den Lichtäther pflanzen ſich ihre Bebungen fort, ſondern durch die Nervenfäden weißer Subſtanz, nach unbekannten, eigenartigen Geſetzen. Solche Fäden leiten die Eindrücke von außen hinein und innen verbleiben ſie als eine eigenartige Vibrationsform den Ganglienzellen einverleibt. Von dort ſtrömen ſie, z. B. um Traumbilder zu geſtalten, wieder in die Menſchenſeele. Es iſt aber dazu erforderlich, daß dieſe Vibrationsſpannkräfte aktiv werden, hinreichend ſtark ſind um in der Konkurrenz mit ihresgleichen hervorzutreten und daß ihnen der Zutritt zu dem Brennpunkt, d. h. der Seele, nicht verlegt iſt. Das Gedächtnis oder die Erinnerung, iſt anders mir nicht erklärbar. Heißt es: die Eindrücke ſind latent in dem unbewußten Seelenſein aufbewahrt, und treten von da gelegentlich hervor, — ſo geſtehe ich, daß ich Worte höre, aber unter dem unbewußten Seelen-

ſein, das Kenntniſſe und Bilder einſchließen ſoll, mir nicht das Geringſte vorſtellen kann. Wo die Begriffe fehlen, ſtellen ſich die Worte ein. — Ganz anders, wenn ich eine Spannkraft in einer Zelle denke, die in Aktivität verſetzt, eigenartige Bebungen bis an jenen Ort gelangen läßt, wo ſich das Unbegreifliche bildet, — eine Bewegung die ſich fühlt, ein Klingen das ſich hört, und das, was am unbegreiflichſten iſt, ſich nach ſeinen eigenen Wünſchen richtet. Ohne eine ſich ſelbſt fühlende und ſich ſelbſt bewegende Subſtanz im Zentrum, welche eigentlich die Seele ausmacht, komme ich nicht aus. Von dieſer Seele gehen dann Bebungen wieder zu den Willensganglien und von da durch die motoriſchen Nerven zu den Muskeln. Die Nerven müſſen durch ihre Kreuzung, wie in dem Chiasma der Augennerven, in höherem Grade empfindbar werden. Von der linken Hemiſphäre werden ſie, doch wie optiſche Strahlen in einer Halbkugel, nach der rechten Seite hingeworfen und umgekehrt. Daher entſtehen durch Verletzungen der Hemiſphären Störungen, immer auf der entgegengeſetzten Seite; daher ſind die Hirngebilde auch paarig, um nämlich durch Kreuzung die Bebung zur Empfindung zu bringen.

Kreuzung der Nerven, daher Paarigkeit der Organe.

Der Ort, wo die Strahlen der Hirnganglien ſich einigen, wird eben dadurch, muß man ſagen, zu einem ſich ſelbſt fühlenden und bewegenden (was immer unbegreiflich bleibt!) Ort. Die Strahlen führen dieſem Ort Empfindungen zu, von verſchiedener Lebhaftigkeit; die centrale Empfindung iſt von umgebenden weniger deutlichen Empfindungen begleitet. Die gegebene Empfindungsweiſe iſt wie ein organiſcher Körper, der unter ſtetigem Stoffwechſel doch derſelbe bleibt. Die Empfindungsmaſſe ändert ſich, aber als Veränderung des vorhandenen Beſtandes. In keinem Augenblick normalen Lebens liſcht der Beſtand ganz aus. Er wird unendlich dürftig, — eine ſich beſtändig wiederholende Empfindung kann ihn ſtundenlang ausmachen. Aber in den krankhaften Fällen, wo der Beſtand ganz erliſcht, muß alles von vorn gelernt werden. Ein neues Ich fängt an. Auch eine Spaltung des Beſtandes in zwei Ichs, die abwechſelnd dominieren, iſt nicht ausgeſchloſſen.

Die Seele, das Bewußtſein iſt mir auf dieſe Weiſe ein phyſiſcher Prozeß, wenn auch auf Grundlage jener unbegreiflichen Subſtanz, die ihre Bewegungen ſelbſt empfindet und bis zu einem gewiſſen Grade dirigiert.

Anhang zum 16. August 1882.

Biographiſches über J. Kant vom 6. Nov. 1878.

Immanuel Kant*) iſt in Rautenburg**) bis 1755 Hauslehrer bei einem Grafen Keyſerling, wahrſcheinlich einige Jahre lang geweſen, — eine Zeit, aus der eigentlich nur naturwiſſenſchaftliche Schriften von ihm vorliegen. 1744 hatte Gebhardt Graf Keyſerling, weiland Wolfenbüttelſcher Geſandter am Petersburger Hofe und bekannt durch ſeinen Anteil am Sturze Birons, die Rautenburger Güter bei Tilſit gekauft***) und dieſelben mit ſeiner fünfzehnjährigen Gemahlin, Karoline Charlotte Gräfin Truchſeß, bald darauf bezogen. Von ihren beiden Söhnen, den Zöglingen von Kant, ſtarb der ältere im Irrenhauſe, der jüngere Albrecht Johann Otto, mein Großvater, erbte das Majorat Rautenburg. Als Kant Rautenburg verließ, war dieſer erſt acht, ſein älterer Bruder erſt zehn Jahre alt. Aus den Fragmenten Kantiſcher Pädagogik iſt zu entnehmen, daß er es mit ſehr jungen Zöglingen zu thun gehabt haben muß. Seine Beziehungen zur Gräfin Karoline Charlotte ſind ſtets freundliche geweſen. Kant hat geſagt „von dieſer Dame habe er erſt die Kunſt ſeiner Unterhaltung gelernt". In einem Briefe an ihren zweiten Gemahl, den Reichsgrafen Heinrich Chriſtian von Keyſerling†), heißt es: „Kant hat bei mir geſpeiſet." —

Leider fanden ſich in Rautenburg keine andern Briefe vor, die von Kant Erwähnung thun, und ich vermute, was von den Papieren nicht vernichtet iſt, muß ſich bei den Erben der Gräfin Keyſerling, geb. von Münſter, zweiter Gemahlin meines Großvaters, verſtreut finden††).

Es finden ſich unter den Rautenburger Papieren verſchiedene philoſophiſche Abhandlungen, und die junge, geiſtvolle Gräfin Karoline

---

*) Vergl. Kuno Fiſcher, Geſchichte der neueren Philoſophie, 3. Auflage, 3. Bd., 3. Kap., S. 52, Biogr. Nachr.

**) Mein Vater hat wiederholt ſeinen älteſten Bruder, den Grafen Otto Keyſerling, Majoratsherrn zu Rautenburg, beſucht, und bei dieſer Gelegenheit Nachforſchungen nach Kants Aufenthalt daſelbſt angeſtellt.

***) Für dieſe Ankäufe im preußiſchen Staate erhob ihn Friedrich d. Gr. mit ſeiner Deſcendenz in den Grafenſtand.

†) Sohn des ruſſiſchen Botſchafters Reichsgrafen Hermann Karl von Keyſerling. Er lebte den größten Teil des Jahres in Königsberg, wo er glänzende Feſte gab und auch viel mit Männern der Wiſſenſchaft verkehrte, wie Hamann, Hippel und vor allem mit Kant, woher auch die große Verehrung dieſes Philoſophen in meinem großväterlichen und väterlichen Hauſe herſtammt.

††) Wahrſcheinlich in Kurland.

Anmerkungen der Herausgeberin.

Charlotte ſcheint das lebhafteſte Intereſſe für Philoſophie gehabt zu haben, da dieſe Schriften ſehr elegant abgeſchrieben ſind. Zum Teil mögen es Auszüge ſein aus Gottſchedſchen Vorleſungen, vielleicht aber ſind auch darin Abhandlungen des jungen Kant enthalten. Leider fehlte jeder äußere Anhalt, um dieſe Schriften Kant zuzuſchreiben, und zu innerer Würdigung derſelben hat. mir die Zeit gefehlt. Beſonders merkwürdig erſchien mir eine Abhandlung, die von den Anſichten verſchiedener Schriftſteller über Zeit und Raum handelte und die recht unterhaltend begann. Wenn von einem Zöglinge Kants in Rautenburg die Rede ſein kann, ſo iſt es höchſtens die edle ausgezeichnete Gräfin Karoline Charlotte geweſen und daher wäre ihre Korreſpondenz gewiß für diejenigen wichtig, die den Entwickelungsphaſen Kants nachſpüren.

Da mein Vater 1794 in die Königsberger Univerſität eintrat, 4. Nov. 1882.
als stud. cameral., ſo hat er als ſolcher von Kant unmittelbar nicht viel haben können, um ſo mehr aber von deſſen Schüler und Kollegen Prof. Krauſe, der im Hauſe des Stifters von Rautenburg Hauslehrer geweſen war. ..... Mein Großvater ſtudierte in Königsberg während der Blüte Kantiſcher Vorleſungen über Geographie und Anthropologie, doch vor der Entdeckung der kritiſchen Philoſophie. Kant blieb der Hausfreund der Mutter und des Stiefvaters nach ſeiner Hauslehrerzeit. Einigermaßen kann, denke ich, mein Großvater ein Schüler Kants heißen. ...

Phyſiologiſche Pſychologie und Religion (1883).

(Schlaf und Traum. Seele.)*)

6. Juli. — Es fehlt an einer brauchbaren pſychologiſchen Er- Das Verhalten der Sinne im Schlaf.
klärung über denjenigen Zuſtand, den man Schlaf nennen muß. Wenn keine Eindrücke der, den Menſchen zur Zeit umgebenden Welt ihm zur Kenntnis gelangen, ſchläft er. Dabei kann er aus den ihm früher zugeleiteten Eindrücken, die Spuren hinterlaſſen haben, eine beſondere (gerinnende) Welt um ſich ſehen, der gegenüber er mit vollem Selbſtbewußtſein fühlt, vorſtellt und will, — wenn auch in manchen Be-

*) Um den Stoff nicht zu zertrennen, habe ich die Aufzeichnungen aus dem Monat Juli über Schlaf und Traum vorausgeſchickt.

ziehungen nicht in gewohnter Art. Immer aber gehört zum Schlafe wesentlich die gehemmte Zuleitung der frischen Sinneseindrücke. Es fehlt im Schlaf nicht das Selbstbewußtsein, aber die bewußte Kenntnis des gegenwärtigen Andern!

Aus obiger Fassung des Schlafes geht hervor, wie die Sinne sich zum Schlafe verhalten. Das Auge kann ich schließen oder in Dunkelheit versetzen, das Ohr in eine lautlose Abgeschlossenheit, an einen Ort, wo es nichts zu schmecken und zu riechen gibt. Vier Sinne sind ausgeschlossen und dennoch, der Schlaf ist nicht dadurch hervorgebracht. Der fünfte Sinn, der sich eben nie ausschließen läßt, es sei denn durch partielle oder totale Ermüdung, der Gefühlssinn (im weitesten Sinne, die Druck-, Schmerz- und Wärmeempfindungen mit darunter begriffen), der macht, daß der Mensch wacht. Er ist auch der Erwecker, wie Purkinje es scharfsinnig in dem Falle erklärt, wo der kaum in Schlaf Gesunkene zu fallen träumt. Das wieder einschießende Tastgefühl erzeugte die Illusion, daran sich der geträumte Fall knüpft. Erst wenn das Tastgefühl so ganz eliminiert ist, daß der Schlafende das Bett, worauf er ruht, nicht mehr fühlt, das Klopfen seines Herzens oder der Aortiden nicht mehr empfindet, ist er recht eingeschlafen.

Das Tastgefühl ist der Wecker.

Dieser fünfte Sinn ist deshalb in so außerordentlich geringem Grade Phantasmen des Träumenden zugänglich, wie sehr er auch Illusionen zu den Träumen zu liefern vermag*). Er ist der reellste, der wenigst phantasmagorische Sinn; weil er dem Gedächtnis wenig liefert und stets von frischen Eindrücken gereizt wird. — Der Gesichtssinn ist dagegen ein Sinn, der am meisten im Traum in Anwendung kommt.

Der Tastsinn ist der, den Phantasmen am wenigsten zugängliche Sinn.

Es scheint damit in Widerspruch, daß bei den Hallucinationen der Geisteskranken das Ohr in erster Reihe affiziert wird.

Aber das kommt, weil dem Auge des wachen Geisteskranken frische Sinneseindrücke mehr geboten werden, als dem Ohr. Die Hallucina-

Auge und Ohr.

*) Ich kann wieder bestätigen, daß viele Vorkommnisse im Traum sich dadurch erklären, daß die zu dem Verlauf der Vorfälle gehörigen Gefühle der Haut ausbleiben. Im Traum, als ich zu spät an den hohen Schnabel eines Schiffs gelangte, um in das eben abstoßende Landungsboot aufgenommen zu werden, entschloß ich mich zu einem kühnen Sprung ins Meer, zum Ufer hin. Der Sprung durch die Luft gelang wunderbar, aber der Erfolg war Null. Nichts empfand ich und dachte, ob das vielleicht geschehen, weil ich umgekommen wäre. Indes bewegte ich mich bald ganz naturgemäß auf dem Landungsplatz und begegnete dort dem Senator Stackelberg u. s. w.

tionen des Auges müſſen eine größere Intenſität gewinnen, um durch die Geſichtsbilder der Gegenwart nicht verdrängt zu werden*).

21. Juli. — Sind die Sinne geſchwunden, ſo iſt es: Schlaf, wenn das Herz weiter ſchlägt, — Tod, wenn es ſtille ſteht. Die Sinne verbinden den lebendigen Leib mit der Welt, — das Herz verbindet die Teile des Leibes miteinander. Die Sinne machen den Menſchen zu Gliedern einer gemeinſamen Welt, — das Herz macht die Teile zu Gliedern eines gemeinſamen Leibes, zu einem Individuum.

Schlafen und Sterben ſind ſich ähnlich, weil beides der umgebenden Welt entrückt; — ſie ſind ſich aber auch entgegengeſetzt, weil das Schlafen den Zuſammenhang des Leibes erfriſcht und kräftigt, der Tod ihn aber löſet und zerſetzt.

Stockt die Blutrieſelung, ſo hört augenblicklich die Nerventhätigkeit auf. Aus dieſer Erfahrungsthatſache folgt, daß es mit der Thätigkeit des Gehirns ſich nicht anders verhalten kann. Sie hält inne, ſobald die Blutbewegung im Gehirn ſtockt. Die Nerventhätigkeit ſetzt immer die Bewegungen des Blutes in ſeinen Bahnen ſchon voraus. Auch iſt der Blutumlauf notwendig für die Entſtehung und Ernährung aller organiſchen Teile. Wie ſehr die Nerven den Zuſammenhang der Leibesteile vermitteln und zur höheren Geſtaltung und Vollendung des individuellen Lebens notwendig ſind, die Bewegung der Säfte im Körper und das Herz, als deren Mittelpunkt, ſind in erſter Stelle dasjenige, was die Teile vereinheitlicht zu einem Leibe, zu einem Individuum.

Erfahrung lehrt, daß der geſunde Menſch, kaum dreimal 24 Stunden ununterbrochen, ohne Schlaf, thätig ſein kann: Warum aber er ſchläft, darauf hat die Naturforſchung bisher noch keine ſtreng zu beweiſende Antwort. Sie muß ſich begnügen, vorläufig die begleitenden Erſcheinungen von Schläfrigkeit und Schlaf zu beobachten und daraus wahrſcheinlichſt die Verurſachung und Wirkung dieſer Zuſtände abzuleiten.

Warum ſchläft man?

---

*) In Helmholtz, Phyſiologie des Geſichtsſinnes, leſe ich bereits das, was ich glaubte erdacht zu haben. Das Selbſt und das Andre ſind zu den Erſcheinungen Reagens und Agentien. Sie haben, abgeſehen von den Reaktionen, keinerlei Eigenſchaften. An ſich ſind es nur abſtrahierte Potenzen. Daher kommen ihnen keine andern Eigenſchaften zu. Das Ding und das Selbſt an ſich haben außer der Reaktion keine andern Eigenſchaften. Der Stoff ohne Bewegung iſt nicht, und die Kraft ohne Stoff auch nicht. Bewegung ſetzt zweierlei abſtrahierbare Potenzen: Stoff und Kraft, — ſowie Erſcheinung: Seele und Leib. Die Seele iſt ein Kraftphänomen.

Frühere Anſicht: Der Schlaf käme bei liegender Lage aus Blutüberfüllung des Gehirns.

Einſt konnte man wegen der Lage, die der Menſch gern im Schlafen annimmt, da ſie dem Abfluß des Blutes aus dem Kopf weniger günſtig iſt, als die aufrechte Stellung, vermuten, der Schlaf wäre von einer verhältnismäßigen Anfüllung der Blutgefäße des Kopfes begleitet. Druck auf das Gehirn brachte in ſelten zur Beobachtung geeigneten und gelangten Fällen wirklich Schlaf hervor, und ſchien die Annahme zu beſtätigen. Inſofern der Druck eine Stockung in der Blutrieſelung im Gehirn bewirkt, wird der Druck gewiß auch die Thätigkeit des Gehirns beeinträchtigen. Er kann zur Ohnmacht führen. Aber die direkte Beobachtung der Kapillargefäße an der Oberfläche des Gehirns hat eine Veränderung dieſer Anſichten notwendig gemacht. Beſonders lehrreich iſt, daß während der Chloroformnarkoſe zunächſt allerdings eine Rötung der Hirnoberfläche wahrgenommen wird. Die Blutanhäufung dürfte die Zirkulation erſchweren, und führt zur Hemmung, zum Tode, wenn die Einwirkung zu lange fortgeſetzt wird. Hört ſie früher auf, ſo ſtellt ſich die Reaktion ein. Das aufgeſtaute Blut fließt beſchleunigt ab, es tritt Bläſſe der Hirnoberfläche, verhältnismäßige Blutleere ein. Die dem Abfluß mitgeteilte Bewegung ſetzt die Blutmenge in den Kapillaren unter die normale Fülle herab, aber hemmt ihre Bewegung nicht mehr, wie der vorübergehende Druck in den vorher gedachten Fällen. Es tritt der tiefe Schlaf ein, mit Traum und meiſt aufgehobenen Sinnesempfindungen. — Der natürliche Schlaf, das lehrt die direkte Beobachtung, iſt mit verhältnismäßiger Blutleere verbunden, und wenn der raſch aus dem Schlaf aufſpringende Menſch zuweilen wie die Anwandlung von Schwindel oder Ohnmacht vorübergehend empfindet, iſt das durch den ſchnellen Rückſtrom, den einzelne Stockungen begleiten können, wohl zu erklären.

Chloroformnarkoſe.

Der Schlaf iſt im Gegenteil mit verhältnismäßiger Blutleere des Gehirns verbunden.

Eine weitere Beleuchtung des Problems verdankt man der, in des Profeſſors Ludwig Inſtitut durch den Italiener Moſſo zur Ausbildung gelangten Volumen meſſenden Methode. Es ergab ſich, daß die Extremitäten beim Einſchlafen an Volumen zunehmen, und daß ſie im wachen Zuſtande um ſo mehr wieder an Volumen abnehmen, je angeſpannter die Aufmerkſamkeit wurde; es nahm das Volumen des Unterarms z. B. mehr ab, wenn Griechiſch als wenn Latein geleſen wurde. Das Gehirn zieht mehr Blut zu ſich, je weniger die Schrift ihm geläufig iſt, die geleſen wird.

Moſſos Volumenmeſſung.

Das Gehirn zieht je nach der Anſtrengung mehr Blut an ſich.

Wir wiſſen, daß zu einer Wahrnehmung nicht nur die Auffaſſung des Eindrucks gehört, ſondern man muß ihn auch reproduzieren und wiedererkennen. Es muß daher von ihm eine Spannkraft in der

Reproduktion eines Eindrucks.

betreffenden Hirnzelle verbleiben, ein Reſt, der wieder und wieder dem Sammelort der Eindrücke, dem Selbſt zugeführt werden kann. Um dieſe Spannkraft, dieſe Bebung, die ſich dem Selbſt als ein Gegenſtand außer ihm darſtellt, in der betreffenden Zelle zu fixieren, ſo daß ſie nicht mit dem Akte der erſten Wahrnehmung verbraucht wird, bedarf es einer geſteigerten Thätigkeit, die mit Blutzufuhr zuſammenhängen dürfte. Aber dieſe Spannkraft kann doch nur ſo lange zugeführt werden, als die Bebung in der betreffenden Zelle einer gewiſſen Steigerung fähig iſt. Iſt das Maximum der Ladung erreicht, ſo hört naturgemäß die Empfänglichkeit auf.

Der wache Zuſtand erfordert nach dieſer Vorſtellung eine gewiſſe Empfänglichkeit derjenigen Nervenkörnchen, zu denen die Faſern der Empfindungsnerven mit ihren inneren Endigungen reichen. Werden einem ſolchen zentralen Nervenkörnchen mehr Reize zugeführt, als es aufzunehmen vermag, ſo verſagt es den Dienſt. In Bezug auf dieſen Reiz würde Unempfänglichkeit eintreten und wenn dieſe ſich über einen großen Teil der Sinnesempfindungen verbreitet, Schlaf.

Der hypnotiſche Schlaf tritt durch einſeitigen Nervenreiz, der andre Reize ausſchließt, ein.

Nach dieſer Vorſtellung iſt das Eintreten des hypnotiſchen Schlafes bei anhaltender mäßiger Reizung eines Empfindungsnerven zu erklären — ſobald nur die Aufmerkſamkeit von den übrigen Sinnesempfindungen abgezogen werden kann. Der hypnotiſche Schlaf unterſcheidet ſich von dem gewöhnlichen aber durch ſeine Einſeitigkeit. Einige der zentralen Sinneszellen ſind durch Ueberſpannung gehemmt, die andern durch Iſolierung von jenem Sammelplatz, oder jener Selbſtzelle, auf die alle übrigen Zellen in gewiſſen Lagen *induktive* (!) Wirkungen üben könnten. Mechaniſch vorgeſtellt kann man von einer gewiſſen Lage der Selbſtzelle ſprechen, die erforderlich iſt zur Einwirkung gewiſſer andrer Nervenzellen — pſychiſch geſprochen iſt die Aufmerkſamkeit im Spiele. Im Hypnotismus ſchläft man ein wegen der Unaufmerkſamkeit auf die andern Sinnesreize und wegen der Ueberſpannung des Reizes, dem die Aufmerkſamkeit ſich zuwendet. Nun kann es leicht gelingen Vorſtellungen durch Auge und Ohr wieder zu erregen, indem der Aufmerkſamkeit nach dieſer Seite hin etwas Vorſchub geleiſtet wird. Die andern Sinnesempfindungen, inſonderheit diejenigen des Gefühlsſinnes, bleiben iſoliert.

Die Erkenntnistheorie ſoll mit der gemeinen Erfahrung beginnen.

4. Jan. — Alle Erkenntnistheorie*) hat mit den Vorbedingungen des Erkennens zu beginnen. Aber auch da laſſen ſich die Elemente,

*) Eine pſychologiſche Studie über den Traum müßte jeder Erkenntnistheorie vorangeſchickt werden. Zu erklären wäre, warum die Erſcheinungen des Traumes,

erſt am Schluß der Unterſuchung, erkennen, im Gegenſatz zur Mathematik, wo ſie als ſelbſtverſtändlich für jedes normale Denken vorangeſtellt werden können. (Kant—Pascal!) Es ſollte daher die Erkenntnistheorie mit der gemeinen Erfahrung beginnen, die materialiſtiſch verfährt. Die Materie als gegeben, die Wahrnehmungen als von den Dingen ſelbſt, nicht bloß von ihren Vorſtellungen geltend angeſehen, welches ſind die materiellen Vorbedingungen alles Erkennens?

Cuvier über den Materialismus.

Wie weit führt die materialiſtiſche Unterſuchung, bei der nicht zu vergeſſen iſt, was Cuvier im règne animal in der Einleitung ſagt, die verdient in ihren Hauptſätzen wiederholt zu werden. Denn Cuvier machte ſchon hier eine Zuſammenſtellung, die in kurzen Sätzen die hier geſtellte Aufgabe beantwortet. Da heißt es:

„Der Materialismus iſt eine um ſo mehr gewagte Hypotheſe als die Philoſophie keinen direkten Beweis von der wirklichen Exiſtenz der Materie zu liefern vermag. Cuv. I., pag. 40, R. A. 1839."

Unterſchiede zwiſchen Traum und Wachen.

Anmerkung: Ein Vergleich zwiſchen Traumbildern und Traumgedanken- und Wahrnehmungen nebſt Geiſtesthätigkeit des Menſchen im normalen, wachen Zuſtande, hat zweierlei Kennzeichen ergeben für eine Exiſtenz, abgeſehen von der Vorſtellung.

1. Stetigkeit der Denk- und Anſchauungsformen. Im Traum löſen ſich die Aſſociationen der Vorſtellungen raſch ab, ihre Verknüpfungen haben keine Intenſität und haften nicht im Gedächtnis. Es ſchwinden ſchnell die Folgen der Traumhandlungen, ſie laſſen keine Gewiſſensbiſſe, denn beim Erwachen oder beim Wechſel der Traumbilder wird die Folge nicht mehr für möglich gehalten, die Kauſalreihe läßt ſich nicht verfolgen. Ort und Zeit und Erſcheinungen wechſeln unaufhaltſam, ohne genügenden Anlaß. Wenn ſich dagegen im wachen Zuſtande die Vorſtellungen nicht verdrängen laſſen, die Kauſalreihe in Ewigkeit nicht unterbrochen werden kann, Ort und Zeit und was ſie erfüllt, nie ohne zureichenden Grund geändert werden

---

obwohl Apprehenſion, Reproduktion und Rekognition und Identität unſres Selbſt dabei thätig ſind, keine Gegenſtände der richtigen Erkenntnis bieten können. Es dürfte den Träumen ein Element fehlen, das die Aſſociation der Erſcheinungen nach richtiger Affinität hervorbringt. Dieſes Element iſt der Zudrang der friſchen Eindrücke (Reaktionen) zur Apprehenſion. Die friſchen hemmen das Vordringen der früheren reproduktiblen nach heterogener Affinität. Da kann der Wille die Aufmerkſamkeit feſſeln gerade auf diejenigen Eindrücke, die er zu verfolgen ſich vorſetzt. Oder: Die Stetigkeit kommt aus dem Nicht-Ich und gewinnt immer wieder Erneuerung durch Wiederholung derſelben Reaktion zwiſchen Ich und Nicht-Ich, ohne welche die Rekognition von kurzer Dauer bleibt.

können, ſo iſt das die Wirkung der wachen Sinne. Die Seele iſt, auf ſich ſelbſt angewieſen, außer ſtande, eine bleibende Welt darzuſtellen — aber, ſobald ihr die bezüglichen, ſinnlichen Wahrnehmungen zugänglich ſind, ſchauet ſie den unendlichen Himmel, mit den unveränderlich, für die Ewigkeit geordneten Sternen, verſpürt ſie die unauslöſchliche Verantwortlichkeit für ihre Handlungen. Dieſe ihr von außen hinzugetragene Feſtigkeit muß von einer äußeren Macht kommen, die wirklich exiſtiert, und die wir Stoff oder Materie nennen. Der zweite Unterſchied zwiſchen Traum und Wirklichkeit liegt in dem Taſtgefühl. Schon in der Ilias*) heißt es:

„Wie man im Traum machtlos den Fliehenden ſtrebt zu verfolgen,
Nicht hat dieſer die Macht zu entfliehn, noch der zu verfolgen:
So konnt' er nicht haſchen im Lauf, noch enteilete jener."

Das Druckgefühl im Traum iſt unvollkommen.

Alle Bewegungen, bei denen wir Druck empfinden ſollen, bringt der Traum unvollkommen zu ſtande, oder gar nicht. Das Druck- und Muskelgefühl iſt eben nicht durch Phantasmen gut zu reproduzieren. Daraus erklärt ſich, daß ein blinder Klaviervirtuos oft Muſik im Traum hörte, wie er mir geſagt hat, ſelbſt aber nicht ſpielte. Daraus erklärt ſich die Flugbewegung im Traume, weil der mangelnde Druck auf die Sohle zu der Illuſion veranlaßt, daß eine anderartige Ortsbewegung erfolgt iſt. Daraus erklärt ſich, daß man im Traum ſo oft ſich nicht anſtändig gekleidet vorkommt, oder wenig bekleidet; man reproduziert nicht die Druckempfindung der Kleider am Leibe. Damit hängen, zum Teil wenigſtens, die Träume zuſammen, daß man nicht fertig wird und allerlei Verlegenheiten erlebt; damit hängt zuſammen, daß man in der Regel nicht auf der Eiſenbahn zu fahren träumen kann. Die kurzen, erſchütternden, wenn auch geringen Stöße, laſſen ſich nicht träumen. Der Direktor der franzöſiſchen Nordbahn ſagte mir einſt auf meine Anfrage: „Sonderbar! mit einem Ballon in die Luft bin ich im Traum gefahren, was ich in Wirklichkeit niemals gethan; dagegen, was ich in Wirklichkeit täglich thun muß, per Eiſenbahn fahren, habe ich noch nie im Traum gethan." — Das Wiedererwachen würde auch nicht gut gelingen, wenn es nicht gewiſſe Empfindungen gäbe, die darüber keinen Zweifel laſſen, daß ſie der Welt des Traums nicht angehören können. Es erwecken zwar Laute und Lichteindrücke, aber ausgeſchloſſen iſt nicht, daß ſie erſt Zuckungen, geringe Muskelbewegungen bewirken, die Druck und Muskelgefühl hervorrufen, ſo daß das Erwachen eigentlich immer durch den Gefühls-

Unterſchied zwiſchen Wachen und Träumen als Beweis einer Erfahrungswelt.

*) Geſang XXII, V. 199.

ſinn vermittelt wird. 1. Die ununterbrochene Feſtigkeit der Kauſalität des ganzen Weltbildes in uns. — 2. Die Muskel-, Druck- und Taſtgefühle an uns ſind erfahrungsmäßig keine Traumprodukte. Es iſt daher nicht ohne Einſchränkung, daß man gelten laſſen kann, was der Begründer der modernen Philoſophie in ſeiner ewig denkwürdigen erſten Betrachtung über die Philosophie première ſagt: je vois si manifestement, qu' il n'y a point d'indices certains, par où l'on puisse distinguer nettement la veille d'avec le sommeil*)! — Es gibt untrügliche Zeichen für das Wachen: geiſtig die Kontinuität, ſinnlich das Gefühl. Aus der Erfahrung kenne ich demnach eine ſtoffliche Welt; ihre Exiſtenz iſt mir ſicher, aber ihre Beſchaffenheit unbekannt. Das Weſen des Stoffs iſt mir gänzlich geheimnisvoll.

Das Weſen des Stoffes ein Geheimnis.

Cuvier ſagt weiter a. a. O.:

Fortſetzung von Cuviers Anſichten

„Damit das Ich wahrnimmt, bedarf es einer ununterbrochenen Nervenverbindung zwiſchen dem äußeren Sinneswerkzeug und der zentralen Markmaſſe. Nur die Aenderungen in dieſen Maſſen nimmt das Ich wahr, und es kann Sinnesempfindungen geben, die in hohem Grade wirklich ſtattfinden, die, ſei es in der Nervenbahn oder in der Zentralmaſſe ſelbſt entſpringen, ohne Erregung des äußeren Sinnesorgans; das ſind Träume, Viſionen oder gewiſſe zufällige Sinnesempfindungen. . . .

„Unter Zentralmaſſe meinen wir einen Teil des Nervenſyſtems, der in dem Maße enger begrenzt iſt, als das Tier vollkommener iſt. Im Menſchen iſt es nur ein beſchränkter Teil des Gehirns, aber in den Reptilien iſt es ſchon Gehirn und Rückenmark vollſtändig. . . . Die Ausdehnung iſt noch größer in niederen Tieren.

„Die Perzeption durch das Ich bringt das Bild des Sinneseindrucks hervor. Die Urſache des Sinneseindrucks verlegen wir außer uns, und ſchaffen uns ſo die Idee von dem Gegenſtande, das ihn hervorgebracht hat. Vermöge eines notwendigen Geſetzes unſrer Intelligenz ſind alle Ideen körperlicher Gegenſtände in Raum und in Zeit.

„Die von der Markmaſſe empfangenen Modifikationen hinterlaſſen darin Spuren, die ſich reproduzieren, und rufen im Geiſte die Bilder und Ideen zurück; das macht das Gedächtnis aus, ein körperliches Vermögen ſehr veränderlicher Art nach Alter und Geſundheit.

---

*) „Ich ſehe offenbar, daß es keine ſicheren Kennzeichen gibt, um mit Gewißheit das Wachſein vom Schlafe zu unterſcheiden."

„Die Ideen *aſſociieren* ſich nach Aehnlichkeit und Gleichſeitigkeit. Die Ordnung, der Umfang und das Bereitſtehen dieſer Aſſociation macht die Vollkommenheit *des Gedächtniſſes* aus.

„Die *Intelligenz* (Einſicht) vermag die nebenſächlichen Ideen von den Gegenſtänden zu trennen, und diejenigen, die identiſch in mehreren Gegenſtänden angetroffen werden, zu einer allgemeinen Idee zu vereinigen, deſſen Gegenſtand ſich nirgends findet und nicht als etwas Einzelnes der Vorſtellung ſich bietet. Das iſt die *Abſtraktion*.

„Da die Empfindungen mehr oder weniger angenehm oder unangenehm ſind und demgemäß erſtrebt oder vermieden werden, abſtrahiert man aus ihnen Regeln für den *Willen*.

„Da die Folgen von Empfindungen angenehmer Art unangenehme ſein können oder umgekehrt, ſo verändert das die abſtrahierten Willensregeln (vermöge der Aſſociation von Empfindung und Folge) und das macht *die Vorſicht*.

„Die Anwendung der Regeln auf die allgemeinen (abſtrakten) Ideen macht *die Vernunft* aus.

„Eine lebhafte Erinnerung der Empfindungen (primäre oder durch Aſſociation hinzugekommene) macht die *Einbildungskraft* aus.

„Ein bevorzugtes Weſen, der Menſch, kann ſeine allgemeinen Ideen (Vorſtellungen) mit willkürlichen Zeichen (verkoppeln) aſſociieren.“ — Das führt *zur Sprache und Schrift*.

„Die vollkommenſten Tiere ſtehen intellektuell unendlich tief unter dem Menſchen, doch iſt es gewiß, daß ihre Intelligenz Verrichtungen vollführt derſelben Art.

„Mit einem Wort, in den höheren Tieren bemerkt man einen Grad von Vernunft . . . ungefähr wie bei Kindern, ehe ſie haben ſprechen gelernt.

„Aber in vielen Tieren gibt es ein von der Intelligenz unterſchiedenes Vermögen, das man *Inſtinkt* nennt.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Man kann ſich anders keine klare Vorſtellung vom Inſtinkt machen, als wenn man annimmt, daß es in ihrem Senſorium angeborene Bilder und Vorſtellungen gibt, konſtanter Natur . . . eine Art Traum oder Viſion.

„Der Inſtinkt hat kein ſichtliches Merkmal im Bau des Tieres, aber die Intelligenz, ſo viel ſich beobachten läßt, ſteht in einem feſten Verhältnis zu der Größe des Gehirns, namentlich der Hemiſphären.“

Das iſt die Cuvierſche Anſicht. Offenbar trennt er das Gedächtnis als ein körperliches Vermögen von den andern Seelenvermögen.

Alle treten in Wirkſamkeit in Veranlaſſung der von der Sinnlichkeit gebotenen Materialien, aber nach eigenen Geſetzen. Das Gedächtnis gibt den Stoff her, daran die Intelligenz als Abſtraktionsvermögen arbeitet. Die ſinnliche Empfindung bietet den Stoff, aus dem wieder die Intelligenz Willensregeln zieht. Die Willensregeln, angewandt auf die mit ihren Folgen zuſammengefaßten Empfindungen, erzeugen die prudence, die Klugheitsregeln. Die Klugheitsregeln auf die allgemeinen Ideen, auf die Ideale angewendet, macht die Vernunft aus.

Im Menſchen iſt der Sitz der geiſtigen Thätigkeit zirkumſkripter als in den Tieren, namentlich nur auf einen Teil der Hirnmaſſe beſchränkt. Cuvier meinte vielleicht auf die Hemiſphären.

Johannes Müller in ſeiner Phyſiologie beweiſet zunächſt, daß nur das Gehirn, und kein andrer Teil, Organ der Seele iſt; ferner daß, da nur ein kleiner Teil der im Gehirn vorhandenen Impreſſionen von der Seele gleichzeitig überſehen werden kann, ſie nicht das ganze Großhirn einnimmt. Er meint, wir wiſſen nicht das Geringſte über den funktionellen Unterſchied von grauer und weißer Hirnſubſtanz.

Funktionen der grauen und weißen Hirnſubſtanz.

Seit Joh. Müller haben anatomiſche Arbeiten und Viviſektionen doch mehr über die Funktionen der grauen und weißen Subſtanz gelehrt. Die graue Subſtanz iſt gebildet von Protoplasmakörperchen, Nervenzellen, die durch Fäden in Nervenfaſern übergehen. Eine graue Zelle ſendet oft mehrere Fäden aus, die eine Verbindung herſtellen mit mehreren Nervenfaſern. Die Nervenfaſern unter einander anaſtoſieren nicht, ſind aber nicht wie die Nerven außerhalb von Scheiden umſchloſſen. Weniger iſoliert, iſt zwiſchen ihnen eine gewiſſe Wechſelwirkung, gleichſam durch Induktion, allerdings vorſtellbar. Doch ihr Bau macht ſie weſentlich zu Bahnen für die Zellen der grauen Subſtanz, die Stationen und Kreuzpunkte darſtellen.

Der tieriſche Inſtinkt iſt nicht von der Größe des Gehirns abhängig.

Es ſei bemerkt, im Anſchluß an Cuviers Bemerkung, daß niedere Tiere mit den überraſchendſten Inſtinkten, z. B. Ameiſen, kein, dem intelligenten Inſtinkt entſprechendes größeres Zentralhirn aufweiſen. Es bedarf, kann man ſchließen, für die vererbte Intelligenz, als welche die Inſtinkte anzuſehen ſind, zwar immer der Nervenzellen, aber ohne ſehr komplizierte Bahnen. Die menſchliche Intelligenz dagegen bedarf vorzugsweiſe eines ſehr entwickelten Syſtems von Verbindungen, nicht nur mit den der Außenwelt zugekehrten Sinnesapparaten, ſondern

auch zur Verbindung der verſchiedenen Gruppen grauer Subſtanz und ihrer Körnchen unter einander.

Vorausgeſetzt, man würde ein Land betreten, deſſen Bewohner für unſre Sinne nicht wahrnehmbar wären, darin wir aber eine unendliche Menge von Stationen und Verbindungswegen antreffen, ſo würden wir nicht zweifeln, daß die Wege zu Bewegungen beſtimmt ſind oder beſtimmt waren. Mit derſelben Sicherheit können wir behaupten, in den Nervenfaſern des Gehirns bewegt ſich ein unbekanntes Etwas, und läuft aus von Nervenzelle und zu Nervenzellen, oder zu Sinnes- und Bewegungsapparaten.

Ohnehin wiſſen wir, daß die Sinnesreize nach innen dringen, und daß die Zuſammenziehung der willkürlichen Muskeln nach außen geht, nur ſo lange die Verbindungswege mit dem Gehirn nicht unterbrochen ſind.

Aber bewegt ſich nur ein Reiz von und zu einer ruhenden Seele, oder iſt das, was wir Seele nennen, d. h. das ſich ſelbſt fühlende und bewegende myſteriöſe Weſen, ohne welches alles unbegreiflich bleibt, nicht ſelbſt ein Bewegtes? Vieles ſpricht dafür, daß es ein Seelenvehikel gibt, das ſelbſt durch die Nervenbahnen fortſchreiten kann, wenn auch die äußeren Reize gleichfalls von denſelben Bahnen können fortgeleitet werden.

Schon Joh. Müller bemerkt, wie nur ein kleiner Teil der im Gehirn vorhandenen Impreſſionen von der Seele in einem Moment kann erfaßt werden. Käme es etwa auf den Einfallswinkel, unter welchem die Reize der Seele zugeführt werden, beim Erfaſſen derſelben an, ſo müßte das Seelenvehikel bald auf den einen, bald auf den andern Reiz ſeine Oberfläche einſtellen können; es müßte dieſes Vehikel ſich drehen oder in verſchiedenen Richtungen ungleich ſich ſpannen können.

Einſeitige Seelenabſorption.

Die Vorſtellung, die man von dem Seelenkörperchen ſich macht, muß aber auch der Erfahrung genügen können, daß eine einſeitige **Abſorption der Seelenthätigkeit möglich** iſt. Ein Gegenſtand im Geſichtsfelde lockt die Aufmerkſamkeit ab von den andern, obgleich auch ſie im Geſichtsfelde; von Muſik oder auch von Gedanken benommen, wird zuweilen nicht geſehen, was in der günſtigſten Lage vor Augen tritt. Wenn man ſich vorſtellt, das Seelenkörperchen befindet ſich auf einer Bahn, vor dem Kreuzpunkte, wo die Geſichtsreize zuſtrömen, wäre das verſtändlich. Ebenſo ſind die hypnotiſchen Erſcheinungen zu erklären. Das Seelenkörperchen verliert die leichte Beweglichkeit. Nach Cuviers Anſicht bedarf es der ſchnellen Vergleichung und Verknüpfung

mannigfacher, in der Erinnerung aufbewahrter Eindrücke, um Begriffe, Willensregeln, Klugheit und Vernunft und Einbildungskraft zu erlangen. Wenn der Seelenkörper in einem Ort fixiert ist, verliert er mehr oder weniger diese Vermögen; er handelt ohne Kritik; jede Vorstellung, die in ihm durch Worte erregt wird, oder durch Vormachen, scheint ihm richtig, zwingend; die Willensanspannung aller Muskeln erscheint als Starrkrampf und kann nicht verändert werden.

Der in einem Ort fixierte Seelenkörper verliert die Beweglichkeit. — Der Hypnotismus wird dadurch erklärt.

Die vollständige Abwesenheit einer dominierenden Region im Gehirn spricht besonders für ein im ganzen Gehirn wanderndes Seelenkörperchen. Wenn eine Nervenzelle der grauen Substanz selbst dieses Seelenkörperchen sein sollte, so hätte diese Zelle, nachdem sie in der Konkurrenz über ihresgleichen den Vorrang erlangt, auch sich äußerlich hervorragend entwickeln müssen, und eine solche Zelle fehlt, soweit die Forschung reicht. Unter der unendlichen Schar von Hirnkörperchen ist keines als Sitz der Seele zu bezeichnen. Aber ist die Seele nicht ein bloßes Thätigkeitszentrum, das von allen Zellen zusammen erzeugt wird, wie der Brennpunkt von allen Teilen eines Brennglases? Es ließen sich auch die Erfahrungen, die soeben durch ein bewegliches Seelenkörperchen verständlich gemacht werden sollten, dadurch erklären, daß die Leitungen zu dem Brennpunkte hin gestopft werden, in der Konkurrenz die kräftigeren übrig bleiben, andre gelähmt werden durch allerlei Umstände. Dann würde es keines eigenen, unsichtbaren Seelenkörperchens bedürfen, dessen Annahme recht widersinnig scheint. Die Kontinuität des Ichs könnte in beiden Hypothesen in derselben Weise erklärt werden. Es muß die Erscheinung durch Hinzutritt und Schwinden sich so fließend ändern, daß sie sich in je zwei Zeitmomenten, die sich folgen, noch als dieselbe weiß — wenn auch der Unterschied zwischen den weit auseinander liegenden Zeitmomenten zu groß ist, um sich als dasselbe Wesen anerkennen zu können. Das kann bei einer Lichterscheinung, wie z. B. der Regenbogen, ebenso eintreten, wie bei dem in der Eichel eingeschlossenen Keimling der Eiche; bei einer aus verschiedenen Komponenten hervorgehenden Resultante ebenso gut wie bei einem besonderen Körperchen.

Hypothese eines wandernden Seelenvehikels.

Eine Zentralzelle ist als Sitz der Seele nicht gefunden worden.

Die Seele wird daher besser als ein Brennpunkt aufgefaßt.

Nur das bleibt eine unüberwindliche Schwierigkeit, daß die Seele das empfindende, bewegende, kombinierende Selbst sein soll. Ist sie eine bloße Resultante, so verlegt man die ganze Thätigkeit in die Komponenten, und gelangt zu einer ganzen Schar, die man weder als Einigungsort aller Empfindungen, noch weniger aber als den Sitz der Willenseinheit und des Selbstbewußtseins vorstellen kann. Es muß

Unüberwindliche Schwierigkeit der Seelentheorie.

die Reſultante wieder aktiv gedacht werden und durch Reverberation die Komponenten beeinfluſſen.

So führt die materialiſtiſche Vorausſetzung auf zwei doch unbegreifliche Vorſtellungen:

1. Auf eine ſich ſelbſt perzipierende und dirigierende Bewegung,
2. auf ein in den Nervenbahnen umherlaufendes, oder aus den Nervenbahnen zuſammenſtrömendes Seelchen.

Seelenerzeugung.

Die Schwierigkeit der Erzeugung neuer Seelen aus Teilen der vorhandenen beſeelten Körper, von der Joh. Müller ſchon redet, kommt hinzu. Dabei iſt freilich eine Verwechslung zu vermeiden. Die Erfahrung zeigt, daß aus einem organiſchen, aber gewiß unbeſeelten Körperchen, wie der befruchtete Eikeim, dem ein Selbſtgefühl nicht beigelegt werden kann, ein Leib heranwächſt nach feſten Geſetzen, in welchem auch die Hirnmaſſe, die materielle Vorbedingung der Seelenthätigkeit, ſich ausſondert und geſtaltet. Man kann alſo dem befruchteten Keime Kräfte zuerkennen, die von Geſtalt zu Geſtalt weiter treiben und ſich bilden, bis zuletzt im Menſchen die Seelenthätigkeit ſich entfaltet. Was aber nach den Geſetzen des Keims, unter der Einwirkung günſtiger *Umgebung*, alſo als ein Produkt von innerer Kraft und äußerer Einwirkung, entſtehen kann, das im erſten Keim als Vorbildchen ſich fertig zu denken, iſt nicht richtig. Die Seele iſt ein Wachstumsprodukt und wie alle Wachstumsprodukte eine Reaktion zwiſchen *inneren Dispoſitionen und äußeren Agentien*. Wohl iſt man berechtigt zu ſprechen von einer eigenen Geſtaltungsformel, die jedem organiſchen wachſenden Teilchen eigentümlich iſt. Der Hauptſache nach waltet dieſelbe Geſtaltungsformel durch alle Teilchen desſelben Organismus. Wenn ſie ſich nach den Regionen zu verſchiedenen Funktionen verſchiedengeſtaltig entwickeln und reproduzieren, ſo iſt das durch Hemmungsvorgänge und einſeitige Zufuhr von Zuwachsmaterialien zu erklären. Je vollkommener ein organiſches Weſen iſt, um ſo differenzierter ſind ſeine Teile, um ſo komplizierter die Anforderungen an den Ort, in welchem das Geſtaltungsgeſetz vollſtändig zum Austrag gelangen kann. Des Menſchen befruchteter Keim kann nicht an der Luft oder im Waſſer die richtige Zufuhr erlangen, — nur das Keimbläschen *im Ei* und die Samenfädchen ſind vor einer Verbildung beim Menſchen bewahrt geblieben, die eine vollſtändige Entwickelung unmöglich macht. Alle andern Teile des Menſchenkörpers, obgleich ſie dasſelbe Geſtaltungsgeſetz in ſich tragen, können es unter den gegebenen Umſtänden nicht mehr voll bethätigen. Protoplasmakörperchen, ſo nennt man jetzt die wachſenden organiſchen Elemente. Zu ihrem

Die Seele ein Wachstumsprodukt.

weſentlichen Beſtandteil gehören Subſtanzen, die der Chemiker in die Gruppen des Eiweißes ordnet. Wie es chemiſche Verſuche bewieſen haben, laſſen ſich eine kaum überſehbare Anzahl von Eiweißarten nachweiſen, und die Zuſammenſetzung ihrer Moleküle beſteht aus einer überraſchend großen Atomzahl von Kohlen-, Waſſer-, Sauer- und Stickſtoff, die eine unendliche Zahl von Kombinationen zulaſſen. Daher ſtimmt es ſehr wohl dazu, wenn jeder Menſch ein individuell andres Geſtaltungsgeſetz in ſeinen Gliedern trägt und vererbt mit kleinen individuellen Abänderungen. Bei niederen, wenig differenzierten Weſen kann jede Zelle des Leibes ſich vollſtändiger entwickeln, durch Sproſſung, Teilung u. ſ. w. in Luft, Waſſer oder Erde zu einem neuen vollſtändigen Weſen werden. Aber das alles bildet für die Seele doch nur den Boden, auf dem ſie ſich entwickelt. Es iſt aber kein Grund, wegen der Zeugung, von einer Teilung der Seelen zu ſprechen. Der Boden teilt ſich, auf dem Seelen wachſen, nicht die Seelen teilen ſich. Entſtanden ſie, ſo verſchwanden ſie auch. Der Stoff und die Kraft bleiben, wie wir wiſſen, in alle Ewigkeit erhalten. Aber eben deshalb hat ihr Beſtand, der nicht vermehrt oder verändert werden kann, kein Leben, — kein intereſſantes Schickſal. Ob es in dieſer Form oder jener beſteht, es iſt daran nichts zu gewinnen oder zu verlieren, eigentlich ein totes Kapital.

Stoff und Kraft unveränderlich in ihrer Summe.

Leben iſt nur in den ewig ſich ändernden Zuſammenſetzungen, in den ewig ſich kauſal bedingenden Relationen. Ohne die vorhergehende Aenderung wäre die folgende unmöglich geweſen; — keine Veränderung iſt folgenlos, — keine ihrer Wirkungen kann ungeſchehen gemacht werden. — Nicht in Stoff und Kraft iſt daher ewiges Leben zu ſuchen, ewiger Fortſchritt möglich, nur in der Ordnung. Die vollendete Weltordnung iſt das höchſte Ideal, die unendliche Aufgabe alles Daſeins; die unvollendete Ordnung aber das Daſeiende, ohne welches eine Aufgabe, ein Ideal nicht ſein könnte.

Vollendung der Weltordnung iſt Aufgabe alles Daſeins.

Gott, Unſterblichkeit, Freiheit.

Nach dieſer Vorbereitung kehren wir zurück zu den anfänglichen Fragen nach Gott, Unſterblichkeit und Freiheit.

Die Beziehungen in der Welt zwiſchen den Maſſen und Kräften ſind das eigentliche Leben der Welt. Sie drängen einem Ideal in infinitum zu, das aufgegeben iſt, aber nicht gegeben, eine Auf-

Das Ideal iſt aufgegeben, nicht gegeben.

gabe, kein Datum. Wollte man dieſes Ideal Gott nennen, ſo hätte man einen unfertigen Gott. — Das Ideal — der unfertige Gott.

Man kann aber in dieſen veränderlichen Relationen auch von Geſetzen ſprechen, die unveränderlich ſind, ganz abgeſehen von ihrem Eintritt in die Welt. Die Fallgeſetze könnten nicht eintreten z. B., wenn es nicht Stoffe gibt, die ſich anziehen; aber ſobald die letzteren gegeben, wirken die von Ewigkeit her feſtgeſetzten Fallgeſetze. Gab es einſt, wie es ſcheint, auf der Erde auch keine Weſen mit Gehirn, ſo ſind die Geſetze für den Hirnmechanismus doch nicht erſt ſpäter entſtanden, ſondern von aller Zeit unabhängig. In den veränderlichen Relationen ſind unveränderliche Geſetze.

Könnte man nun den Komplex der Weltgeſetze, die ewig und unveränderlich ſind, wenngleich erſt aktiv, ſobald die Relationen, an denen ſie Geltung bekommen, eintreten, Gott nennen?

Die Gottesidee fordert aber eigentlich die Verbindung beider vorſtehenden Ideen. Man könnte füglich ſagen: Gott iſt das ewige Weltgeſetz, das ſich in dem Weltideal realiſiert.

Einem ſolchen Gott ſich zu fügen, ihm mit allen Kräften zu dienen und ihn daher zu lieben, wäre für den Menſchen das Höchſte und Schönſte.

Vor allen Dingen iſt aber ein ſolcher Gott unzweifelhaft vorhanden, er iſt keine tote Abſtraktion, da er das ſich in ewigem Leben entwickelnde Weltideal in ſich enthält. Gott als Weltideal iſt keine Abſtraktion, er iſt wirklich, — man kann ihm dienen als dem Höchſten.

Ihn als Schöpfer der unvermehrbaren Stoffkräfte anzuſehen, folgt aber nicht aus dem Vorhergehenden und hat auch keine Bedeutung.

Kommen wir nun auf die Unſterblichkeit zu ſprechen, ſo ſieht es damit ſchlecht aus. Unter Fortleben des Individuums wird doch gemeiniglich der Fortbeſtand des ſelbſtbewußten Lebens an irgend einer zirkumſkripten Stelle in der Welt verſtanden. Das Fortleben des Individuums

Dazu iſt nun ganz und gar keine Ausſicht, ob ich die Seele als ein unendlich kleines Körperchen, oder als ein Produkt von Nervenſtrömen anſehe, die, in einem Sammelort ſich kreuzend, das myſteriöſe Gebilde, das ſeine Bewegungen ſelbſt fühlt und regelt, hervorbringen. Alle Wirkſamkeit dieſer Ströme und Körperchen hört mit der Blutrieſelung im Gehirn auf und nach dem Tode löſen ſich die Nervenmaſſen auf, und können nicht irgendwo zu früherer Form und Zuſammenſetzung ſich wieder vereinigen. Es gibt aber auch keinen Ort für die abgeſchiedenen Seelen unter, auf oder über der Erde. Der

Transport der Seelen durch die Himmelsräume ist physisch nicht vorstellbar. Aus dem sterbenden Körper scheidet nichts! Die gemeine Unsterblichkeit war auch eine so schwache Idee, daß, als dagegen die Lehre von der Fleischesauferstehung auftrat, sie sich bescheiden zurückzog.

Die Wahrheit an der Unsterblichkeitsidee besteht nur darin, daß jedes selbstbewußte Individuum ein Stück in der Weltordnung ist. Von sich aus realisiert es, durch seine freie That, neue Zusammensetzungen nach ewigen Gesetzen für alle Folgezeit. Daher gehört in seinen Lebenskreis die unbegrenzte Zukunft. Das Fortleben seiner Werke, ob sie auch seinen Namen nicht tragen, ist seine Unsterblichkeit. In diesem Sinne ist Unsterblichkeit allen denjenigen Wesen beizulegen, die Freiheit haben; Freiheit aber haben Wesen, die durch willkürliche Handlungen in den Verlauf der Kausalreihen eingreifen.

Freiheit. Was endlich die Freiheit betrifft, so erkenne man zunächst an, daß ohne sie weder das moralische, noch das physische Leben verständlich ist. Jenes mysteriöse Wesen, das seine Bewegungen fühlt und dirigiert, mußten wir annehmen, um das Hirnleben zu verstehen. Zweitens aber ist die Willensfreiheit die bewußte Thatsache unsres Inneren, die als einen trügerischen Schein zu behandeln nicht möglich ist, ohne den Gang der menschlichen Angelegenheiten in die äußerste Verwirrung zu bringen. Aber ein mysterium magnum liegt damit vor. Wie mein Wille es anfängt Arm und Bein zu heben? Durch Muskelzusammenziehungen. Wie macht er diese Zusammenziehungen? Durch ruhende Nervenfäden, in die Kraft geleitet wird. Von wo kommt die Kraft? Aus Nervenzellen. Woher nehmen die Nervenzellen die Kraft? Aus den chemischen Umsetzungen, die Spannkräfte zurücklassen. Wie können Spannkräfte der Nervenzellen zur Aktion kommen oder nicht, je nach meinem Willen? Da reißt der Mechanismus ab. Es muß nur anerkannt werden, daß hier eine Kausalverknüpfung der Art, wie bei der Mitteilung der Bewegung einer Billardkugel an die andre, nicht am Platz ist. Die Erfahrung verlangt an dieser Stelle eine Kraft, die Ursachen schafft, wie sie nicht vorhanden waren. Der Wille ist eine primäre, hinzutretende Ursache, und daher ist das Wesen auch dafür verantwortlich.

Nebenbei sei nochmals darauf hingewiesen, wie das organische Gestaltungsgesetz etwas ganz andres ist, als das Wesen, dem der Wille beizulegen ist; — gegenüber den Betrachtungen des Physiologen Joh. Müller über Vermehrung durch Teilung und gegenüber den Dogmen Schopenhauers. Teilchen von Vater und Mutter enthalten

das Geſtaltungsgeſetz, das allen dieſen Teilchen einwohnt — aber Seelenthätigkeit, dazu der Wille gehört, wohnt nicht jedem Teil und nicht jedem Keimbläschen mit dem Samenfädchen bei.

Gott, Unſterblichkeit, Freiheit ſtehen feſt in meiner Ueberzeugung, aber doch in ſehr andrer Art, als man es ſich gewöhnlich denkt.

Gott, Unſterblichkeit, Freiheit ſtehen bei Keyſerling feſt, wenn auch in abweichender Art.

---

13. Jan. — Geſtern hielt Generalſuperintendent Schultz eine Predigt über den Text aus dem vierten Evangelium 9, 4: „Ich muß wirken, ſo lange es Tag iſt, es kommt die Nacht, da niemand wirken kann!“ — Nach dem Tode hört das Wirken alſo auf. Im Leben nach dem Tode wird nicht mehr geſündigt und daher auch nicht mehr recht gethan. Alles Thun hat ein Ende. Der Wille, der da wirkt, iſt nicht mehr! Ein Fortbeſtehen ohne wirklichen Willen, vergebens wird man das dem Menſchen durch ſeliges Schauen von Gottes Antlitz und dergleichen als ein Leben begreiflich machen wollen. Ein Daſein iſt es, kaum wie das einer Pflanze, mehr wie das eines nur mechaniſch-chemiſchen Geſetzen gehorchenden toten Körpers. Die Erfahrungswiſſenſchaften kennen den Willen nur in Tieren und den vernünftigen Willen nur im Menſchen, als ein an Nervenſubſtanz gebundenes Daſein. Daher muß man wohl geſtehen, dieſe leiten auf den reinen Atheismus. Denn ein Gott ohne Willen iſt eben kein Gott. Auf andern Planeten Vernunftweſen anzunehmen, iſt nach Analogie nicht unwahrſcheinlich, aber zur Annahme eines wollenden Weltgeiſtes, dazu fehlt dem Menſchen jede Analogie. Wille ohne Nervenſubſtanz iſt der Erfahrung widerſprechend.

Ohne Willen kein Leben.

Die Erfahrungswiſſenſchaften leiten zum Atheismus.

Ein Gott ohne Wille iſt kein Gott.

19. Jan. — Immer klarer und freier von der unwillkürlichen Heuchelei, die mit den Worten uns anklebt, ſuche ich meine Grundüberzeugungen zu formulieren:

Zuſammenfaſſung.

1. Seele iſt das myſteriöſe, leibliche Gebilde in der Nervenſubſtanz, das ſeine eigenen Bewegungen wahrnimmt und regelt — das mysterium magnum corporis.
2. Die Seele bringt neue erſte Urſachen in den Verlauf der Kauſalreihen hinein — das iſt die Vorausſetzung, unter welcher allein die Rede ſein kann von dem Dirigieren der eigenen Bewegungen und von der Verantwortlichkeit — d. h. von Freiheit und Sittlichkeit.

3. Die Unſterblichkeit der Seele bezieht ſich nur auf die Unendlichkeit ihrer irdiſchen Nachwirkung.
4. Gott als Weltgeſetz iſt nur Relation zwiſchen den leiblichen Exiſtenzen und als Streben der unvollkommenen Welt, das ſich mehr und mehr verwirklicht, auch eigentlich nur eine Relation zwiſchen den ſich folgenden Weltordnungen.

Summa. — Aus den Erfahrungswiſſenſchaften ergibt ſich die Freiheit, aber weder Gott noch Unſterblichkeit im gewöhnlichen Sinn.

Summa. Die bloßen Erfahrungswiſſenſchaften laſſen die Freiheit beſtehen, aber Unſterblichkeit und Gott, ſo wie ſie den Bedürfniſſen entſprechend gewöhnlich vorgeſtellt und verſtanden werden, laſſen ſich nicht durch dieſelben beweiſen.

---

18. Febr. — Ich leſe gleichzeitig:

1. Kuno Fiſchers Kant II, eben in neuer Auflage erſchienen, für mich ein alter Bekannter. Aber die neue Beprüfung und Beſchauung alter Wahrheiten wirkt auf mich wohlthätig.

Unſterblichkeitslehre von Leo Schneider.

2. Leonhard Schneider, Unſterblichkeitsidee, 1883. Ich nehme es vor, um die Entwickelung der Unſterblichkeitsidee bei den Kirchenvätern und Scholaſtikern beſſer kennen zu lernen. Der Verfaſſer iſt ein gläubiger, kirchlicher Katholik, aber von klarer Darſtellung. Mit der Widerlegung des Materialismus und Naturalismus macht er es ſich nicht ſchwer. Die ſchönen und treffenden Sprüche, die er bei Baader, Schelling, Hofmann, Fichte jun. u. ſ. w. findet, haben ihn ſelbſt überredet, und auch er ſucht mehr zu überreden, als mit Gründen zu widerlegen, und meint mit ſolchen Sprüchen den Sieg über die Gegner zu befeſtigen. Immer nimmt der Menſch auf dieſem Gebiet ſeine Zuflucht zu energiſchen oder rhetoriſch ſchönen Ausſprüchen, die ſeine Abſicht, Partei zu nehmen, außer Zweifel ſetzen, und ihm die Eigenſchaften rauben, die man von einem habilen Zeugen verlangt. Wo Beweiſe zur Hand ſind, wie in der Mathematik, trägt man ſie ſchlicht vor; je einfacher ſie dargeſtellt werden können, um ſo faßlicher erſcheinen ſie. Wo aber überredet werden ſoll, da muß das Wohlgefallen für die Behauptung errungen werden, und Rhetorik iſt am Platz. Wohl möglich, daß die Unſterblichkeitsidee zu den Lehren gehört, für die bloß Ueberredung wirken kann; ſie iſt vielleicht eine Aufgabe der Kunſt, nicht ein Problem der Wiſſenſchaft. Das bekennt der Platoniſche Sokrates, wenn er ſchließlich im Phädon fabelt, um das ſchreiende Kind in uns einzulullen.

Die Unſterblichkeitslehre iſt vielleicht weniger Problem der Wiſſenſchaft als Aufgabe der Kunſt.

Lotzes Pſychologie.

16. März. — H. Lotze, Grundzüge der Pſychologie, iſt ſehr bemerkenswert. Wie klar widerlegt doch § 61 die Vorſtellung, es könnte

die Seele eine Reſultante leiblicher Kräfte in derſelben Art ſein, wie aus zwei verſchiedenen Bewegungen eine mittlere, einfache entſteht. Auch in der Mechanik bedarf es eines gemeinſchaftlichen Angriffspunktes, der in der Diagonale der Kraftrichtungen bewegt wird. Die Reſultante ſetzt das zu Treibende — alſo analog, die Seele voraus, und läßt deren Entſtehung aus treibenden Kräften unerklärt.

Menſchliche Produktionskraft.

25. März. — Nach Grundſätzen laſſen ſich Regeln fortbilden und überliefern, durch Uebung Fertigkeiten bis zur Meiſterſchaft ſteigern, aber die hervorbringende Kraft iſt und bleibt perſönliche Eigentümlichkeit. Daher bleiben in der Kunſt die Genies Phänomene, die von keiner Schule können gezüchtet werden, und ihre Schöpfungen veralten nicht. Die produktive Phantaſie oder ſchöpferiſche Einbildungskraft iſt aus Grundſätzen nicht abzuleiten und durch Fertigkeiten nie zu erſetzen. Ein Vorwärtskommen der Menſchheit in dieſer Kraft iſt ebenſo wenig zu erkennen, wie etwa in der Muskelkraft. Zu allen Zeiten gibt es Einzelne von überraſchender Kraft, aber daß man es den Athleten des Altertums in der Gegenwart zuvorthut, iſt nicht wahrzunehmen. Und dennoch, auch für die Kunſtwerke von ewigem Werte gibt es eine geſchichtliche Stellung und Folge. Vielleicht iſt es aber mehr eine Naturgeſchichte, eine Geſchichte der Schöpfung, die ſich durch Vererbung und Ausleſe des Paſſendſten vervollkommnet. Ein regelmäßiges Vorrücken der Menſchheit iſt mehr und mehr zu Tage getreten im Naturwiſſen und den damit zuſammenhängenden Erfindungen. Dieſes langſame aber ſtete Vorrücken hat die Wunder der Religion im Weltlauf vollſtändig überwunden, alle Erkenntnis durch übernatürliche oder außernatürliche Eingebungen an Fruchtbarkeit übertroffen und die Spitzführung der menſchlichen Kultur eingenommen. Daneben machen ſich die künſtleriſchen und halbkünſtleriſchen (Hiſtorie) Produktionen, wie Entladungen von Kräften, zu Zeiten, wo ein Uebermaß davon in der menſchlichen Geſellſchaft ſich angeſammelt hat.

Genies können nicht gezüchtet werden. In dieſer Beziehung beſteht kein Fortſchritt in der Menſchheit.

Im Naturwiſſen iſt die Menſchheit vorgerückt.

18. Mai. — Ich komme zurück auf das, was ich den 16. März, zuſtimmend zu Lotzes Grundzügen der Pſychologie, gegen die Erklärung der Seele als einer Reſultante von Kräften geſagt habe. Stoff und Kraft gibt es, aber obgleich nie das eine ohne das andre, doch ohne ſich gegenſeitig hervorzubringen. Ein Stäubchen Stoff kann aus Kräften nie entſtehen, noch in Kräften ſich auflöſen. Eine Kraft kann durch die Materie wandern, aber ſich nicht durch die Materie in der That mindern und vermehren. Kann es nun nicht eine dynamiſche Hypotheſe über die Natur der Seele geben? Etwas muß ſie denn

Lotze ſ. 16. März.

Iſt die Seele eine dynamiſche Hypotheſe?

doch ſein. Iſt ſie nicht materiell, ſo iſt ſie eine Dynamis. Eine bloße Relation, wie z. B. die Fallgeſetze und andre Naturgeſetze, die bloß Geltung haben, aber kein Daſein, kann die Seele nicht ſein, wenn ſie überhaupt vorhanden iſt. — Du Bois-Reymond hat nachgewieſen in den Empfindungsnerven und in den motoriſchen Nerven anders gerichtete elektriſche Strömungen. Die elektriſchen Kräfte müſſen in dem Gehirn irgend eine Art von Knotenpunkten bilden, die auf ganz unbegreifliche Weiſe befähigt ſind, die Oscillationen ihres dynamiſchen Gleichgewichts ſelbſt zu empfinden, daher auch vorzuſtellen und zu beeinfluſſen oder zu dirigieren. Von tauſend Knotenpunkten iſt einer der kräftigſte und abſorbiert die Empfindung, Vorſtellung und Wollung aller andern Punkte. Er iſt das Selbſt, im Kampf um den Vorrang mit den andern Knotenpunkten dazu geworden. Alle ſind ſie zu einem Syſtem verbunden und wenig kann darin geändert werden, ohne zugleich in dem Hauptknotenpunkt oder dem Selbſt, das labile Gleichgewicht der Spannungen abzuändern. — Die Seele wäre ein Kraftkomplex, gebunden an Nervenſubſtanz, der in andre Kräfte ſich umſetzt, ſobald die Bedingungen, namentlich die Blutberieſelung der Nervenſubſtanz, andre werden. An ein Fortbeſtehen einer ſolchen Kraftſeele, als Selbſt, nach dem Tode, wäre nicht zu denken. Dieſem ſelbſtiſchen Gelüſte zu entſagen fordert die wahre Religion. Was iſt in der That in der Welt des Fortſchritts, des Beſſeren fähig? Nicht das ewig ſich Gleichbleibende, die Kräfte und Stoffe, die von Ewigkeit her im Quantum dieſelben geweſen ſind. Nur die gegenſeitige Lagerung und Ordnung iſt das Beſſerungsfähige, das zur größeren Vervollkommnung Aufſteigende.

Du Bois-Reymond weiſet elektriſche Strömungen im Gehirn nach.

Die Seele als ein Kraftkomplex gedacht.

Nicht Kraft und Stoff, nur ihre Lagerung und Ordnung iſt des Fortſchritts fähig.

Die wahrhaft edle Seele hat für ſich nicht zu ſorgen. Von ſich weiß ſie, daß ſie nur eine Kombination des ewig Daſeienden an Stoff und Kraft darſtellt, die nach kurzer Zeit zergeht. Das Selbſt iſt kein Ding an ſich und kann gar nicht Zweck des Strebens ſein. Es iſt ein Phänomen, das andern Zielen dient. Der Selbſtzweck liegt nur in der Weltordnung. Nur inſoweit die Seele dieſe liebt, ihr dient, ihre Verbeſſerung begreift, erfüllt ſie den Zweck ihres Daſeins. Sie muß ſich dem Geſetz, der Ordnung zum Beſſern widmen, dann erſt erfüllt ſie in Wahrheit ihre Aufgabe.

Aufgabe der wahrhaft edlen Seele.

29. Mai. — Noch iſt zum Vorſtehenden zu bemerken, daß ſich auf dieſe Weiſe begreift, wie im Gehirn kein einheitliches, übermächtiges Organ angetroffen wird. Die Zellen des Gehirns

ſehen einander gleich. Aber ihre Anordnung iſt der Art, daß in der Selbſtzelle durch Induktion die Spannungen in den andern Zellen eine Einwirkung üben. Bis dieſe Einwirkung erfolgt, iſt alles unbewußt. Da finde ich die Bedeutung des Hartmannſchen Unbewußten. Spannungen in den untergeordneten Zellen! Sie können allmählich zur Wirkung kommen auf das Kräftegleichgewicht der Selbſtzelle. Latente Spannung iſt gleich permanenter Bebung. Fließen dieſe Bebungen ab, oder ſetzen ſie ſich um, ſo verlieren ſie von ihrer Kraft. Schwächung der Triebe durch das Bewußtſein iſt möglich.

Die Bedeutung des Unbewußten von Hartmann.

Philoſophie (1883).

26. Mai (1884). — Wahrnehmen, Denken und Wollen — dieſe einheitliche aber dreifältige Funktion — iſt die Seelenthätigkeit. Das unmittelbar Wahrgenommene iſt eine Selbſtbewegung, zu der das Nichtſelbſt Urſache. Bewegung ſetzt Raum und Zeit, und Wahrnehmung Kauſalität. Dieſe Kategorien ſind daher in dem Selbſt wirklich und ebenſo in dem Nichtſelbſt. Aus der Erfahrung werden nur die Grenzen innerhalb dieſer Kategorien erkannt, — als leere Formen müſſen die Seelenfunktionen darüber disponieren ſchon bei der Erfahrung. — Sehe ich rot, ſobald ein ſo gefärbter Gegenſtand mir vorgehalten wird, und hört die Wahrnehmung auf, ſobald der Gegenſtand fortgenommen wird, ſo habe ich ein unendlich wiederholbares Experiment und kann den induktiven ſicheren Schluß darauf gründen, daß das Rot durch den Gegenſtand in meiner Empfindung hervorgebracht wird. — Das Sehen operierter Blindgeborner führt nicht bloß durch Betaſten zu der Erkenntnis der räumlichen körperlichen Verhältniſſe, ſondern auch durch Verdeckung und Wiedererſcheinen erkennt man, was ferner liegt, und was näher. Die Raumvorſtellung iſt zunächſt ohne Grenzen, und läßt die Vorſtellung des Hintereinander ſtets zu.

Seelenthätigkeit iſt: Wahrnehmen, Denken, Wollen.

6. Juli. — Geleſen habe ich von Dr. K. Laßwitz*): Die Lehre Kants von der Idealität des Raumes und der Zeit, all-

z. dazu pag. 152.
Preisſchrift von Dr. Laßwitz über Kants Lehre von der Idealität von Raum und Zeit.

*) Das Erſcheinbare muß den Vorbedingungen aller Erſcheinung entſprechen. Dieſe Vorbedingung findet ſich im menſchlichen, tieriſchen und jedem empiriſchen Intellekt. Außerhalb des Intellekts exiſtieren Potenzen, davon aber in die

gemein verſtändlich dargeſtellt. Dieſe Schrift hat nach Urteil der Philoſophieprofeſſoren: Laas in Straßburg, Wundt und Heinze in Leipzig, den erſten Preis gewonnen von 1000 Gulden öſterreichiſch, den Herr Julius Gillis in Petersburg (1880) für die beſte Schrift dieſer Art ausgeſetzt hat. Herr Gillis wollte durch Populariſierung dieſer Lehre dem ſich ausbreitenden Materialismus entgegenwirken. Bei dieſer Gelegenheit überzeuge ich mich von neuem, daß ſich ein bedeutungsvoller und entſcheidender Fehler in die Kantſche Lehre von Zeit und Raum eingeſchlichen hat.

Fehler Kants in der Raum- und Zeitlehre.

Bewieſen hat Kant, daß der Raum nicht eine Abſtraktion aus der Erfahrung iſt, weil er eine Bedingung der Erfahrung iſt, von andern zum Teil gleichfalls unwiderleglichen Gründen zu ſchweigen.

Vergleich, um zu veranſchaulichen, wie etwas in der Erfahrung hervortritt, aber nicht aus ihr herrührt.

Wie man es ſich vorſtellen kann, daß etwas in der Erfahrung hervortritt, aber nicht aus der Erfahrung herrührt, mag hier aus einem Vergleich erläutert werden. Blaues Lackmuspapier wird rot, wenn Säuren darauf einwirken. Die Säure iſt aber eben deshalb durchaus nicht rot. Die Anlage, rot zu werden, liegt vielmehr im Papier. Ebenſo was der Menſch anſchaut, iſt räumlich wegen ſeiner Anlagen. Dieſe waren aber nicht als Raumvorſtellung vor aller Anſchauung fertig. Als Reaktion auf die Erfahrung treten ſie hervor. Sie ſind ein Produkt der Erfahrung, darin zwei Faktoren, der Erfahrende und das was erfahren wird, zuſammenwirken. Behauptet man, der Raum a priori iſt im Geiſte, ſo kann es mißverſtanden werden. Es iſt dann, als ſagte man, das Lackmuspapier war rot vor der Säurewirkung! Gegenſtände, die auf den Geiſt einwirken, bringen die Raumvorſtellungen hervor, nicht durch Abſtraktion, ſondern durch transſcendentale Kauſalität. Ueber die Gegenſtände ſelbſt erfahren wir dabei nichts, und ebenſowenig über den Geiſt. Nur ſo viel ſteht feſt, daß die Raumvorſtellung als allgemeine Anſchauungsform im Geiſt entſtanden iſt. Ob aber der Gegenſtand ſelbſt nicht gleichfalls räumliche Ausdehnung haben kann? das iſt aus Mißverſtändnis und mittels Trugſchlüſſen beſtritten worden. Ehe dafür die

---

Erſcheinung nur treten kann diejenige Wirkung, die zu den Vorbedingungen der Erſcheinung paßt. Der Intellekt iſt halbwegs wie ein Sieb, der aus der Außenwelt nur zur Erſcheinung oder Wahrnehmung bringen kann, was Zeit, Raum und Kauſalität hat. Die Erſcheinungen müſſen, wie Kant entdeckt hat, den Sinnes- und Verſtandesgeſetzen entſprechen, aber ſie bezeichnen die bekannten und erkennbaren Eigenſchaften der Dinge. Ich und Ding an ſich haben außer der Erſcheinung, außer der Reaktion aufeinander, überhaupt keine Qualität, ſondern nur Virtualität."

Beweiſe beigebracht werden, iſt aber erforderlich, daß man eine Vorſtellung unterſucht, über welche die Denker, Kant nicht ausgeſchloſſen, wegen der in der Mathematik brauchbaren Routine zu leicht hinweggegangen ſind*).

Begriff der Grenze.

Grenzen. Wo das eine aufhört und das andre beginnt, da gibt es eine Grenze. Aber die Grenze enthält nicht den minimſten Teil von dem einen oder andern. Z. B. die Grenze zwiſchen der Fenſterſcheibe und der ſie umgebenden Luft iſt weder von Glas noch von Luft. Wenn ich die Anſchauungsform des Raumes zur Dispoſition habe, ſo kann ich ſehr wohl, etwa durch den Widerſtand, den mir ein Körper leiſtet, die Vorſtellung einer Grenze in den Raum hineinverlegen, oder wenn ich in andrer Weiſe Qualitäten im Raume wahrnehme, die irgendwo aufhören oder anfangen. Aber wenn ich alle dieſe Erfahrungen nicht habe, von dem, was den Raum erfüllt, wie komme ich zu der Vorſtellung einer Grenze im Raum? — Ein unendliches, gleichartiges Kontinuum widerſpricht vollſtändig der Mög-

---

*) Vergleiche Helmholtz: Phyſiol. Optik 1867, Schluß des § 26, pag. 441 bis 456. — Anerkannt iſt von Helmholtz, daß die allgemeine Raumanſchauung eine urſprüngliche Form unſres Vorſtellens iſt — nicht aber ſpezielle Raumanſchauungen. Es hätte aber verdient hervorgehoben zu werden, daß die Prädisposition zur Raumanſchauung nicht, wie Kant vorausſetzt, auch Grenzen liefert. Grenzen ſind keine Räume:

1. Eine Fläche zwiſchen different *ausgefüllten* Räumen begreift abſolut nichts von der Ausfüllung, alſo auch nichts vom Raum in ſich. Kant irrte, wenn er in ſeinen Prolegomena (Ausgabe von B. Erdmann) Fläche einen Raum nannte.
2. Die Fläche, als Körpergrenze, iſt *beweglich*, nicht der Raum, der nicht hingelangen kann, wo er noch nicht geweſen, noch die Stelle, wo er ſich befindet, verlaſſen.
3. Zuſatz von Fläche mehrt den Raum nicht, was doch geſchehen müßte, wenn Fläche ein Raum wäre.
4. Flächen und Linien können ohne Ende als Abſtrakta von wachſenden Körpern zunehmen, den Raum aber nie teilen, d. h. ſie ſind nicht ohne Grenzen wie der Raum.

Kant hat alſo nicht unterſchieden zwiſchen den beiden Bedeutungen, in denen das Wort Raum gebraucht wird: einmal bedeutet es den körperloſen Raum, darin alles Anſchauliche verſetzt wird, — das andre Mal die vom Körper durch Abſonderung zu gewinnende leere Geſtalt. Der körperloſe Raum liefert weder Grenzen noch Richtungen, — er bekommt ſie erſt durch die (leeren) Körpergeſtalten.

Mathematik iſt von zwingender Kraft, nicht weil ſie gänzlich a priori, ſondern weil ſie mit vollſtändig überſichtlichen und einfachen, von Körpern in der Erfahrung abſtrahierten und idealiſierten Elementen konſtruierend, zu Ergebniſſen gelangt, die in ſtets wiederholbarer Erfahrung (Experiment) ſich richtig erweiſen.

Unterſchied zwiſchen dem unbegrenzten unbeweglichen Raum und den Körperräumen.

lichkeit der Grenze! denn die Grenze kann ſich nur finden, wo das Kontinuum aufhört, und das kann in der transſcendentalen Raumform nie geſchehen. Wir ſprechen wohl von aneinander ſtoßenden Räumen, aber dieſe möglicherweiſe ſtoßenden, im Raume beweglichen Räume ſind ganz etwas andres, als der allgemeine Raum. Es ſind Körper in abstracto! an denen von dem Körper nur die Geſtalt geblieben. Wollen wir dieſe Körperräume *Geſtalten* nennen und niemals mit dem eigentlichen unbeweglichen Raume verwechſeln, ſo werden wir uns von allen, den Raum betreffenden Antinomien, aus denen bewieſen werden ſollte, daß die Gegenſtände räumlich nicht real ſein könnten, leicht befreien. Da man den Raum niemals wegdenken kann (denn was ſoll bleiben, wo er nicht mehr iſt? bliebe da *nicht* Raum, ſo hätte er da *nie* ſein können, — bliebe aber dort Raum, ſo hat er ſich nicht fortbewegt), ſo kommt auch Bewegung nur den Geſtalten zu. Die Geſtalt iſt umgrenzt und umfaßt ein Raumerfüllendes, davon man abſehen kann. Sie iſt das Verhalten des Raumerfüllenden einzig und allein in räumlicher Beziehung. Sie iſt eine Abſtraktion, die ohne Reſt durch die räumlichen Beziehungen erſchöpft werden kann. Die Geſtalt eines Würfels z. B. läßt ſich nach allen ihren Qualitäten durch räumliche Beziehungen ergründen. Deshalb iſt die Mathematik a priori ſicher, wie Kant es lehrte. Der Raum iſt a priori dem Geiſte eingewachſen, und wenn ich von den Körpern die räumlichen Beziehungen allein übrig laſſe, durch Abſtraktion, ſo liefern ſie mir das Rohmaterial zu beliebigen Konſtruktionen im Raum. Inſoweit ſie nur räumlich erſcheinen, wohnt dieſen Konſtruktionen die aprioriſtiſche Sicherheit bei. Aber zu ihrer Bildung bedurfte es der Erfahrung. Obwohl daher die Raumlehre Sicherheit hat, wie a priori, ſo kann ſie doch nicht zu ſtande kommen ohne Grenzen. Grenzen ſind aber Abſtrakta aus der Erfahrung:

Der (unbewegliche) Raum iſt a priori, wie Kant mit Recht bewieſen.

1. weil ſie nicht Bedingung ſind der Raum- und Zeitvorſtellungen,
2. weil ſie hinweggedacht werden können,
3. weil ſie nur Verhältniſſe von Raumerfüllendem oder von Ereigniſſen bezeichnen.

In andern Worten: Nicht der Raum, ſondern Körper haben Grenzen, daher Raum und Ort verſchieden.

Die Zeit hat keine Grenzen, ſondern nur die Ereigniſſe, daher Zeit und Friſt verſchieden.

Anhang*).

3. Aug. 1883. — Die Gegenſtände der ſinnlichen Wahrnehmung für Dinge zu halten, die unabhängig von der Wahrnehmung vorhanden ſind und von ihnen zu glauben, daß ſie ſo beſchaffen ſind, wie wir ſie bei ſorgfältiger Prüfung wahrnehmen, iſt die natürliche, in der gewöhnlichen Erfahrung ſich allgemein aufdrängende Auffaſſung.

Dagegen hat das, nach den letzten Gründen ſpürende Nachdenken der Philoſophen ſchwerwiegende Bedenken aufgeſtellt, und über das Bemühen, mich mit ihnen auseinander zu ſetzen, iſt der Abend meines Lebens herangebrochen.

Ich glaube nicht zu vielen andern Ergebniſſen gekommen zu ſein, als diejenigen ſind, zu denen anerkannte Denker in unſrer Zeit gelangt ſind, unter denen ich lieber die großen Phyſiologen und Phyſiker, wie einen Helmholtz, einen Du Bois-Reymond nennen möchte, als die neukantiſchen Philoſophen, die mir der Wahrheit gleichfalls nahe gekommen ſcheinen. Aber die philoſophiſche Ausdrucksweiſe verleitet leichter zu gewiſſen Undeutlichkeiten und Irrungen.

Ein Verhältnis, deſſen Bedeutung eine nicht geringe ſein dürfte, habe ich dennoch in den Schriften der Zeitgenoſſen nicht ſo beſtimmt erfaßt geſehen, wie es mir ſelbſt entgegengetreten iſt, und das mir eigentlich den Weg aus dem Labyrinthe gewieſen hat.

Es iſt das Verhältnis der Grenzen in Raum und Zeit: So einfach die Abſtraktion von Körpern und von Begebenheiten einer gewiſſen Dauer zu der Vorſtellung von Grenzen führt, ſo wenig findet ſich in der bloßen Kategorie des Raumes und der Zeit, die für alle empiriſche Anſchauung von Räumen und Zeiten eine Vorbedingung iſt, irgend etwas von einer Grenze. Die Berührungsfläche zwiſchen Körpern enthält weder etwas von dem Raum, den dieſe Körper ausfüllen, noch leeren Raum zwiſchen ihnen, ſondern wird nur aus der empiriſchen Thatſache abſtrahiert, daß die Eigenſchaften oder Körper, die einen zirkumſkripten Raum einnehmen, aufhören — der Raum ſelbſt aber nicht. Mit der Zeit iſt es nicht anders. Gegenwart iſt eine Grenze zwiſchen Vergangenheit und Zukunft, die ſich durch die Ereigniſſe, durch den Zeitinhalt unterſcheiden.

---

*) Obiges Fragment fand ſich unter den Papieren meines Vaters.
Anm. d. Herausgeberin.

In der ganz leeren Zeit gibt es eine ſolche unterſcheidbare Grenze, eine Gegenwart nicht. Wenn die Mathematik mit Räumen, mit Zeiten und mit Einheiten (Zahlen), die aus abgegrenzten Teilen beſtehen, operiert, ſo hat ſie in die aprioriſtiſche Ausdehnung und Dauer ohne Grenzen, hineingetragen, was nur aus begrenzten Körpern und Begebenheiten, wie ſie in der Erfahrung gegeben ſind, abſtrahiert werden konnte. Sie iſt (alſo) nicht eine vollkommen a priori zu deduzierende und zu konſtruierende Wiſſenſchaft, ſondern eine ſolche, die mit Elementen, die aus der Erfahrung allein abſtrahiert werden können, die urſprünglichen Anſchauungskategorien in Verbindung bringt. Der Raum und die Zeit, allgemein, widerſprechen geradezu der Begrenzung und Orientierung, es ſind keine Objekte der Anſchauung, ſondern nur ideale Möglichkeiten, die an der Anſchauung erſt Realität erlangen.

6. Sept.*) — Einige Zeit haben mich wieder die Grundlagen der Kantiſchen Philoſophie beſchäftigt. Es ſteckt große Wahrheit, aber auch große Uebertreibung darin und es gelingt mir nicht, ganz damit fertig zu werden. Ich ahne, daß es außer der empiriſchen Realität, eine transſcendentale, nach Kant, eigentlich nicht gibt. In der transſcendentalen Welt gibt es nur leitende Ideen. Kant behauptet für Zeit und Raum empiriſche Realität „ob wir zwar die transſcendentale Idealität derſelben, d. i., daß er nichts ſei, annehmen“. . . . Iſt nun nicht alle Realität empiriſch und alle Idealität ohne Realität!? d. h. nichts! — Sollte es ſich aber nicht ſo verhalten können, daß wir, zeiträumliche Geſchöpfe, ebenſo wie die Weſen außer uns die zeiträumliche Grundlage intellektuell und materiell zu eigen haben? — Wäre Vorſtellen eine umgeſetzte Bebung oder Spannkraft in Hirnzellen, ſo iſt es notwendig wie jede Bewegung, auch zeiträumlich und zwar a priori. Das behindert vielleicht, daß es auch eine zeiträumliche Realität gibt, die transſcendental iſt und in der ſich der Widerſpruch zwiſchen der Unendlichkeit und der Endlichkeit, den freien Anfängen (erſten Urſachen, Willen) und der kontinuirlichen Kauſalität nicht findet, den die empiriſche Realität nicht beſeitigen kann. Der empiriſche Raum iſt unbeweglich, nicht elaſtiſch, d. h. zuſammenziehbar und ausdehnungsfähig. Die Materie, wenn ſie den Raum ganz einnehmen ſoll, behält keinen Raum zur Kompreſſion, zur Verdichtung; füllt ſie den Raum nicht, ſo füllt ſie wenigſtens kleinſte Räume mit Atomen, die ſelbſt nicht kompreſſibel,

Wir haben die zeiträumlichen Grundlagen intellektuell und materiell zu eigen.

Iſt leerer Raum möglich?

*) Aus den Perſonalia 1883 II.

aber einander näher treten könnten. Was iſt aber in den unerfüllten Zwiſchenräumen? Wäre es wieder Stoff, ſo hat er wieder Poren und ſchließlich ſo fort bis zu unerfüllten Poren. Aber der Raum ohne Stoff, der leere Raum, iſt er noch real, kann er wahrgenommen werden? Ich nehme lieber Teilchen von Materie an von veränderlichem Volumen.

Religion und phyſiologiſche Pſychologie (1884).

13. Febr. — Wer ehrlich und klar denkt, muß ſchließlich geſtehen, daß ein Gegenſatz beſteht zwiſchen Kauſalität und Willen. Geſchieht nichts ohne ganz aus- oder zureichende Gründe (Vorbedingungen), ſo gibt es keinen Willen; — Wille muß zu der Vorbedingung etwas hinzubringen, was er ſelbſt ſchaffen oder ausſchließen kann. — Indes: ein andres iſt ein Widerſpruch im Denken zwiſchen Gedanken, — oder ein Widerſpruch zwiſchen ſo heterogenen Funktionen, wie Denken und Fühlen. Niemand wundert ſich, daß gehandelt wird, ganz anders als gedacht. Das Denken gilt in Gedanken, — das Handeln in der Wirklichkeit. Der Wille iſt in derſelben Art von Gedanken zu unterſcheiden. Er begleitet das Handeln der Nervenweſen, — er gehört zur Realität. Der Idee nach ſollte er gar nicht ſein, und die ideale Welt oder abſtrakte Welt verſteht nur den Determinismus. Es kann nicht etwas frei und unfrei, in demſelben Akt und abſolut gedacht werden, — aber wohl unfrei gedacht und frei gefühlt werden; — hell und dunkel ſchließen ſich aus, aber nicht hell und rauh.

Ein andres iſt Widerſpruch zwiſchen Gedanken oder zwiſchen Gefühl und Denken.

Das Chriſtentum der Kirche konnte nicht anders in Hellas und Rom ſich feſtſetzen, als durch Niederwerfen der Kunſtwerke. Wenn jetzt die Wunder zu Pergamon, der Tempel in Olympia und die Meiſterwerke in Rom unverſehrt wieder erſtänden, wer ſteht dafür, daß ihnen nur die Begeiſterung der Künſtler, nicht auch die Anbetung und der Wunderglauben des Volks wieder zufallen würden? Als die hiſtoriſche Tradition aber ununterbrochen ihnen zur Seite ſtand, wie ſollte da der Neuſemitismus ihnen gegenüber ſich anders für ſicher halten, als durch Terror und Zerſtörung.

Chriſtentum und klaſſiſche Kunſt.

26. Febr. — Durchblättert man das neue, wohl ſauber und deutlich verfaßte Buch von Eduard Preſſenſé, „Die Urſprünge“,

„Die Urſprünge“ von Preſſenſé.

deutſche autoriſierte Ausgabe, ſo erſchrickt man über die Vielheit der Auseinanderſetzungen mit menſchlichen Anſichten, die ſich unbegrenzt vermehrt haben, und eben deshalb nie vollſtändig gegeben werden konnten. Es iſt kein Grund zu der Annahme, daß jetzt eine Grenze in dieſer Beziehung aufgefunden iſt. Der Verſuch, die einfachſten Grundwahrheiten zu ermitteln aus den haltbar verbliebenen Reſten der Syſteme und Anſichten der Philoſophen, — aus dem Gange dieſer Anſichten, — kann nie abſchließen und enthält in ſich ſelbſt keine Sicherheit zur Unterſcheidung zwiſchen Irrtum und Wahrheiten. Doch was am meiſten von dieſem Wege abſchreckt, iſt die Verwickelung. Soll aus der Erfahrung, der geiſtigen und ſinnlichen, erkannt werden, was exiſtiert, ſo muß es einen direkten Weg geben. Die Erfahrungen ſelbſt müſſen darauf führen, nicht die Anſichten über Erfahrungen, die zwar aus der Erfahrung gebildet ſind, aber möglicherweiſe gleich Traumgebilden, durch Verbindungen, die keine Gültigkeit für andre und keinen Beſtand für das Selbſt haben.

Aus der Vielheit der Anſichten läßt ſich die Wahrheit ſchwer ermitteln.

Leben Wrangels von v. Maltitz.

Glaubens- und Charakterfeſtigkeit.

26. April. — Aus der von Major v. Maltitz verfaßten Lebensbeſchreibung des Grafen Wrangel geht hervor, daß ſein ſteifer, kirchlicher Glaube in aller Einfachheit, ihm ein großer Halt geweſen. Hängt die Feſtigkeit des Charakters nicht zuſammen mit der Zuverſicht auf ein künftiges Leben? Die Türken ſind feſt. — Aber der Schiffbruch des Glaubens iſt nicht abzuwenden. Es muß die Evolution, als das Uebriggebliebene, alles erſetzen. — Der Menſch hat keine höhere Aufgabe, als die Menſchheit zu fördern, und die unendliche Zukunft der Menſchheit kann allein ihn richtig leiten. Die Vergangenheit kann lehren, die Zukunft aber ſoll leiten. Selbſt die Kenntniſſe von der Sternenwelt haben für den Menſchen nur menſchheitlichen Wert. Was Kopernikus und Newton erkannten, haben ſie für die Menſchheit erkannt und das gab ihnen die Weihe, — nicht irgend eine Art von Selbſtzweck kann das thun. Aber, ſo ſchwer es mag geworden ſein, ſich von der Vorſtellung los zu machen, daß ſich die Welt um die Erde dreht, ſo ſchwer wird es den transſcendenten und doch liebenden Gott zu erſetzen, durch die höhere Daſeinsform der Menſchheit, zu der wir alle nolens volens unſern Beitrag liefern, durch Gegnerſchaft oder Mithilfe, durch Aufreizung oder Zuſtimmung. Gut und Böſe unterſcheiden ſich eben durch nichts andres. Was in unbegrenzter Dauer der Menſchheit förderlich bleibt, das iſt gut.

Es bleibt ſchwer, den transſcendenten Gott zu erſetzen durch die höhere Daſeinsform der Menſchheit.

Dreierlei Zukunftsglaube:
1. Moſaiſcher.
2. Apokalyptiſcher.
3. Platoniſcher.

3. Mai. — Dreierlei war der Glaube über die Zukunft des menſchlichen Einzelweſens, — der Moſaiſche, der Apokalyptiſche, der Platoniſche. Moſaiſch kann die Ewigkeit nur dem Ewigen zukommen, —

daher nicht dem Menschen, der vor seiner Zeugung nicht war; nur sein Same und Name sind seine Zukunft, sein Lohn und seine Strafe. — Der apokalyptische Glaube, den der Koran recht exklusiv beibehalten, ist von der materiellen Auferstehung der Verstorbenen durchdrungen. — Der Platonische glaubt an eine abtrennbare Seele des menschlichen Leibes, die ewig gewesen und ewig bleiben wird.

Aus dem apokalyptischen und dem Platonischen Glauben bereitete die christliche Kirche eine Mischung, die den barbarisierten Völkern Europas einige Zeit behagt hat.

Aber in allen Schichten der Gesellschaft verspürt man, wie sie der ganzen Frage entwachsen ist. Nur wenige sind es, die sich noch ernstlich damit plagen, — gleichsam zurückbleibend in dem schon verlassenen Schauspielhause, die noch immer dem Zauberspiel, trotz seiner einförmigen Wiederholung, zuschauen.

Eines aber ist von der Erfahrung festgestellt. Auf Erden sind die Hirntiere zur Herrschaft berufen. In derselben Familie haben die Arten der Vorwelt kleineren Hirnraum. Im Durchschnitt haben auch die Verbrecher kleinere Gehirne, trotz der einzelnen Ausnahmen. Die Menschen, oder was ihre Stelle einnehmen wird nach Millionen von Jahren, werden größere Gehirne haben und besser denken, fühlen und handeln als jetzt. Nur soll man nicht meinen, von Sokrates bis Kant sei viel Zeit verflossen. Zu den Perioden der Geologie gehalten, ist es nur ein Augenblick; die Fortbildung des Gehirns läßt sich da noch nicht bemessen.

Zukunfts-Entwickelung der Hirnwesen.

16. Juli. — Für den Realisten ist die Weltordnung nicht eine vollendete, sondern ein jeder hat an seinem Teil sie weiterzubilden, wirkend und duldend. Die absolut vollendete Weltordnung, ebenso wie der absolute Weltordner, in Wirklichkeit genommen, machen alle Existenz unbegreiflich, besonders das Leiden. Nur als Aufgabe ist die Weltordnung und der Weltordner begreiflich und sympathisch; als absolute Realität ist es ein wesenloses und widersinniges Abstraktum.

27. Aug.*) — Die Weltordnung für Menschen ist die höchste Aufgabe des menschlichen Lebens, der menschheitliche Kosmos, so zu sagen..

Die Ordnung ist um so vollständiger, je weniger einförmig ihr Inhalt. Der einförmige Inhalt läßt die Bestandteile in Bezug auf ihre Zusammenordnung unterschiedslos. Die höchste Ordnung beherrscht

*) Diese erste Fassung der Weltordnung wird vom Verfasser als zu digressiv verworfen, doch habe ich alles beibehalten. Anm. d. Herausgeberin.

dagegen jeden kleinſten Beſtandteil und weiſet ihm ſeine ganz beſtimmte Stelle an. Die höchſte Verſchiedenheit und die größte Abhängigkeit zwiſchen dem Ganzen und jedem ſeiner Teile macht die höchſte Weltordnung, auch in Betreff der Menſchheit.

Wenn die Aufgabe richtig ſein ſoll, ſo muß aus der Geſchichte einleuchten, daß die Entwickelung in der That ihrer Löſung näher bringt.

Begriff der Ordnung.

30. Aug. — Um Unklarheit auszuſchließen, iſt zunächſt nötig, zu erklären, was Ordnung bedeutet. Sie bezeichnet die Verteilung eines zuſammengefaßten Mehrfachen, dem Raum oder der Zeit oder dem Range nach. Es kann vielerlei Ordnungen derſelben Gegenſtände geben. Was berechtigt da, die eine für vollkommener zu halten als die andre? Die Punkte in einer Fläche ſind z. B. nicht ſo vollkommen geordnet, wie in einem Kreiſe. In der Fläche können ſie ſehr verſchiedene Stellungen einnehmen, im Kreiſe dagegen iſt der Ort jedes Punktes beſtimmt und jeder Punkt bedingt wieder das Ganze. Unter den verſchiedenen Kurven würde ein Unterſchied zu machen ſein nach der Einförmigkeit. Der Punkt im Kreiſe mit dem einen Mittelpunkt und Radius, wäre unvollkommener geordnet als in der Ellipſe, wo die Brennpunkte, die verſchiedenen Axen u. ſ. w. hinzukommen. Die höhere Differenzierung und zugleich vollſtändigere Bedingtheit des Mehrfachen untereinander und im Verhältnis zum Ganzen macht die vollkommenere Ordnung. Die Formel heiße:

Es gibt vielerlei Ordnungen.

Fläche und Kreis.

Unſre Aufgabe iſt: die Ordnung unter den Menſchen zu vervollkommnen.

> Die Ordnung unter den Menſchen zu vervollkommnen, dafür leben und ſterben wir. Eine höhere Aufgabe hat weder der Einzelne noch die Geſellſchaft.

Zweite Faſſung der Weltordnung.

31. Aug. — Ordnung bezeichnet eine beſtimmte Art der Verteilung eines Mehrfachen, dem Raume oder der Zeit oder dem Range nach. Je vollſtändiger der Ort jedes Teils beſtimmt iſt, um ſo vollſtändiger die Ordnung; je unterſchiedener die Teile ſind, um ſo unerſetzlicher ſind ſie, um ſo weniger können ſie einander vertreten und ſind daher für das Ganze unentbehrlicher.

Dritte Faſſung der Weltordnung.

Je verſchiedener die Beſtandteile, je beſtimmter und notwendiger ihr Zuſammenhang, deſto vollkommener iſt ihre Ordnung. In dieſem Sinne haben die Menſchen für die vollkommene Ordnung zu einander und zu dem Ganzen der Menſchheit zu leben und zu ſterben. Eine höhere Aufgabe gibt es weder für den Einzelnen noch für die Menſchheit.

Thiaſologie wäre das richtig gebildete Wort für Sozialleh re, ſtatt der gebräuchlich gewordenen Soziologie. Thiaſos = Verein, oft durch

Weihen gebildeter Verein oder mit religiösen und philosophischen Zwecken, — aber auch geselliger Verein.

Coenologie — richtig statt Soziologie — handelt es sich aber um exklusive Gesellschaften, besonders mit Weihen und Geheimlehren, dann ist Thiasologie der richtige Kunstausdruck.

2. Sept. — Immer noch finde ich die rechte Form, meine vorstehenden Ansichten auszusprechen, *nicht*! Versuche ich es noch einmal, einfach und mit Vermeidung aller langweiligen Demonstrationen. Vierte Fassung der Weltordnung. Siehe 27., 30. und 31. August.

Ordnung der Menschen und für die Menschen, eine höhere Aufgabe gibt es weder für den Einzelnen, noch für die Menschheit. Man könnte diese Ordnung den menschlichen Kosmos nennen.

Diese Fassung des obersten Zweckes alles menschlichen Daseins ist *sozial*.

Andre Fassungen sind egoistisch und, soweit sie in Gegensatz treten zur Ordnung, falsch.

Da ist zunächst der Eudämonismus. Die Lust, im niederen Sinne, ist die Aufhebung eines Leides und ohne ihr Gegenteil nicht vorhanden; daher als oberstes ethisches Prinzip eine Nullität; auch ist die Menschheit darin nie vorwärts gekommen. Hat man ja nicht ohne Grund das Leben der Nomaden als das glücklichste gepriesen. Wird aber unter Lust auch die höhere Beseligung verstanden, die denjenigen ergreift, der seine Bestrebungen und Handlungen dem Dienste der höheren menschheitlichen Ordnung gewidmet hat, so ist ihr Begriff so sehr erweitert, daß sie das Ordnungsprinzip umfaßt. Der Gegensatz hört auf, aber das Lustprinzip ist nur beschränkt in Geltung. Die Lust an dem Finden der Wahrheit, an dem Erkennen der allgemeinen Legalität, an dem Ueben der allgemeinen Gerechtigkeit, an dem Fördern des allgemeinen Wohls ist eben nicht mehr egoistisch und wechselnd, — sondern sozial und dauernd. Zum Teil ist es die unendliche oder doch *dauerndere* Natur solcher Ziele in der Vorstellung, die in das vergängliche Leben des Einzelmenschen Ruhe und Wohlgefühl bringt. Eudämonismus. Kein Fortschreiten der Menschheit im Glücksgefühl.

Kants oberstes ethisches Prinzip: *Die Maxime Deines Handelns muß sich zur allgemeinen Gesetzgebung eignen*, — gefunden aus der Analyse der erfahrungsmäßigen Vorstellung von Gut und Böse — ist richtig, aber nur einseitig. Es ist die Bestrebung für die allgemeine Legalität niemals anders als gut, — aber nicht das *einzige* Gut. Es kann in verschiedenen Gesellschaften die Legalität eine strenge und vollständige sein, und dennoch ist die Ordnung Kants oberstes ethisches Prinzip ist richtig, aber einseitig.

der einen Geſellſchaft viel höher und daher vorzüglicher als die der andern. Immerhin iſt aber der Kantiſche Grundſatz aufrecht zu halten gegenüber den Einwendungen, z. B. wie ſie Herm. Lotze in den Grundzügen der praktiſchen Philoſophie (Vorleſungsdiktate) neuerdings ausgeſprochen hat. Iſt ja doch die dauerndere, höhere Ordnung unter Menſchen das hervor zu bringende Gut, ob mit oder ohne Genuß, ob mit oder ohne Erkenntnis ſeitens des Einzelnen. Lotze bemerkt: Dann müßte eine theoretiſche und nicht allgemein zuzumuthende Arbeit dem Entſchluß ſtets voran gehen; — aber der Entſchluß kann automatiſch zu ſtande kommen, wenn auch die Erkenntnis, auf welche Maxime er eigentlich ſich zurückführen läßt, Arbeit verlangt.

Der Kantiſche Grundſatz gegenüber Lotze.

Wenn ferner Lotze bemerkt, ſobald es auf das Reſultat des Handelns gar nicht ankommt, könnte man z. B. als allgemeine Maxime aufſtellen: Jedem das Seinige zu nehmen, — wenn auch Unordnung und Unglück die Folge wäre, — ſo wird Kant mißverſtanden. Zur allgemeinen Geſetzgebung eignet ſich in Kantiſchem Sinne nicht, was Unordnung und Unglück hervorbringt. Das war eine Vorausſetzung bei Kant, ohne welche von einem „ſich eignen“ gar keine Rede ſein konnte. Lotze hat aber freilich damit auf eine Lücke in der Kantſchen Ethik hingewieſen. Welches iſt die höhere, allgemein anzuſtrebende Menſchenordnung? Dieſer Frage kann man nicht ausweichen. Kant antwortet: Ein Reich der Zwecke, darin jedes Glied Oberhaupt und Unterthan zugleich, frei und Selbſtzweck iſt.

Die Lücke in Kants Ethik.

Herbart hat geltend gemacht, daß das ſittliche Prinzip zum Handeln unmittelbar klar und mit beſtimmtem Inhalt erfüllt ſein muß, nicht wie bei Kant, eine bloße Formel. — Dieſer Inhalt, geſtehe man zu, iſt notwendig, aber nicht notwendig iſt es, ihn aus philoſophiſchen Ideen abzuleiten. Er ergibt ſich aus der Erfahrung. Aus der Summe der Erfahrungen, die jeder einzelne hinter ſich hat, entſteht — unwillkürlich und unvermeidlich, gleich einem Traumbilde, — ein Selbſtideal, ein den Menſchen ſtets begleitendes Schattenbild*). Der Herbartſche Verſuch, den Inhalt dieſes Ideals aus der ganzen Anzahl möglicher Relationen zwiſchen verſchiedenen Willen zu erkennen, iſt ein Beſtreben, Erfahrung durch Spekulation zu erſetzen, das ſtets mißglückt, und für deſſen Gelingen auch die Notwendigkeit gar nicht zu erweiſen iſt. Was not thut, iſt, einen

Das der Erfahrung entlehnte Selbſtideal.

*) Dieſes Selbſtideal war nach Keyſerling die Grundlage des Gewiſſens, die Untreue gegen dasſelbe Urſache der Gewiſſensangſt.

Grundſatz zu gewinnen, zur Klaſſifizierung der verſchiedenen Selbſtideale, von denen die einen den Vorzug verdienen oder als höhere Stufen anzuſehen ſind.

Lotzes Einwendung gegen die Unabhängigkeit der Sittlichkeit des Handelns von dem Erfolge, iſt inſofern begründet, als es überall darauf ankommt, ob das Handeln für das menſchheitliche Leben zerſtörend oder erhaltend, erweiternd oder beſchränkend iſt. Dagegen iſt die Bedingtheit von dem egoiſtiſchen Erfolge nicht zuzugeſtehen. Der Kreuzestod Chriſti iſt egoiſtiſch eine Thorheit, — ſozial die höchſte Sittlichkeit, und in der allumfaſſenden Vorſtellung des Einzelmenſchen, vielleicht eben deshalb das höchſte Glück.

Kreuzestod Jeſu egoiſtiſch eine Thorheit, ſozial höchſte Sittlichkeit.

Da Lotze ſchließlich die egoiſtiſche Luſt mit Recht als ethiſches Prinzip verwirft, aber für die ſittliche Graduation des Luſtgefühls nur die Stimme des Gewiſſens anruft und wegen der verwickelten Verhältniſſe, in die das Handeln meiſt verſetzt, die Stimme des Gewiſſens in Konflikt mit ſich ſelbſt kommt, ſo fehlt eigentlich jeder ethiſche Grundſatz bei Lotze. Die Lebenserfahrung ſoll angeben, wie die größtmögliche Summe des Guten im menſchlichen Leben zu verwirklichen iſt! Indes gewinnt Lotze aus der Betrachtung der einfachen ſittlichen Ideale dennoch als oberſtes Prinzip der Sittlichkeit: das Wohlwollen — und verſteht darunter die Dispoſition, die Glückſeligkeit andrer zu erzeugen, — nicht die eigene.

Lotzes oberſtes Prinzip: das Wohlwollen.

Was Lotze über die Freiheit des Willens ſagt (drittes Kapitel), iſt ſehr leſenswert. Die Freiheit des Willens bedeutet, daß er nicht nur äußerlich unabhängig iſt, ſondern auch durch die früheren innerlichen Zuſtände nicht erzwungen, — auch daß er nicht bloß naturgemäß iſt, d. h. der inneren Natur des Subjekts gemäß, ſondern daß er durch die Beſchaffenheit des Subjekts nicht ſchon notwendig ſo und nicht anders iſt.

Lotzes Definition des freien Willens bemerkenswert.

Ein Wille, der frei iſt, äußerlich und innerlich, iſt nur ſich ſelbſt Urſache und daher nicht begreiflich; es iſt ein ſchöpferiſcher Akt. Er beweiſet, falls er im Nervenleben der Tiere und des Menſchen vorkommt, daß es in der Welt ein Etwas gibt, frei von den Denkgeſetzen; wie Kant es geſagt hat, einen intelligiblen Charakter, der in unbegreiflicher Weiſe wirkt.

20. Nov. — Durchgeleſen Freud und Leid des Menſchengeſchlechts von G. H. Schneider, Dr. phil. — um zu betrachten, wie ſich die Moral u. ſ. w. in den Köpfen darſtellt, die mit den modernen Spencer-Darwiniſtiſchen Ideen operieren. — Es kommt zu Vorſchriften der Geſchicklichkeit und Regeln der Klugheit, um ſich geſund zu erhalten

Freud und Leid von Schneider.

und gesunde Kinder zu haben und dergl. — zu Grundsätzen der Tugend kommt es nicht. Schließlich wird ein Versuch gemacht auch über die Bitterkeit des Todes zu beruhigen. Da findet sich nichts andres als die Fortsetzung in Same und Name, — also die althebräische Lehre, die als christliche, aus purer Heuchelei gepriesen wird. — Aber ob die Vortrefflichkeit meiner Nachkommen mich erfreut oder ihre Niederträchtigkeit mich betrübt, — der Tod macht allen Vorempfindungen und Nachempfindungen ein Ende. Die unbegrenzte Möglichkeit zu empfinden, was gewesen und was sein wird, muß der Sterbende nach allem, was sinnlich wahrgenommen und gedacht werden kann, *verlieren*, und es ist thöricht, ihn durch Anpreisung dessen, was er nicht behalten soll, ergötzen zu wollen. In der Erfahrungswelt heißt es, sich bescheiden. Das Leben kann nur entstehen und getragen werden unter der Voraussetzung, daß es zu Ende geht. Es ist wie ein Licht, das nicht leuchten kann, ohne zu verbrennen. Vergebens ist der Versuch, die Notwendigkeit und ihre Härte zu vertuschen. Was kann den auf dem Schlachtfelde zu Tode verwundeten Krieger trösten? Ob aus seinem Leibe Würmer entstehen oder Engel, das kann ihm die Aussicht für eine Zeit, da er nicht mehr sein wird, weder verderben, noch verschönern. Im festen Bewußtsein, *seine Pflicht gethan zu haben und zu thun*, bis das Auge gebrochen, — was auch die Folgen, — darin wird er mehr finden als in den Vorspiegelungen des späteren Lebens dieser Welt. Wenn aber dieses Verhalten des sterbenden Kriegers Thatsache ist, so ist es auch nicht recht aus dem Leben *dieser* Welt zu begreifen. Es ist eine Thatsache, die auf die Notwendigkeit hinweiset, die menschlichen erhabenen Gefühle entweder gar nicht zu erklären, oder sie durch eine unbegreifliche Welt der Ideen zu erklären. Das Pflichtgefühl fordert Freiheit, — das Liebesgefühl fordert zur Einigung der ganzen Welt *Einen Gott*; — der Verstand weiset die Unmöglichkeit auf, dergleichen in der Erfahrung zu denken. So bleibt nur übrig eine Ideenwelt, eine intelligible Welt nach Kant, — *anzuerkennen*, die nicht *zu erkennen* ist. Als Idee ist die individuelle Fortdauer gleichfalls gefühlsmäßig. Materiell ausgedrückt: Das Nervensystem hat seine besonderen Fasern nicht nur für Bewegung und Empfindung, sondern auch für den Verstand, die zwar alle im psychischen Zentrum zusammenkommen und sich beeinflussen, aber so wenig aus der bloßen Bewegungsfaser eine Empfindung direkt bewirkt wird, ebensowenig kann das Gefühl einen Vorgang der Verständnisfasern direkt vollbringen und umgekehrt. *Pflicht, Fortleben nach dem Tode des Individuums, Gott* sind

Das Leben ohne Tod undenkbar.

Der sterbende Soldat findet nur Trost im Bewußtsein, seine Pflicht gethan zu haben.

Diese Thatsache ist nicht aus dem Leben dieser Welt erklärbar.

Verschiedenheit der Nervenfasern für Gefühl und Verstand.

Pflicht, Unsterblichkeit, Gott sind Gefühls-

Gefühlsideen, die auf die Verſtandesfaſern direkt nicht einwirken können. Der Verſtand kann ſolchen Ideen keine Wahrheit zuſchreiben, aber ihre Wirkſamkeit auf das Gefühl und vermittels desſelben auf die Wirklichkeit bleibt*).

Ideen, die nicht auf die Verſtandesfaſern einwirken — aber auf die Wirklichkeit.

Philoſophie und phyſiologiſche Pſychologie (1885).

17. Jan. — Kants Definitionen ſind mir immer nützliche Pfadfinder! Selbſtliebe, ſo ſagt er, iſt Wohlwollen, — Arroganz — Wohlgefallen am Selbſt, zumal in der Uebertreibung. Ich finde, daß in dieſem Sinne Arroganz auf eine kaum glaubliche Weiſe die Zuleitungen von Erkenntniſſen behindert. Die betreffenden Kanäle werden ſo enge, daß die drei Sätze eines logiſchen Schluſſes nicht mehr in ununterbrochener Folge durchgehen können. Die Logik kann nicht Abhilfe ſchaffen und die Arroganz wird durch den Anblick ihrer Abſurdität gereizter und weniger nachgiebig. Die Sittlichkeit wäre das Gegenmittel gegen die Arroganz. Aber die iſt nicht gut anzudemonſtrieren. Das Wohlgefallen am Selbſt muß vielleicht eingeſchläfert werden und die Zuleitung unterdeſſen ſchnell ausgenutzt werden. Die Wahrheit zu erkennen, muß als Pflicht angeſehen werden, wenn ſie auch der Arroganz, wie alle Pflicht, unangenehm, ſchmerzlich ſein muß.

Kants Definitionen.

Arroganz hindert die Erkenntnis.

Kant hat in der kritiſchen Beleuchtung der Analytik der reinen Vernunft über die Schwierigkeiten, den Willen frei zu glauben, das Tiefſinnigſte geſchrieben, was je von Philoſophen darüber geſagt worden iſt. Aber in dem Abſchnitt von den Triebfedern der praktiſchen Vernunft bekennt er: „Denn wie ein Geſetz für ſich ein unmittelbarer Beſtimmungsgrund des Willens ſein könne, das iſt ein für die menſchliche Vernunft unauflösliches Problem und mit dem einerlei, wie ein freier Wille möglich ſei.“ Was die Vorgänge im Gemüte ſein würden, wenn es einen freien Willen gibt, kann aber unterſucht werden. — So viel Motive den Willen auch verlocken, ſie können keine Naturnotwendigkeit für ihn abgeben. Es iſt alſo in der Vergangenheit die Macht der Gründe niemals zureichend für den

Der freie Wille nach Kants Kritik der reinen Vernunft.

Keyſerlings Definition des freien Willens.

*) Siehe Vorrede.

Willensentſchluß. Zu allen erſinnlichen Motiven muß ein Moment hinzukommen, um den Willensentſchluß zu vollenden. Dieſes Hinzukommende iſt der Wille, oder Willensentſchluß ſelbſt, den nichts der Zeit nach Vorhergehendes zwingen kann, ein Kernchen Freiheit inmitten der Naturnotwendigkeit.

Seelentheorie.

11. Juli. — Descartes ging vom Denken aus. Aber das Denken iſt nicht ſo einfach zu erklären und zu erzeugen. Es iſt die Krone der Schöpfung, nicht die Grundlage. Die moderne realiſtiſche Schule muß ausgehen von der für die eigenen Bewegungen empfindlichen Subſtanz. In ſolchen Ganglienkörnchen, denen mehr zugeleitet wird an Energie, als fortgeleitet wird, entſteht und erhält ſich ein molekulares Beben, und das iſt als das materielle Korrelat der Empfindung hypothetiſch anzunehmen. In Hirntieren ſtockt die Bewegung in der Hirnmaſſe ganz anders, als in den Ganglien des Bauchmarks und des Schlundnervenringes der Inſekten. Die Empfindung fließt bei den Inſekten durch die Leitungen weiter, ohne ſich viel zu ſammeln. Stehende Wellen, aus denen ein zentraler Wellenberg oder höchſter Wellenkegel reſultiert, beeinflußt von der Geſamtheit der Wellen und auf deren Gleichgewicht ſeinerſeits einwirkend, das wäre das paſſende Gleichnis. Wie aber die Fähigkeit in der Nervenſubſtanz ſich bilden kann, nicht nur fremde Bewegungen, ſondern die eigenen Regungen wahrzunehmen? Wie ein Etwas entſteht, dem die Bewegungen zu Empfindungen werden? Das iſt das unauflösliche, von Du Bois-Reymond betonte Problem.

Die moderne Schule muß das Denken erſt erklären.

Sammlung der Bewegung im Gehirn der höheren Tiere.

Immer wieder das Du Bois-Reymondſche Problem.

---

11. Aug. — Zu welcher Tageszeit neige ich beſonders zum Philoſophieren? Wenn die Müdigkeit von den Wahrnehmungen und Geſchäften gekommen; vor dem Schlaf ſammelt man ſich zum Gebet, und ebenſo ſchweifen die Gedanken herum in Gebieten der Abſtraktion vor dem Einſchlafen. Iſt das aber nicht ein Zeichen, daß das Quälen mit durchaus unlöslichen Problemen, auf Gebieten, wo es nur leere Begriffe, ohne mögliche Erſcheinungen gibt, einen relativen Schwächezuſtand andeutet? Iſt das Philoſophieren über gewiſſe Fragen nicht eine Drehkrankheit? Das Experimentieren iſt viel umſtändlicher, und erfordert viel größere Umſicht als das einſeitige und unthätige Spekulieren.

Abendgedanken.

22. Aug. — Kant: „Glückſeligkeitszuſtand eines vernünftigen Weſens, dem alles nach Wunſch und Willen geht.“

Unterſuchung des Glücks.

Dieſes angenommen, gehört vorab zur Glückſeligkeit Wunſch und Wille. Der Apathiſche kann nicht glückſelig ſein. Je heftiger Wunſch und Wille, um ſo mehr kann man glückſelig ſein; — aber kann man es bleiben? Da ſteht es verſchiedentlich um die Begierden. Auf Hunger folgt Sättigung und Widerwille gegen Speiſe. Das Verlangen nach dem andern Geſchlecht fällt weg, ſobald es Erfüllung gefunden. Vielleicht gibt es nur eine Art Begierde, die wahrhaft und anhaltend glücklich machen kann, — die Wißbegierde! Wohl gibt es Perſonen, die da denken, — ob auch getäuſcht und belogen, wenn ich nur beglückt bin! Betrügt mich, aber macht mich glücklich, rufen ſie ihren Freunden zu. Aber andre, über die der Geiſt der Wahrhaftigkeit gekommen, können es ihnen nicht nachthun. Was Wahrhaftigkeit iſt, nicht das zu wiſſen, aber fort und fort zu erfahren, iſt das einzige Glück, deſſen ſie fähig ſind. Der Reſt, ſo herrlich und ſchön es auch ſei, thut es nicht. Liebe und Ehre und Reichtum machen einen geringeren Eindruck auf ſolche Perſonen. Dieſe behindern nicht auf lange, daß ſie ſich gelangweilt fühlen. Langeweile iſt aber ein Unglück, das zum Schlechten zwingt. — Automatiſche Beſchäftigung, die man gewohnt iſt als nützlich anzuſehen, wirkt wohl auch gut gegen die Langeweile. Den Eltern muß man raten: gebt euren Kindern nicht die Zeit ſich zu langweilen, und ſie werden glücklich ſein, und nicht auf ſchlechte Gedanken verfallen.

Was bringt die dramatiſche Kombination im Traum hervor?

19. Sept. — Ein ſeltſamer Traum, darin mir ein, Marie geheißenes Kind, im Stadtgetriebe verloren geht, mit lange ſich fortſpinnenden Bemühungen es wieder zu finden, veranlaßt mich darüber nachzudenken, wie die dramatiſche, ergreifend kombinierte Ordnung, die der Traum vorſpiegelt, zu ſtande kommen kann? So viel mag angenommen werden, daß in den Kernen der Hirnganglien ſich Anordnungen oder Spannkräfte vorfinden, die äußere Gegenſtände und Vorgänge dem Ich-Kern darſtellen, ſobald ſie zu dem Ich-Kern gelangen, — keine andern Elemente können im Traume vorkommen, als ſolche, die früher in die Ganglienkerne unter Vermittelung des Ich-Kerns geraten ſind; — dieſe in den Ganglien ſteckenden Elemente werden, wenn die Leitungen frei ſind, wie im Schlaf, wo keine friſchen kräftigeren Eindrücke ſie beſetzt halten, ſich zu dem Ich-Kern hindrängen; — die kräftigeren werden die ſchwächeren verdrängen; — aber eine Abfolge der Elemente, ſo daß aus den vorhergehenden die folgenden zu entſtehen oder ſich ihnen anzupaſſen ſcheinen, folgt nicht aus der bloßen Ueberlegenheit an Energie eines Elements über das andre. Man könnte ſich vorſtellen, daß der Eintritt eines Elements

in den Ich-Kern die Zuleitung eines andern Elements ermöglicht; nicht die Energie im Ganglienkern, ſondern die auswählende Anziehung des Ich-Kerns würde entſcheiden, in welcher Folge die Elemente ins Bewußtſein, in den Ich-Kern treten. Von dem Willen unabhängige Geſetze der Aſſociation und kauſalen Kombination würden dann die Abfolge der Traumerſcheinungen im Ich-Kern beſtimmen. Der Ich-Kern hätte etwa eine gewiſſermaßen kaleidoſkopiſche Struktur, infolgedeſſen die Elemente dramatiſch geordnet werden; — oder nur die in das Drama paſſenden Elemente werden in den Ich-Kern aus den Ganglienkernen hineingezogen, — oder von den unabſehbar zahlreichen, möglichen Kombinationen der in den Ganglienkernen ſteckenden Elemente erfüllen nur diejenigen, die in einer gewiſſen Ordnung ſich befinden und ſich folgen, die Bedingungen, um Zugang zu finden zum Ich-Kern oder zum Bewußtſein. Da ſind drei verſchiedene Hypotheſen ausgeſprochen. 1. Die Elemente aus den Ganglienkernen ſtürzen ſich mit Gewalt an die Thore des Ichs, — und werden an den Thoren geordnet und die unbrauchbaren vernichtet; 2. die Elemente aus den Ganglienkernen treffen in allen möglichen Kombinationen ohne Ordnung zwar aufeinander, aber weiter hin zu den Thoren des Ichs werden nur die in gewiſſer Ordnung verſetzten Elemente geleitet; 3. das in das Ich erſt gelangende Ganglienelement bewirkt in dem Ich, daß ein beſonders geartetes andres Ganglienelement angezogen wird. — Nur bei der dritten Hypotheſe iſt das tumultuariſche, unterſchiedsloſe Andrängen der in den Ganglien ſteckenden Bilder (wie auf einer phonographiſchen Platte, aus der eine vor Jahren gehaltene Rede wieder reproduziert werden kann) vermieden. Sie verdient entſchieden den Vorzug. Wunderbar und überraſchend bleibt aber die unbewußt aſſociierende oder, allgemeiner geſagt, verknüpfende Abänderung des Ichs. Jedes eintretende Bild erwirkt in ihm, daß von den unzähligen andern Bildern nur ein beſonderes folgen kann! —

Drei Hypotheſen.

Ueberſterbliche Fortdauer des Individuums.

1. Okt. — Nicht die Philoſophie hat das Problem von der überſterblichen Fortdauer des Individuums gelöſt, aber wohl die Naturforſchung durch das Eindringen in die Geheimniſſe der Zeugung. Die Frage nach dem überſterblichen Leben wäre nicht entſtanden, wenn die Menſchen nicht geſtorben wären. Sie ſterben aber nicht, ſo lange die leibliche Fortgeſtaltung nach ihrem individuellen Weſen ununterbrochen weiter geht. Teile vom Menſchenleibe gehen verloren, ſämtliche Beſtandteile des Kindes ſind vermöge des Stoffwechſels lange aus dem Leibe des Greiſes verſchwunden, — aber derſelbe Menſch blieb; —

d. h. das Geſtaltungsgeſetz, das mit dem Kinde zur Welt kam, hat nicht aufgehört, eine fortlaufende Reihe darzuſtellen.

. . . Das Gehirn und Rückenmark mit allen ſeinen Leiſtungen iſt das Geiſtesorgan. Ein denkendes Weſen aus Platinafäden z. B. kann kein denkender Naturforſcher für möglich halten. . . .

1. Nov. — Intereſſant ſind die hypnotiſchen Experimente in Leipzig. . . . Die Krampfzuſtände ſind bewirkt durch vorangehende Vorſtellungen und ſind von längerer Fortdauer als dieſe Vorſtellungen. Daß Vorſtellungen phyſiſche Spuren hinterlaſſen, die gelegentlich wieder zu Vorſtellungen werden und führen, iſt wohl nichts Neues, aber nicht zu oft und zu deutlich zu wiederholen. Ich glaube, man könnte damit einen guten Teil „unbewußten Weſens“ der Seele verabſchieden. Das Unbewußte.

Rückblick.

31. Dez. — Philoſophiſch habe ich mich ſehr beſtärkt in der Anſicht, die Kant widerlegt zu haben glaubte. Ich bin von der Konformität der Dinge an ſich mit ihrer Erſcheinung mehr überzeugt. Die Freiheit verlege ich nicht in eine ſogenannte intelligible Welt, ſondern in die Gegenwart, die zeitlos, als Grenze zwiſchen jetzt und einſt, aufzufaſſen iſt. Bei allen moraliſchen Handlungen iſt in der Vergangenheit die Urſachreihe nicht ganz zureichend. Hinzu muß die ſimultane Zuſtimmung kommen und die iſt alle Zeit frei, — da ſie gar nicht eine Zeit, ſondern eine Grenze iſt. Sie hört aber auf frei zu ſein, ſobald es geſchehen, ſobald die Gegenwart von der Vergangenheit aufgeſogen iſt. . . . 31. Dezember.

Gedanken über Leiden und Sterben.

1882—1884.

Mir hat die pathetiſche Rede, in dem Plutus des Ariſtophanes, mit der die Armut von den Menſchen Abſchied nimmt, ſeiner Zeit Eindruck gemacht. Sollte aber der Tod ſich auf einige Jahrzehnte von den Menſchen verabſchieden, mit weit ſchmerzlicheren Empfindungen müßten die Weiſen unter uns die Abſchiedsſtunde ausfüllen. So hart und ungerecht mir der Tod in der einzelnen Erſcheinung vorkommt, ſo wohlthätig und verſöhnend gilt er mir als Inſtitution. Ein Sold der Sünde, ſo heißt es, und iſt doch der Lohn auch des ſchönſten und reichſten Erdenlebens!

Eine ſolche Betrachtung beweiſt mir, daß für das irdiſche Zuſammenleben der Menſchen ſowie aller Organismen der natürliche Tod eine Wohlthat iſt. Was für den Einzelnen grauſam und ungerecht, iſt für die Vielheit oder Gemeinſchaft eine Notwendigkeit. Das Begreifen, das Empfinden dieſes Nutzens für die Gemeinſchaft, erhebt dann den Menſchen über die niederen Geſchöpfe. Ein jeder kann ſterben in Liebe und aus Liebe für die unendliche Fortſetzung und Gemeinſchaft der Menſchen.

Der Tod, wenn er unter entſetzlichen Leiden Monate hindurch erwartet wird, iſt ein qualifizierter. In einer vernünftigen Weltordnung würde er abgeſchafft ſein, gleich den qualifizierten Todesſtrafen in unſern Kriminalgeſetzen. Aber es iſt eben die Weltordnung nicht fertig für den Realiſten, und ein jeder hat die Freude und das Leid, ſo viel an ihm iſt, an der Vervollkommnung zu wirken und zu dulden.

Der Sterbende wird von einer nie für ihn dageweſenen Empfindung ergriffen, — das geiſtige Bewußtſein hört plötzlich auf. Es iſt kein Entſchlummern, kein Uebergang in ein Traumleben, ſondern die Wirklichkeit in ihrem tiefſten Ernſt. Ein nie Empfundenes ergreift den Menſchen, er weiß, die Stunde iſt gekommen.

Die Verſtandeskräfte nehmen ab, das Gedächtnis wird lückenhaft, bei langem Krankſein, — nur die Liebe verläßt den Menſchen nicht.

Die verwickelten religiöſen und philoſophiſchen Vorſtellungen ſind ein Luxus, den ſich der Geſunde erlauben kann. Von dem Kranken fallen ſie ab und ſcheinen ihm gleichgültig.

Aufzeichnungen aus den Jahren 1884—1886 mit einzelnen Zuſätzen aus Briefen.

Mit dem Tode, im Einzelfall, ſich auszuſöhnen, iſt nun einmal dem Menſchen unmöglich, ſo ſehr der Tod mir auch als Inſtitution notwendig erſcheint und das Leben ohne ihn unerträglich. —

9. Juni. — Hypnotiſierende Kultushandlungen, wie ſie die katholiſchen Kirchen anwenden, erzeugen oft überſchwengliche Empfindungen. Wahnglückſeligkeit! — aber ſie verſchönert das Leben! Ideale übrigens ſind kein bloßer Wahn. Willensfreiheit iſt für den Verſtand, der ſie nicht begreift, ein Ideal, und dennoch für die Empfindung ſehr real. Geſteht man dieſes eine Ideal zu, ſo haben auch der ideale Gott, die ideale Unſterblichkeit Anſpruch, auf ihre praktiſche Bedeutung geprüft zu werden. Treibt man es weiter, — zu der durch äußerliche Kultushandlungen zu erlangenden Seligkeit, kann man wohl verſucht ſein mit dem ſterbenden Talbot Schillers auszurufen: Unſinn, du ſiegſt! —

Vor einem Jahre ſtarb die ausgezeichnete Gräfin Liſe L. in Samara, wo ſie ſich ganz in den Schoß der (griechiſch-katholiſchen) Kirche geflüchtet hatte, am Bruſtkrebs. Noch nach dem Todeskampf, der viele Wochen ihrem wirklichen Tode voranging, ſchrieb ſie nicht nur über ihre leiblichen entſetzlichen Plagen, ſondern auch über das Entſetzen vor dem Tode, den ſie nie als einen Ruhebringer oder als Uebergang zu einem glückſeligen Leben ſich vorſtellen konnte. Da war das Temperament ſtärker, als die übrigens ja auch von hölliſchen Schreckbildern begleiteten Dogmen der Kirche.

---

11. Okt. — Die Kirche bietet Tröſtungen gegen die Schreckniſſe der Hölle, die ſie erfunden und die ſie verbreitet hat, — den Qualen der Wirklichkeit gegenüber iſt ſie ohnmächtig. Von ihren Tröſtungen wird geſprochen in hergebrachter Uebertreibung, von ihren Schreckniſſen, dieſer Zuthat zu den menſchlichen Leiden, wird geſchwiegen. Nur die Liebe zu der Ordnung der Menſchen, die das Leben auf Erden fortſetzen, zu einer Ordnung, für die wir ſelbſt

thätig eingetreten ſind, — eine Liebe, die ſich immer aufrichtiger und umfaſſender entfaltet, — die Liebe zu Mann und Weib, — zu Kind und Volk, — die übertragen wird auf ideale Göttlichkeit, wie auf den Sammelpunkt, — dieſe Liebe kann begleiten bis in die Torturen des Sterbens und kann lindern.

Aber noch haben die Menſchen kein Vertrauen zur Wahrheit in Bezug auf ihre Glückſeligkeit. Immer denken ſie, es iſt der Wahn, der beglückt, und würde ſich die Wahrheit nicht bei allen mechaniſchen Verrichtungen als die nützlichere Magd erweiſen, man würde ihr vollends den Rücken wenden und dem Morphiumrauſch anheimfallen. Ich aber weiß, die Wahrheit wird beſtehen und wachſen, und ihre ernſten Diener brauchen kein andres perſönliches Mittel.

26. Nov. — Wozu, wozu ſolche Leiden? ſeufzen die Menſchen wie Hiob ſchon vor Jahrtauſenden, und finden die Antwort nicht, wenn ſie einen moraliſchen Schöpfer an den Anfang der Zeiten hindenken. Eher geht es, wenn man ihn, als die zu realiſierende Idee, an das Ende der Zeiten verſetzt. Aber eigentlich iſt er eine Idee in der, von aller Zeit unabhängigen intelligiblen Welt Kants, — anzuerkennen, aber nicht zu erkennen, wie das ſchon der Reſignation eines Hiob zu Grunde liegt. Fatalismus ſtärkt den Charakter, weil man dem Unvermeidlichen gegenüber keine Verſuchung empfinden kann, den Ort zu wechſeln oder die Umſtände zu ändern; von dorther kommt Ruhe ins Gemüt.

Man muß oft ſtille halten, wie ein Soldat auf der Wache, mit zerſchlagener Seele, — da man gar nicht helfen kann.

---

13. Dez. — Die quäleriſchen Todesſtrafen werden nach Maßgabe der Ziviliſation unter den Völkern abgeſchafft, aber die Natur iſt eine barbariſche Macht; viel hat ihr der Menſch abgerungen, mit ihren eigenen Kräften, gegen ihren Verlauf. Doch von Sittlichkeit iſt ſie, ohne das Eingreifen des Menſchen, nicht beeinflußt. Ihr Urheber läßt ſich auffaſſen als der Jehova des Alten Teſtaments „mit den furchtbaren Vorſtellungen der Macht und des Racheeifers“ (Kant); nicht als der liebende Vater der Chriſten, oder „als der gerechte Spender der Glückſeligkeit, nach Maßgabe der Sittlichkeit“ (Kant).

Die Sittlichkeit kommt zu ſtande aus der Natur, da der Menſch mit allen ſeinen Kräften zur Natur im weiteren Sinne gehört; aber aus der Sittlichkeit die Natur abzuleiten, iſt eine falſche Umkehrung.

So hat denn auch die Theoſophie mit Recht ein Auskunftsmittel angewandt, nämlich die Vorſtellung einer erſt vollkommenen, dann aber von einem abgefallenen Geiſte verdorbenen Schöpfung. Die Welt iſt zu verderbt, um einem vollkommenen Urheber zugeſchrieben zu werden. — Dennoch iſt es konſequenter, ſie als den ungeſchaffenen, ewigen Urgrund anzuerkennen, aus dem ſich das Beſſere, Vollkommenere, in unbegrenzter Zukunft herausarbeitet. —

Der Tod iſt uns allen gleichmäßig beſchieden, aber ungleichmäßig ſind die Torturen dazu. . . . . Unbarmherzige Notwendigkeit herrſcht in der phyſiſchen Welt und ich kann nicht anders, als ſie für ganz abgetrennt von der ſittlichen Welt anſehen. Ihre letzten Ziele, denen die phyſiſche Welt näher kommt, ohne je ſie zu erreichen, mögen zuſammenſtimmen mit der moraliſchen Welt. Ihre Ausgangspunkte ſind aber ganz ohne Moral, und ihr Weg iſt Unendlichkeit. In der idealen Welt und in der Losſagung von jenem Egoismus, der ſich ſelbſt für die Hauptſache oder für die einzig intereſſante Sache in der Welt hält, mag der Einzelne Troſt ſuchen und finden; nicht aber in der Irrlehre, daß es kein Uebel gibt.

---

12. Febr. 1885*). Die Qualen ertragen, denen man nicht abhelfen kann, anders kann man ja nicht. Aber ſie hat es gethan, ohne Murren, in Demut gegen Gott und in Liebe und in Freundlichkeit gegen die Menſchen, immer geläuterter, bis zum letzten Atemzuge, möchte man ſagen, — und das iſt ſchön geweſen. Es bleibt wahr am Sterbebett, was Paulus geſagt hat: Die Liebe verfällt nimmer, . . . wenn auch Erkennen vergehen wird.

Für den aber, der zuſchaut und aus ganzer Seele lindern möchte und helfen, ſteht es anders. Seine Reſignation, gegenüber Leiden, die er körperlich nicht fühlen kann, hat keine Schmerzen des Leibes zu überwinden; ſie wäre eine mißverſtändliche, vielleicht in der That eine Erſtarrung, die nicht zu billigen iſt. Wenn er gar ſich anſchickte, wie die vermeintlichen Freunde Hiobs, mit Vermahnungen in den Leidenden zu dringen, mit dem Verſuch, ihm die Liebe Gottes und Gerechtigkeit aus ſeinen Qualen zu demonſtrieren, — wohl verdiente Strafen in den Leiden nachweiſen zu wollen, — dann höhnte er die Unglücklichen. Helfen, in möglichſt voller Beſonnenheit, und wenn es aus iſt, ſeine Ohnmacht, ſeine Unwiſſenheit bekennen, mit unerſchütterlichem Vertrauen zu dem Ewigen, der es zum

*) Gräfin Zénéide Keyſerling ſtarb in Raikül den 11. Febr. 1885.

Beſſeren führt, auf Wegen, die nicht zu erkennen ſind, — das iſt das Einzige, glaube ich, was dem Menſchen zu thun übrig bleibt, der zuſchauen muß, wie derjenige, der ihm in Liebe verbunden iſt, gefoltert wird bis in den Tod.

13. Okt. 1885. — Meine Tochter teilt mir mit, daß die Baroneſſe Editha von Rhaden*) den 9. d. M. geſtorben, — den 12., geſtern in Peterhof beigeſetzt worden iſt. Anders iſt es, den Tod der Lieben zu erwarten, anders ihn zu wiſſen. Den Menſchen wird man nie wiederſehen, wie es auch mit ſeiner Seele wird. Des Menſchen Leben ohne Tod wäre unerträglich, das habe ich mir oft geſagt; aber das Leid der Lebenden iſt deshalb nicht geringer. Mit Ergebung zu tragen, und, ſo viel man vermag, die Weihe des Schönen um das Grab und das Andenken der Geliebten zu verbreiten, das iſt bei ihrem Tod der zu empfehlende Grundſatz; — die Troſtgründe kämpfen mit Vorausſetzungen, die kein Vernünftiger mehr feſthält, wenn ſie ſagen: der Verſtorbene leidet nicht mehr, — oder überſchreiten den verſtändigen Sinn, wenn es heißt: gönnt ihm die Ruhe, — ebenſo als wenn man vermahnte, den Mond in ſeiner Bahn nicht zu ſtören, — oder endlich, ſie dienen der Unwahrheit, wenn verſichert wird: auf Wiederſehen. — Was ein Wiederfinden ſein ſoll in einem Daſein ohne Nervenſubſtanz, verſteht kein Menſch, aber ſo viel wiſſen wir, daß nur bildlich von einem Sehen dann geſprochen wird. Vereint werden wir ſein in dem gleichen und ſchließlich nicht nur unvermeidlichen, ſondern auch für das Leben der Menſchen als unerſetzliches Gut zu erſehnenden Ende aller irdiſchen Freuden und Leiden, aber dieſe Gleichheit nach dem Tode ein Sehen, ein Fühlen zu nennen, iſt nur ein Gleichnis. Der Troſt iſt und bleibt hohl — nur Poeſie mit Ergebung iſt Halt, denn auch die Religion, ſoweit ſie kein Aberglaube, iſt dichteriſche Erhebung und nicht Erkenntnis.

Editha Rhaden hat mit der Geduld eines Engels ſtill gelitten und keine ſchmerzſtillenden Mittel gewollt, um klaren Geiſtes zu ſterben.

Die ewige Ruhe ſteht uns allen bevor, zu einer Zeit, die wir im voraus als die rechte nicht erkennen, die aber doch die rechte ſein dürfte. Bis dahin iſt das Gefühl, hier auf Erden zu vereinſamen, ſchwer. . . . Man ſoll aber der ungewiſſen Zukunft entgegengehen, mit Vertrauen auf Gott, . . . und mit ſehr wehmütigen, aber doch vom Lichte der Ewigkeit verklärten Erinnerungen.

*) Hofdame und langjährige Mitarbeiterin der Großfürſtin Helene.

Philoſophie und Religion (1886).

9. Mai. — Gute Syſtematik fordert die Klarheit auch der allgemeinen Weltanſchauung. Ohne ſtrenge Terminologie iſt ſcharfe Syſtematik nicht zu begründen. Organiſch, Organismus, was iſt nicht alles mit dieſem Ausdruck bedacht worden! Daher wäre es klarer von Generationsweſen, ſtatt von organiſchen Weſen zu reden; — d. h. Weſen, die von früheren Generationen ähnlicher Weſen ſtammen und anders gar nicht zu ſtande kommen. Sehr verſchieden davon iſt die Welt der ſtofflichen Verbindungen, der chemiſchen und mechaniſchen. Sie haben keine Vorfahren. Wenn nun unterſchieden werden Weſen mit Vorfahren — oder Gegenſtände ohne Vorfahren, ſo kann die Frage aufgeworfen werden, zu welchen dieſer, die ganze Welt umfaſſenden Klaſſen Gott wohl gehören könnte. Für eine rein ſtoffliche Verbindung ihn zu halten, iſt der roheſte Fetiſchismus; ihm Vorfahren zuzuteilen, iſt heidniſch. Gibt es einen Gott, ſo muß es etwas geben, das weder eine bloße ſtoffliche Verbindung iſt, wie alles materielle Daſein, noch lebendig in dem Sinne der organiſchen Weſen.

Generationsweſen ſtatt Organismen.

Mit der abſtrakten Kraft kommt man deshalb nicht weiter, weil ſie doch nichts weiter iſt, als das materiell Bewegende; alle Subſtanz iſt ja bewegt, und alle Bewegung iſt ſubſtanziell. Kraft und Subſtanz geſondert gibt es nur in der menſchlichen Gedankenfolge; ihnen kommt ſelbſtändige Realität nicht zu. Die ruhende Subſtanz, ſobald die Ruhe mehr als ein Relatives ſein ſoll, iſt ſich ſelbſt widerſprechend. Denn die Beweglichkeit unterſcheidet den Stoff vom bloßen Raum, und iſt nicht vorzuſtellen ohne Zuſammenhang. Bewegt ſich eines, ſo verdrängt es das andre und endlich erſchüttert es das Univerſum.

Kraft und Subſtanz ſind geſondert nur durch das Denken.

Beweglichkeit unterſcheidet den Stoff vom Raum.

Aber eben daraus folgt die bisher nicht recht gewürdigte Verſchiedenheit zwiſchen Materie und Raum. Die Materie muß Zuſtände haben geringerer und größerer Ausdehnung, d. h. nicht bloß durch Diſperſion ihrer Atome, ſondern durch Enger- oder Weiterwerden der Atome ſelbſt, ob man immer ihre Bahnen, ihre Drehungen für die unterſcheidenden Charaktere der im Grunde gleichartigen Subſtanz anſieht, oder ob man die qualitative Einheitlichkeit des Beweglichen als unnütze Hypotheſe verwirft. Der Raum ſelbſt iſt erſtens unbeweglich, zweitens unelaſtiſch, drittens unendlich teilbar; in dieſen drei Punkten gilt von der Materie das Gegenteil.

Verſchiedenheit von Raum und Materie.

Wohin gehören nun aber die Grenzen im Raum? Da sie ganz ohne Zweifel hinweggedacht werden können von dem Orte, an dem sie sich befinden, auch kompressibel sind, insofern sie sich zusammenschieben lassen, so sind es gewiß *Abstrakta* aus der *Wahrnehmung* des Stoffes und nicht Konstruktionen a priori. A posteriori lassen sie sich in den Raum verlegen, aber aus dem grenzenlosen Raume nicht gewinnen. Sie dürften daher auch nicht teilbar ins Unendliche sein. Die Mathematik, als Lehre von den Grenzen im Raum und in der Zeit ist nicht *ganz* a priori. Der Raum, der als Bedingung jeder Erfahrung vorab jeder äußeren Wahrnehmung muß beigegeben werden, ist unbestimmt seinen Dimensionen nach, und widerspricht seiner Natur nach jeder Grenze.

Was vom Raum gilt, das ist man gewohnt, auch in seiner Art in der Zeit wiederzufinden. In der Zeit haben die Geschehnisse Grenzen; oder, da es nur *eine* allgemeine Zeit gibt, Geschehnisse markieren den *einen* Moment zwischen Zukunft und Vergangenheit. Was zwischen dem Ende des einen und dem Beginne des andern unmittelbar folgenden Vorganges liegt, ist eine *Zeitgrenze*, aber kein Zeitmoment. Die *Zeitgrenze* ist *nicht teilbar*, sie ist *nicht dehnbar*, sie ist *nicht versetzbar*. Sie ist merkwürdigerweise in den beiden letzteren Beziehungen dem aprioristischen Raum verwandter, als der empirischen Raumgrenze. So scheint es, daß die Dauer das Abstrakte ist, die zeitlose Zeitgrenze aber das aprioristische Element! Scheint eine schwierige Frage.

Zeitgrenzen.

Der Fatalismus widerspricht nicht der Moral in Praxis.

23. Juni. — Man hält sich nicht gegenwärtig, wie die Lehre vom freien Wollen zur Moral in der Praxis sich verhält. Menschen und Sekten, die sich zur strengsten Prädestinationslehre, zum starren Fatalismus bekennen, sind doch feste Charaktere und streng redliche Menschen gewesen. Behauptet man doch, daß die Religion Mohammeds zur Festigung des Charakters Vorzüge hat vor dem weicheren Christentum. Alle Unklarheit schwindet, wenn man die Freiheit und das Dasein Gottes für pure Illusionen erklärt, — aber es schwindet auch Liebe und Würde!

26. Juni. — Ist alles notwendig, was geschieht, wegen des Vorherigen, — so ist auch *notwendig* die Vorstellung, daß man es anders hätte machen sollen, wenn auch vergeblich für das Handeln. Theoretisch kann die Vorstellung Wert haben. Sie könnte zur Erkenntnis dienen, nicht zur Leitung. Es *muß* geschehen und es *muß*

erkannt werden, das gehört zu dem Uhrwerk. Es muß zugerechnet werden und die Frage, warum der Verbrecher bestraft wird, hat dieselbe Antwort zu erfahren, wie diejenige, warum der Verbrecher die That nicht hat ungeschehen lassen. Zwang zur Strafe, zur Erkenntnis, zum Verbrechen, — Zwang überall! Aber Freude an nichts und Trauer um nichts. Es kommt was kommen soll, und die stumpfeste Gleichgiltigkeit wäre das Rechte. Bleibt absurd!

10. Juli. — ..... Mit der Willensfreiheit bin ich ins Klare. Erstens bedeutet es, daß die Handlung vermittelst eines selbstbewußten Willens, wenn auch eines deterministisch bedingten Willens, zu stande kommt. Wo dieser Wille als Mittel eintritt, ist nicht bloß Mechanismus; — zweitens aber gehört die Gegenwart nicht zur Zeit, — und daher ist ein Körnchen freier Wille mit Verantwortung bei menschlichen Handlungen dabei. Der folgenschwere Irrtum, den die Philosophen begangen haben, indem sie die Gegenwart für eine Zeit und die Grenzen für einen Raum gehalten haben, machte lange die Sache dunkel. Weder Zeit noch Raum können zeitliche oder räumliche Grenzen haben; diese Grenzen gehören den Vorgängen und den Stoffen an. Die Vorgänge und Stoffe sind begrenzbar, — Zeit und Raum nicht, — Zeit und Raum sind ins Unendliche teilbar, die Vorgänge und der Stoff nicht, — Veränderungen betreffen den Inhalt von Zeit und Raum, nicht die letzteren selbst; mögen auch die Ursachen in der Vergangenheit ziemlich zureichend sein für das, was geschieht; — ganz und immer brauchen sie es nicht zu sein. Daher die menschliche Verantwortlichkeit. Nämlich ein Moment menschlichen Willens, das gar nicht in der Zeit, sondern nur auf der Grenze zwischen Vergangenheit und Zukunft eingreift, wirkt mit!

Keyserlings Klarheit hinsichtlich des Willens.

Der Irrtum der Philosophen in Bezug auf die Grenzen in Raum und Zeit bewirkte die Unklarheit.

13. Juli. — Zieht man das Verhältnis der Religionsphilosophie zu den Naturwissenschaften in Betracht, so ist es vielleicht nützlich, wenn ich vorab bemerke, wie es eine naturwissenschaftliche Disziplin gibt und, wie ich glaube, nur eine, die für den Optimismus zeugt, soweit die Erfahrung reicht. Das ist die Paläontologie, mit dem Aufdecken der Thatsache, daß es blumentragende Gewächse gibt, erst in den geologisch nicht weit zurückreichenden Erdperioden, und vernünftige „Vorfahrenwesen“ (wie ich gern die Gesamtheit der Organismen in Gegensatz zu der unorganischen Welt bezeichne) in geologischer Zeitrechnung, so zu sagen, erst seit gestern gegeben hat. Daß aber diese Wesen höher zu stellen sind, als die ungeheure Menge der Vorstufen, daran ist nicht mit Recht ein Zweifel möglich. Nun glaube

Religionsphilosophie und Naturwissenschaft.

ich, daß der Optimismus das eigentlich Bleibende und Weſentliche in der Religioſität und in den Kulturreligionen ſein dürfte. Der Peſſimismus muß, denke ich, irreligiöſe Reſultate liefern. — Koincidenzen zwiſchen Naturwiſſenſchaft und Religionsphiloſophie in den Reſultaten ſind möglich und, wie mir ſcheint, wirklich. Aber die Wege bleiben getrennt. Die Hypotheſe in den Naturwiſſenſchaften iſt doch etwas ſehr Verſchiedenes von der Prämiſſe der Philoſophen und gar von den Dogmen der Religionen. Die naturwiſſenſchaftliche Hypotheſe iſt proviſoriſch und heuriſtiſch; führt ſie zu Entdeckungen von neuen Zuſammenhängen in der Welt, ſo iſt ſie fruchtbar, — aber will doch nie unumſtößlich gelten, wie eine axiomatiſche Prämiſſe. Der Philoſoph muß erklären, der Naturforſcher verſagt ſich dieſem Drange, wo er nicht weiß; — der Religionsgründer muß verurteilen den, der nicht glaubt; — der Naturforſcher zu *glauben*, in dem Sinne des Religionsſtifters, verbieten! Ich denke, man darf den gar nicht zu verwiſchenden Gegenſatz in den Methoden tapfer eingeſtehen, — womit Uebereinſtimmung in einzelnen Ergebniſſen ſehr wohl zuſammen beſtehen kann. Von einer freiwirkenden Kauſalität z. B. erfährt der Naturforſcher natürlich gar nichts, was aber die andern Wege, ihre Exiſtenz zu konſtatieren, nicht verſchließt.

Gedanken während eines Spazierganges.

14. Juli. — Spazierend ſehe ich die Geſichter auf ihren Gemütsausdruck oder auf ihre Empfindung an. Wo die Kinder ſich tummeln, iſt Heiterkeit, hie und da mit Weinen, doch das recht ſelten. Luſt ſehe ich noch in den Mienen friſcher Frauen und Männer, die freien können und gefreit werden können. Die es nicht können, aus Schwäche, Entſagung oder Alter, die ergötzen ſich nur noch wehmütig in liebevoller Teilnahme oder ſie ſind nicht mehr zu ergötzen und wandeln in tiefem Ernſt oder in Gleichgültigkeit. Wie iſt es aber in der Auferſtehung? I. Ev. 22, 30 — II. Ev. 12, 25? Da gibt es keine Kinder und keine Geſchlechtsliebe. Ein ſolches Daſein kann der Menſch als ein glückliches ſich gar nicht vorſtellen. Ihm muß es ein thörichtes Traumbild ſcheinen, wenn man eine Glückſeligkeit ihm verheißt, wo er keine Kinder haben kann und nicht lieben! Es iſt eine Rückkehr in das unorganiſche Reich. Die Steine drücken auf einander, aber das macht ihnen nicht Leid, nicht Freud. —

Der Katholizismus und die Frau.

16. Juli. — Der *römiſche Katholizismus* iſt *politiſch* allen Religionsverbänden an Einſicht überlegen. Er hat zuerſt erkannt, wie die Frage nach der Erziehungsreligion in gemiſchten Ehen

entſcheidend iſt. Iſt ſie dem freien Willen der Eltern überlaſſen, ſo gibt es Toleranz, — ohne dieſelbe keine. Döllingers Studie „über die einflußreichſte Frau in Frankreich", über die Maintenon, belehrt, wie eine chriſtliche Kirche zu fanatiſcher Herrſchaft inmitten der lockerſten Sitten, vielleicht gerade mit Benutzung derſelben, gelangen kann. Die chriſtlichen Kirchen finden in der Regel blinden Glauben und Gehorſam leichter und mehr bei Frauen, als bei Männern. Sie müſſen daher den „Frauenreiz" ausnutzen, zur Beeinfluſſung der Männer, — bloße Sittenſtrenge thut es nicht. Die Frau zwingt den Mann, der Geiſtliche (zumal der unverheiratete) zwingt die Frau, — die Hierarchie (bei uns zu Zeiten auch der Gendarm) zwingt den Geiſtlichen, ſo iſt die Kette fertig. Chriſtliches Prieſtertum und Weiblichkeit haben einen Bund zur Förderung gegenſeitiger Herrſchaft geſchloſſen. Wo das Weib im Harem, oder ſonſt gedrückt iſt, kommt es dazu nicht. Das Chriſtentum befreite das Weib, und wenn es ihm wieder dient, zahlt es eine Dankesſchuld. —

Der proteſtantiſchen Kirche fehlt die Hierarchie und Disziplin im Kampfe mit der katholiſchen. Ich ſagte mir, ſelbſt die Geiſtlichkeit unter den Evangeliſchen ſehnt ſich nach der Bequemlichkeit der Autorität, — los von allen Mühſeligkeiten der Wahrhaftigkeit. Hilf dir ſelbſt, ſonſt kannſt du nicht gut werden, ſagt im weſentlichen die evangeliſche Kirche, — die andre ſagt, ſei ruhig, ich mache es für dich. Aber es iſt Wahn, — wenn auch oft poetiſcher Wahn. Nicht daß ich meine, ohne Wahn durchzukommen, aber er muß unabſichtlich ſein.

Entgeiſtigung des Luthertums.

14. Sept. 1886*). — Der Uebertritt vieler Eſten und Schweden von Worms zur griechiſch-ruſſiſchen Kirche bezeuget die Entgeiſtigung des Luthertums. Seine Kraft beruhte in der Wahrhaftigkeit, und das iſt eine Aufgabe zweiter Ordnung für die Kirchenherren und mit zu viel Denken und Zeitaufwand verbunden für die Kirchenlaien. Ein Luther konnte die Laien mit ſeiner Wahrhaftigkeit fortreißen, aber das ließ nach, ſobald das offizielle Luthertum hierarchiſchen Zwecken die Ueberzeugung unterordnete, und ſtarre Lehren an Stelle der freigeiſtigen Hingebung vertrat. Frei kann man nur ſein, nach Maßgabe des eigenen Verſtändniſſes der menſchlichen Beziehungen und willigen Gehorchens der beſſeren Erkenntnis gegenüber. Dieſes Ver-

*) Um den Stoff nicht zu zertrennen, ſteht die Betrachtung vom 14. September an dieſer Stelle. Anm. d. Herausgeberin.

ſtändnis iſt der Gemeinde verloren gegangen, weil die Führer nicht frei ſein können, wie Luther es geweſen. Aber jeder Abfall vom Proteſtantismus iſt auch ein Rückſchritt in Betreff der Freiheit. Die katholiſchen Kirchen fordern ſie nicht und fördern ſie auch nicht.

Pflicht der Wahrhaftigkeit.

Im Beſitz der Wahrheit, das müſſen die Proteſtanten ſagen, ſind ſie ſelbſt nicht, aber ſie haben danach zu trachten wie Paulus; und ſollten daher die Berechtigung der ſubjektiven Wahrhaftigkeit, ja, der Pflicht dazu, verfechten bis in den Tod. Die Staatsſchriften und Hierarchen unter den Proteſtanten ſind aber von dieſen Grundſätzen abgefallen und haben den Proteſtantismus entgeiſtigt. In ſeiner gegenwärtigen Form iſt er für Rom zu einer traditionell noch zuſammenhaltenden Größe geworden, die aber nicht mehr gefährlich iſt, und die, ſich ſelbſt überlaſſen, der Auflöſung verfällt. Ganz anders ſteht dem römiſchen Katholizismus entgegen die ruſſiſch-griechiſche Kirche, und Rom iſt klug genug, um vielleicht den Proteſtantismus als Hilfsvolk und harmloſeren Nachbar zu ſchonen.

---

20. Juli. — Der Gang des menſchlichen Glaubens im Großen zeigt doch eine Bewegung zu Atheismus und zum Unglauben an ein Fortleben oder Wiederleben nach dem Tode; — aber ſehr unregelmäßig. Spekulativ ſind die Chineſen und Buddhiſten früh dazu gekommen. In Rom bekennt ſich ein Plinius Secundus dazu und es hat in der Kaiſerzeit Viele ähnlicher Richtung gegeben. Jetzt erhebt

Atheismus Frankreichs.

ſich in Frankreich der Atheismus recht allgemein und öffentlich. Geheimer Unglaube an ein Fortleben Verſtorbener ſcheint mir bei allen Gebildeten, Frauen und Männern, verbreitet; — die meiſten ſind

Indifferentismus der Gebildeten.

ganz indifferent in dieſer Beziehung. Die antike Welt mit ihrem wiſſenſchaftlichen Unglauben und unendlichem, beſonders weiblichen Aberglauben, fiel zuſammen vor der Begeiſterung des jungen Chriſtentums. Jetzt hat aber der Unglaube andre Waffen. Die Naturwiſſenſchaften, beſonders in ihrer Anwendung, haben mehr geleiſtet, als die Wundermänner geträumt. Es iſt nicht möglich, daß unſre Wiſſenſchaft wieder zuſammenbricht unter der Feindſchaft einer religiöſen Sekte.

Du Bois-Reymond.

In der Rundſchau las ich einen Artikel von Du Bois-Reymond vom Oktober 1883 über die Humboldtdenkmäler. Er iſt tief wahr, aber wie ich ihn auffaſſe, nicht ohne Wehmut. Die Notwendig-

keit, die ſtrenge Naturwiſſenſchaft zu ſcheiden von allen Reizen der Phantaſie, iſt mehr und mehr hervorgetreten.

Geneſis der Weltbildung.

19. Aug. — Erkenntnißmäßige Vorſtellungen über die Weltbildung, — an Stelle der bibliſchen Geneſis.

Stoff und Bewegung.

Von jeher, im grenzenloſen Raum, beſteht bewegter Stoff; — Stoff und Bewegung in unveränderlichem Quantum, in veränderlicher Verbindung.

Stoffe ohne Bewegungen (Bebungen) ſind nicht, — ebenſowenig Bewegung ohne Stoff. — Das Licht, da es durch den Weltenraum ſich fortpflanzt als eine Art von Bewegung, beweiſet, daß der Weltenraum von einem Stoff, dem Aether, erfüllt iſt. Nur als Träger von Bewegungen iſt der Aether wahrnehmbar.

Jede Bewegung im erfüllten Raum eines Stoffteilchens ändert die Bewegung in anſtoßenden Teilchen ins Unendliche, und das begründet allgemeine Abhängigkeit und Zuſammenhang in der Welt.

Die Bewegungen oder Energien, die als Licht, Wärme, Elektrizität und Magnetismus durch den Weltäther ſich fortſetzen[1], bringen Bewegungen hervor der ſchweren Körperteile, und es iſt möglich ſich vorzuſtellen, daß die Bewegungen der ſchweren Körper ſich von jeher vermehrt haben auf Koſten der Aetherbebungen. Man kann ſich anfänglich einen überhitzten Weltnebel vorſtellen, aus dem allmählich die Wärme in Bewegung übergeht und die ſchwereren Körper ſich verdichten und in ungeheuerer Bewegung Bahnen durchlaufen. Es ballen ſich zuſammen Fixſternſyſteme und die Fixſterne ballen ſich wieder zu Planetenſyſtemen, — die Planeten bilden Trabanten, — alles durch Zuſammenziehung und Uebergang eines Teils Wärme in Bewegung.

Gibt es nur einen Stoff, aus dem ſich die andern zuſammenſetzen, — gibt es nur eine Kraft, die ſich in verſchiedene Kräfte umſetzt?

Weltgeſtaltung.

22. Auguſt.

Erſte Faſſung.

1. Von jeher iſt die Welt.

   Erläuterung. Die Schöpfung aus Nichts iſt ein Ungedanke für unſre Zeit. Dann bedarf es auch keines Schöpfers aus Nichts. Gott kann als Weltordner gedacht werden.

2. Die Welt beſteht aus Bewegtem.

   Erläuterung. Die Bewegung hat entweder Veränderung der Lage zur Folge, oder ſie beſteht in Bebungen kleinſter Teilchen in bleibender Lage.

3. Das Bewegte ſtellt Stoff und Kraft vor.
4. Die Summe der Kraft in der Welt iſt von jeher ſich gleich geblieben; ebenſo die Summe des Stoffs.
5. Die Ordnung und die Beziehungen von Stoff und Kraft in der Welt ſind in ſtetiger Veränderung von jeher begriffen.
6. Verbindungen und Beziehungen je feſter und je Verſchiedeneres ſie verknüpfen, um ſo ſchwerer ſind ſie auflöslich.

---

24. Auguſt.

Zweite Faſſung.

1. Aus Bewegtem beſteht die körperliche Welt.
2. Denken unterſcheidet in Bewegtem, Stoff und Kraft.
3. In der körperlichen Welt iſt die Summe der Kraft und des Stoffs von jeher ſich gleich geblieben.
4. Die Beziehungen und Verbindungen zwiſchen den Teilen der Stoffe und der Kräfte ſind in ſtetiger Veränderung begriffen.
5. Die ſchwerer ſtörbaren oder auflöslichen Verbindungen und Beziehungen überdauern die andern, und nehmen zu in der Welt.

Pro memoria III.

Zu diesem Teil fehlt eine Einleitung von meines Vaters Hand.

Religion und Moral (1887).

Darwins religiöſer Standpunkt.

Darwins Lebensſkizze im erſten Novemberheft der Revue d. d. M. von Varigny nach dem dreibändigen Werk „Leben und Briefe Ch. Darwins“, von deſſen Sohne Francis herausgegeben, ſchildert den ſanften und weichen Charakter dieſes Parteimannes der alten Weltanſchauung, eines Gegners der Viviſektionen! und beſpricht ſchließlich ſeine religiöſen Anſichten, — die ebenſo, wie der berühmte Naturforſcher Karl von Baer von ſich ſagte, bei ihm nicht fertig geworden ſind! Atheiſt will er nicht ſein, kann aber dieſer Folgerung kaum entgehen, — Chriſt iſt er nicht, — das wird entſchieden ausgeſprochen, — aber Deiſt wollte er bleiben und darunter wird er gerechnet. Er iſt von der größeren Erhabenheit eines ſolchen Schöpfers überzeugt, der den Stoff ſo ſchuf, daß mit Notwendigkeit aus ihm ſich bildete jene zum Teil noch unbegriffene äußerſt zweckdienliche Einrichtung, die wir in der Natur bewundernd entdecken*). Aber wenn die Zweckdienlichkeit aus dem Stoff entſtehen *mußte*, durch Ausſcheidung alles weniger Paſſenden, wozu bedarf es da noch der Annahme einer intelligenten Urſache *vor* dem Stoff? zumal dieſe Intelligenz, nachdem der Stoff einmal vorhanden iſt, zu *nichts* mehr zu gebrauchen iſt. Wird in dieſer Weiſe die ſchöpferiſche Intelligenz in Ruheſtand verſetzt, ſei es auch in der ehrenhafteſten Weiſe, ſo iſt ihre vollſtändige Beſeitigung auf der Schwelle. Wie durch Nichtgebrauch Organe, bis auf bedeutungsloſe Reſte verkümmern, ſo auch menſchliche Vorſtellungen. Die Gottesidee hat in Rudimenten bei Darwin ſich erhalten, da er einſt auf dem Wege war ein Geiſtlicher zu werden, umſomehr, als er zu transſcendenten Unterſuchungen nie ſich gedrängt fühlte, und er eine Reviſion der ihm in jungen Jahren zugeführten Vorſtellungen überſinnlicher Art, niemals vorgenommen haben dürfte. Vollſtändig etwas zu durchdenken, über die Grenzen

Darwin ein Gegner der Viviſektion.

*) Siehe Darwinismus S. 138.

ſeiner Verſuche (Experimente), oder der möglichen Verſuche hinaus, das war nun einmal nicht das Geſchäft dieſes großen Naturforſchers. So erklärt ſich auch, daß er bei der Frage der Viviſektion nur den Gefühlen ſeines ſanften Herzens folgt. Daß die wiſſenſchaftliche oder lernbegierige Viviſektion an einem Naturforſcher von Darwins Bedeutung einen Widerſacher, ſtatt eines Fürſprechers finden konnte, iſt geſchehen, weil ſein Mitgefühl in dieſem Punkt nicht überdacht war, Zeit und Luſt dazu hatten ihm gefehlt. Wer aber die Kantiſche Metaphyſik der Sitten einmal in ſich aufgenommen hat, weiß, wie nur der Wille, und nicht Luſt oder Schmerzgefühl, den ſittlichen Wert einer Handlung beſtimmt. Nicht die Qualen machen die Behandlung eines Tieres zu einer unſittlichen, ſondern nur die Abſicht, daran ſich zu weiden. Stiergefechte und Hahnenkämpfe und oft auch Jagd, ſind unſittlich, — aber die Lernbegier, wenn ſie auch irrt, bleibt eine ſittliche Beſtrebung.

Keyſerlings Verteidigung der Viviſektion.

6. Mai. — Profeſſor Strümpell beſtätigt mir, daß die Stoa die für das praktiſche Leben nachhaltigſte und verbreitetſte Philoſophie geweſen iſt; ſelbſt die Lehre Epikurs ſteht zurück. Kant iſt Ethiker für wenige nur geweſen. Die moderne Philoſophie hat überhaupt eine bloß theoretiſche Bedeutung. — Ich denke, das Chriſtentum hat die Lebensführung exkluſiv beanſprucht; die lateiniſche Kirche verſank in Unwiſſenheit, Byzanz übte Feindſeligkeit gegenüber der alten Philoſophie; — bis ſie endlich auch in Athen aufhörte, als die Rhetorenſchulen aufgehoben wurden. Der antike Tempeldienſt verbreitete Aberglauben und forderte Achtung, — ließ aber die Philoſophen für Moral ſorgen. Chriſtentum und Islam erkennen keine Moral außerhalb der kirchlichen Heilslehren.

Moral, Philoſophie und Kirche.

---

27. April. — Du mußt gut ſein! Klug ſein, ſchön — geſund — reich ſein u. dgl. iſt zu wünſchen, aber man muß nicht. — Was iſt gut? ſagt der Widerpart. — Das wirſt du ſchon erfahren, wo es not thut, paſſe nur auf. Die philoſophiſchen Klügeleien voraus würden dich nur noch mehr verwirren.

Alſo das ſollte dein Gebet ſein, abends und morgens zum Ewigen: ich möchte, ich will, ich muß gut ſein!

Dann wird dir aufgehen, was eigentlich das Gebet bedeutet. Es iſt Selbſtvermahnung, und die bedürfen wir in unſrer Schwäche täglich und ſtündlich! Weder den Ewigen werden unſre Gebete umſtimmen, noch iſt es bloß zu eigenem Vergnügen. Ernſte Selbſtvermahnung, das ſoll das Gebet ſein.

Bedeutung des Gebets.

Glaubens- und Tugendgebet.

Die Religionslehrer haben das mit dem Gut-Sein nicht recht gewürdigt. Du ſollſt glauben, du mußt glauben, du mußt die andern glauben machen, das ſtellen ſie voran, — und das iſt falſch. Der Naturforſcher muß ſogar zu glauben verbieten, ſo wenig hat dieſe Empfehlung Anſpruch allgemein gültig zu ſein. Du mußt gut ſein, das fordert die Wahrhaftigkeit, die Gerechtigkeit. Du mußt glauben, das fordert aber das Intereſſe. Dann wirſt du Troſt haben, dann wirſt du glücklich ſein, dann werden andre dich ehren, dir helfen folgen, wohlthun u. dgl.

Der Himmel und die Himmelfahrt.

14. Mai. — Der Himmel iſt dem Auge eine erhebende Pracht, den Gedanken eine unergründliche Geſetzlichkeit, dem Gefühl ein Gleichnis allumfaſſender, unbegrenzter Ruhe und Seligkeit. Wie das Meer, vom Lande geſehen, immer erfreut, ſo der Himmel von der Erde geſehen. Das wird anders, je höher über der Erde man ſich erhebt. Mehr und mehr kommt man in eine Kälte und Leere, die das Organiſche ausſchließen und wo die Vorbedingungen alles menſchlichen Empfindens und Denkens fehlen. Der phyſiſche Himmel, ſo viel iſt gewiß, muß dem Menſchen als der entſetzlichſte und unmöglichſte Wohnort erſcheinen. Dante verſetzte Judas in Eis und das ſchien ihm der qualvollſte Höllenort. Er hätte ihn in den Himmel verſetzen können, wenn ihm deſſen phyſiſche Beſchaffenheit bekannt geweſen wäre. Wie kommt es nun, daß die Gebildeten ſich nicht offen losſagen von dem Glauben an die Himmelfahrtsſage? Dieſer, durch die Apoſtelgeſchichte, der unſicherſten aller neuteſtamentlichen Beſtandteile, eingeführten, und von da in die Schlußworte des zweiten und dritten Evangeliums nachträglich aufgenommenen Ueberlieferung? Gedankenloſigkeit, Zurückhaltung von gefährlicher Ergründung, Verlogenheit, wo der Wahn andrer uns nützlicher ſcheint als ihre Aufklärung, die erwirken es wohl alle zuſammen. Wie ſoll man ſich aber dem Kinde gegenüber verhalten? Iſt man wahrhaftig, ſo muß man ihm ſagen, man kannte damals den phyſiſchen Himmel nicht und fand deshalb keinen paſſenderen Abſchluß für den Wandel des Auferſtandenen, als die Auffahrt. Aber ſie hat ſich nur auf Gleichnisreden zu einem wirklichen Geſchehen in der Sage heranbilden können. In der That iſt ſie unmöglich und zwecklos. Oder man kann ſagen: glaubt, aber denkt nicht. Oder man kann in Widerſpruch mit der Abſicht des Erzählers in der Apoſtelgeſchichte, ſagen: Himmel ſei gar nicht phyſiſch zu verſtehen — es ſei nur ein Gleichnis und bedeute ewige ſelige Ruhe. Es kommt die Zeit und iſt ſchon näher gerückt, wo die Hüllen, ob ſie ſchön ſind oder vorteilhaft, fallen müſſen, und die Wahrhaftig-

keit wird den Sieg erringen. Eine Zeit der Wunder, die alle menſchliche Faſſungskraft überſteigen, für die Vergangenheit anzunehmen, geht nicht mehr. — Eine Religion der Wahrhaftigkeit muß befreit werden von allen Vorſtellungen, die als phyſiſch unmöglich, als wiedervernünftig und als ſittlich zwecklos von den Menſchen mit der Zeit erkannt worden ſind.

Stein, von Seeley.

Steins und Bismarcks Verhalten zur Religion.

9. Juli. — Stein, von Profeſſor Seeley, dreibändig, von Lehmann überſetzt, ausgeleſen. Die Betrachtungen am Schluß des Werks, über Steins Verhältnis zur Religion, geben mir zu denken, und mit Bismarcks Verhalten zu vergleichen. „Den Vortrab meiner Zweifel, der ſich zu weit hinaus wagt, rufe ich zurück!“ — ſo antwortete mir Bismarck, als er Geſandter war, auf die Frage, wie er ſeinen radikalen Unglauben jüngerer Jahre los geworden ſei. Die Zweifel werden nicht bekämpft und beſiegt, aber ſtill gemacht durch heroiſchen Willen. Auf dem Gebiete der Religion wird die Ermittelung ſicherer Wahrheiten für unmöglich gehalten und das Feſthalten der Vorſtellungen, die ſich in der Erfahrung für die menſchliche Geſellſchaft als zuträglich und haltbar durch Jahrhunderte erwieſen haben, für notwendig. Leben nach dem Tode in einer beſſeren Welt, — Vorſehung, die ſchließlich alles zum Beſten wendet, — Offenbarung, ein die Pflichterfüllung gebietender Gott, — das ſind Dogmen, die Zuverſicht in politiſcher Verzweiflung oder Not verleihen; — dieſe ſind unbedingt notwendig. Die ſoll man nicht erſchüttern und nicht zu verhöhnen geſtatten. Aber ſich viel beſchäftigen mit dem Inhalt und der Möglichkeit dieſer in der That nebelhaften Vorſtellungen, iſt eine Krankheit, in die ſolche Menſchen verfallen, die in der Welt nichts andres zu thun haben, als unnützen Grübeleien ſich hinzugeben. In den Stürmen dieſer Welt, den Anfeindungen der Feinde gegenüber, Liebe zu ſeinem Volke, Zuverſicht zu einer gegen alle zeitliche Beunruhigung feſten Poſition zu bewahren, — dazu genügen die vagen Vorſtellungen beſſer, als die ſchlechte Wirklichkeit, auf die ſich die menſchliche Forſchung beſchränkt ſieht. Sie verleihen Weihe dem Gefühle und fortreißende Poeſie dem Ausdruck. — So ungefähr iſt die Geſinnung dieſer, tief ſittlichen Männer großer Politik, in religiöſer Beziehung. Wären es Chineſen, wären es Türken, — wären es Juden von Geburt, nie würden ſie Chriſten werden aus Ueberzeugung. Sie ſind aber von den Vorfahren her feſte Chriſten nicht nur, ſondern auch feſte Proteſtanten, da ſie aus Ueberzeugung anders zu ſein nicht vermögen. Die

Vorfahren ſind eine unabänderliche Thatſache, Ueberzeugungen können wechſeln. — Sowohl der Freiherr von Stein als Bismarck ſind ſtreng nationale Männer, keine Menſchheitsſchwärmer; — auch in der Religion ſind es keine Univerſaliſten, die nach den ewigen Wahrheiten, nach dem für alle Zeiten Richtigen ringen. Katholizismus, Proteſtantismus, für ihre Beſtrebungen macht das nur in der Verwaltung Unterſchiede, mit denen man rechnen muß.

Bismarck und Stein als ſtreng nationale Männer ſind konſervativ in Bezug auf die überlieferte Religion.

Bei aller Verehrung und Freundſchaft für dieſe Männer muß man dennoch geſtehen, daß ihnen eine Religion nicht genügen könnte, die Ernſt macht mit dem Worte: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt.“ Daß die Moral aus der Not mit derſelben Notwendigkeit entſteht, wie aus dem Gefälle die Richtung des Fluſſes, iſt überhaupt eine Lehre der neueſten Zeit. Die genannten Männer können ſich nur eine geoffenbarte Sittlichkeit vorſtellen. Stein und Bismarck ſind Männer dieſer Welt, die zur Regierung dieſer Welt und zur poetiſchen Weihe ihres eigenen Lebens Formeln gebrauchen, die auf einem ihnen ganz fremden Boden entſtanden ſind, die aber an poetiſchem Schwunge unerreicht geblieben, und durch das Alter eine bewährte Achtung gewonnen haben, die ſich nicht erfinden läßt!

Das Höchſte auf Erden.

8. Juli. — Ein Nichts in der Ewigkeit, doch ein wollendes — ein Punkt in der Menſchheit, aber ein beſtimmender! Größeres, als einen die menſchheitliche Richtung mitbeſtimmenden und wollenden Punkt, gibt es auf Erden nicht. Nur muß der Menſch den Glauben an ſeinen Willen nicht verlieren. Der Fatalismus iſt viel zu ſtark in den Religionsvorſtellungen vertreten.

Berechtigung und Gefahr des Spieltriebes.

Denke man ſich eine Welt ohne Sexualität. Ohne die Spannung zwiſchen Mann und Weib, kein Leben, kein Ideal. Liebreiz muß vor und neben der Familienbildung auch einen Spielraum haben, um nicht das Leben zu unerfreulich ernſt zu machen.

Spielt man ja auch mit dem Ewigen! So lange man nicht vergißt, daß es ein Spiel iſt, mag es gehen. Anders kann man ſich oft mit dem Ewigen gar nicht beſchäftigen, und es wird vergeſſen. Aber wenn die Gebilde der religiöſen Poeſie Andern mit Strafen aufgezwungen werden ſollen, wird das Spiel mit dem Ewigen eine Schändlichkeit.

Agnoſis und Atheismus.

18. Aug. — Agnoſis! Verbirgt ſich nicht unter der Benennung „Agnoſtiker“, die ſich Darwin beizulegen einigermaßen bereit ſchien,

eine Doſis Kleinmütigkeit oder gar Heuchelei? Man wird, wenn man ſich für einen Atheiſten erklärt, noch immer für die Mehrzahl der Menſchen ein Greuel — kein Verbrecher gilt für ſo ruchlos als der Gottloſe. Iſt es aber denn meine Schuld, wenn es ein ſolch perſönliches Weſen, wie die Mehrzahl unter der Benennung Gott in verſchwommener Weiſe ſich denkt, nicht geben ſollte? Wenn unter demſelben Namen verſtanden wird, der ununterbrochene Zuſammenhang aller Dinge in der Welt, das Band, das alles zuſammenhält, ſo iſt damit ein Unperſönliches gedacht, das nicht denken, nicht empfinden, nicht lieben kann. Das iſt ja aber keineswegs, was Gott genannt wird. Bekenne ich denn nicht, bloß um zu täuſchen? Damit man mich in Ruhe läßt, damit man mir das Vertrauen nicht entzieht? Hier, wo die rückſichtsloſe Wahrhaftigkeit gilt, alſo keine Winkelzüge. So wie es auf der Erde keine Vorſtellung von Gott gab, ſo lange der Menſch nicht vorhanden war, ſo würde die Vorſtellung mit der Menſchheit wieder verſchwinden. Das Daſein eines höchſten Weſens, das denken und lieben kann, läßt ſich aus der Thatſache, daß die Menſchen ein ſolches ſich vorſtellen, weder beweiſen, noch widerlegen. Die abſtrakte Vorſtellung eines höchſten Weſens, das *nicht lieben*, *nicht leiden*, *nicht ſich freuen* kann, iſt zu nichts zu gebrauchen, weder zum Verſtändnis der äußeren Vorgänge, noch zur Sittlichkeit in den Handlungen. Es iſt vielmehr im Widerſpruch mit allem Fortſchritt, mit allem Intereſſe an dem Fortbeſtehen der Welt. Das allervollkommenſte Weſen hat das Allervollkommenſte geſchaffen, und es wäre Thorheit, noch Beſſeres erwarten oder fördern zu wollen. Alles wahrhaft Ergreifende knüpft ſich an Veränderungen zum Guten oder zum Schlimmen. Das ewig Unveränderliche, Vollendete, ohne Entſtehen und Vergehen, iſt eine Fiktion ohne jeden Reiz. Geſtehe man, in Wirklichkeit gibt es nur veränderliche Beziehungen, die alle Dinge in Verhältnis zu einander verſetzen, mit fortſchreitender Vollkommenheit. Daran kann ſelbſt der Menſch mit ſeiner kleinen Macht und in ſeiner minimen Sphäre wirkſam ſich beteiligen. Die reale Welt iſt zur Vervollkommnung in infinitum beſtimmt, aber vollkommen iſt ſie nicht. Der jeweilige Weltzuſammenhang, der durch Perſiſtenz des Paſſenden ſich mechaniſch vervollkommnet in infinitum, iſt nicht vollkommen, er ringt danach, es zu werden. Die Menſchen ringen nach Vervollkommnung ihres Daſeins und den Tag, wo dieſer Trieb nicht mehr ſein ſollte, hat die Menſchheit keine Daſeinsberechtigung weiter. — Von den drei Axiomen des Rationalismus iſt nur *eines* unerſchütterlich für mein Nachdenken geblieben; es hat ſich immer feſter und

Der unperſönliche Gott, iſt es ein Gott?

Der abſtrakte Gott iſt zu nichts zu gebrauchen.

Das ewig Unveränderliche kennt keinen Fortſchritt.

Daſeinsberechtigung gibt nur der Trieb zur Vervollkommnung.

Befeſtigung der Vorſtellung der Willensfreiheit in Keyſerling durch die Korrektur der Zeit- und Raumvorſtellungen.

ſicherer ausgeprägt. Die Willensfreiheit hat in der Gegenwart eine unbeſtreitbare Möglichkeit und Berechtigung gewonnen, ſeitdem ich weiß, daß es eine Verwechſelung geweſen, die Grenze einer Begebenheit für eine Zeit zu halten. Eine Verwechſelung iſt es geweſen zu ſagen, die Freiheit, da ſie in der Zeit unmöglich iſt, iſt auch in der Gegenwart unmöglich. Die Gegenwart iſt eben keine Zeit, ſondern eine Zeitgrenze. Der perſönliche Gott, die individuelle Unſterblichkeit ſind bloße Forderungen des Gemüts, wenn auch gebieteriſche. Die Moralität iſt von ihnen ganz unabhängig. Welche Stellung ich, dieſer Ueberzeugung nach, zur chriſtlichen Religion und zu einer der chriſtlichen Kirchen einzunehmen habe, darüber ein andres Mal.

Was heißt Chriſtkirche?

20. Aug. — Chriſtkirche, was heißt das? Jegliche Gemeinſchaft zur Weihe durch das ewige Weſen, die entſtanden iſt im Anſchluß an die Vorſtellungen, die in den Kirchen vergangener Zeit ſich eingefunden haben. Sekten können und konnten ſich abzweigen durch einſeitige oder gegenſeitige Fortbildung von Vorſtellungen, durch fremdartige Beimiſchung oder Anbequemung, durch herrſchſüchtiges Parteiintereſſe. So lange ſie aber doch nur Derivate aus den chriſtlichen Kirchen der Vergangenheit ſind, kommt ihnen die Bezeichnung chriſtlich zu.

Weshalb der Begriff der Chriſtkirche nicht eng zu faſſen iſt.

Viel enger die Chriſtkirche zu faſſen, iſt man oft verſucht, in der Abſicht, nichts Böſes als chriſtlich gelten zu laſſen. Das Chriſtentum Chriſti wird in Gegenſatz gebracht mit dem viel mehr verweltlichten Chriſtentum der Kirchen. Aber das Unhaltbare dieſer engen Auffaſſung verrät ſich in ihren Konſequenzen. Ueberall mußten ſich die Kirchen den Umſtänden anbequemen, mit den neuerworbenen phyſiſchen Kenntniſſen ſich abfinden, die in den verſchwommenen Vorſtellungen enthaltenen Widerſprüche durch neue Spekulationen zu überwinden verſuchen. Eine Kirche Chriſti hat es nicht gegeben, und wie die Religion Chriſti eigentlich geweſen, darüber ſich zu einigen iſt unmöglich. Evangelien und Epiſteln, Apoſtelgeſchichte und Offenbarung reichen dazu nicht aus und enthalten ſo viel Unklares oder anſcheinend Widerſprechendes, daß es eine Thorheit wäre, volle Uebereinſtimmung auf dieſen Grund hin erzwingen zu wollen. Es bleibt nichts übrig, als den verſchiedenartigſten kirchlichen Gemeinſchaften willig zuzugeſtehen, daß ſie chriſtlich ſind. Dazu ſind dann nicht nur die beiden großen katholiſchen Kirchen zu rechnen und die hauptſächlichſten Arten der Reformationskirchen, auch die zum Teil von der Sittlichkeit abkommenden Sekten, als da ſind Mormonen, Selbſtverſtümmler u. ſ. w., ſind nur in feindlicher Abſicht als nicht chriſtlich mit Unrecht geſchmäht

worden. Die Lehren einer Art chriſtlichen Kirche können in ihrer Fortbildung auf Irrwege geraten ſein, ſie können fremdartige Beimiſchungen in ſich aufgenommen haben; — getrübt, verworren, verdorben mag man ſie nennen. Aber als chriſtlich muß man ſie gelten laſſen, ſo lange man richtig urteilen will.

Kann ich zu einer chriſtlichen Kirche in dieſem weiten Sinne mich rechnen, ohne jede Spur von täuſchendem Scheinweſen, in voller Wahrhaftigkeit? Das iſt die Frage, die derjenige ſich zu ſtellen hat, der mit den Ergebniſſen der Naturforſchung und der Geſchichtsforſchung unſrer Zeit nicht unbekannt geblieben iſt. Und wenn ich die Möglichkeit bejahe, daß ich noch ein Chriſt ſein kann, wie muß die chriſtliche Kirche beſchaffen ſein, zu der ich mich zu rechnen vermag?

Kann ein mit den Reſultaten der wiſſenſchaftlichen Forſchungen Bekannter ſich zu der Chriſtkirche im weiten Sinn bekennen?

Einer Kirche beizutreten, die das Weſen in ein traditionelles Bekenntnis verlegt, vermag ich mit Wahrhaftigkeit nicht. Sollte ich mich für einen Augenblick dazu überreden können, ſo lange ich dem Fortſchritt in meinen Erkenntniſſen mich nicht verſchließe, bin ich nicht ſicher, dabei zu bleiben. Erkenntnis iſt die höhere Inſtanz, vor der jedes Bekenntnis ſich muß prüfen laſſen und beugen.

Die katholiſchen Kirchen behaupten zwar über dieſe Schwierigkeit den Laien hinweg zu helfen. Die Kirche glaubt und beſitzt einen Gnadenſchatz, mit dem ſie in vollkommenſter Weiſe für den Einzelnen eintreten kann. Nur an dieſe wunderwirkende Macht der Kirche zu glauben, ihrer geiſtlichen Führung ſich blindlings anzuvertrauen, das genügt.

An die Wunderkraft der Kirche zu glauben, das iſt aber das gerade, was ich am wenigſten zu glauben im ſtande bin. Auch die katholiſchen Kirchen haben ein Glaubensbekenntnis, und dadurch, daß ſie es der Prüfung der Laien entziehen, wird es nicht glaubhafter. Ihre Geſchichte beweiſet, daß ſie mit den Mitteln menſchlicher Bosheit gekämpft und zuweilen geſiegt haben, daß ſie aber mit der angeblich himmliſchen Macht nichts ausrichteten. Verfolgungsſucht, bis zur Anwendung der grimmigſten Torturen und der Hinrichtung durch lebendig Verbrennen, haben dieſe Kirchen geübt. Von ihnen fühle ich mich geſchieden für immer.

Die katholiſche Kirche kämpft mit weltlichen Mitteln.

22. Aug. — Mit dem was die Religionen behaupten und aufſtellen, iſt aber ihr Verdienſt nicht erſchöpft. Das, was ſie beſtreiten und abſchaffen, iſt von nicht geringerem Wert. Nur werden dieſe negativen Verdienſte naturgemäß überſehen und verkannt, ſobald nichts mehr zu beſtreiten und abzuſchaffen übrig iſt. Gegen die zu

Die negativen großen Verdienſte der chriſtlichen Religionen.

den ärgſten Mißbräuchen und bis zu unerträglichem Geiſtesdruck getriebene römiſche Hierarchie erhob ſich der Proteſtantismus. In Ländern, die ganz proteſtantiſch wurden, gab es keine römiſche Hierarchie mehr. Der Kampf nach dieſer Seite war nicht mehr angebracht: Man begann unter Proteſtanten über die Lehrbegriffe ſich zu entzweien. So hat auch das Chriſtentum dem antiken Götterkultus gegenüber ein ungeheures Verdienſt gehabt, das unſerm Bewußtſein nicht immer gegenwärtig iſt. Verhinderte die Mythologie der Griechen und Römer auch keineswegs die Fortbildung der Philoſophie, ſo betraf das nur die oberſten Intelligenzen. Die Götter waren zu ſchön, um wegen rationaliſtiſcher Tendenzen von ihnen zu laſſen. Sie waren patriotiſch und ſchmeichelten dem Nationalgefühl. Erſt das Chriſtentum erlangte die Macht und den fanatiſchen Haß, um mit der Abgötterei, mit dem Tempelkultus nebſt ſeinen Kunſtwerken und Myſterien aufzuräumen. Wir ahnen kaum, welcher Abgrund von abergläubiſchen Verirrungen und entſittlichenden Betrügereien für immer geſchloſſen wurde. Die univerſelle Menſchlichkeit wurde gefühlt und erhob über die Schranken von Volk und Staat. Der Rückſchritt in dieſer Beziehung droht von neuem und es iſt zeitgemäß an die Bedeutung des Chriſtentums immer wieder zu erinnern. Ja, zunächſt in dieſer negativen Beziehung fühle ich mich vollſtändig als ein Zugehöriger der Chriſtkirche — und zwar um ſo mehr, je freier die Kirche von dieſen heidniſchen Tendenzen ſich gehalten hat. In Byzanz, in Rom wurde, ſobald das Heidentum als chriſtenfeindliche Macht jede Bedeutung verloren hatte, den Neigungen der Menge und den Vorteilen der Prieſterſchaft zu Dienſt, viel wieder zugelaſſen. Gott war wieder von heiligen Scharen umgeben, in Bildern verſinnlicht, mit Gepränge in Tempeln und Umzügen gefeiert, mit Opfern beſchwichtigt, gegen Kalamitäten zu Hilfe gebeten. Es war nicht mehr ein Geiſt, den man nur im Geiſte und in der Wahrheit anbeten ſoll.

Der Proteſtantismus.

Verdienſt der Chriſtkirche um die Abſchaffung des antiken Götterkultus und ſeiner abergläubiſchen Verirrungen.

Fortſchritt durch das Fallen der nationalen Schranken.

Der Rückſchritt in dieſer Beziehung in der modernen Zeit.

Die Kirchen haben in ihren Bekenntniſſen von der Perſonifikation Gottes nicht loskommen können. Sie brauchen einen Gott, der lieben und haſſen, lohnen und ſtrafen kann, von dem Gutes ſich erſchmeicheln läßt, der gereizt werden kann, wenn man ihn vernachläſſigt u. dgl. m. Man ſinkt damit zurück in die Vorſtellungen des Heidentums und tiefer, da die Schönheit fehlt, die dem Kronion eines Phidias Macht über das menſchliche Gemüt verlieh.

Ich bedarf alſo zunächſt einer Kirche, die eine reinere Faſſung der Vorſtellung vom Ewigen nicht ausſchließt.

Ewiges Weſen, das iſt erkannt, kommt zu: dem Stoff oder dem Beweglichen, deſſen Quantum unveränderlich iſt, — kommt ebenſo zu: dem Bewegenden, der Kraft oder der Energie, deren Summe in der Welt ſich gleichfalls als ein Unveränderliches erwieſen hat. Veränderlich iſt nur die Ordnung und Verteilung von Kraft und Stoff, aber wieder nach unveränderlichen Geſetzen. Das heißt aber nicht ſo viel, als hätten dieſe Geſetze eine ſelbſtändige Exiſtenz. Wenn etwas fällt, ſo gelten die Fallgeſetze. Man darf die Fallgeſetze nicht perſonifizieren, da ſie nur beſtimmen, welcher Art die Bewegungen zwiſchen beweglichen Weſen ſind. Wo kein Bewegliches, gelten auch keine Fallgeſetze, — ſie geben nur relative Vorſtellungen. Ewiges Weſen.

An dieſen Zubehörungen des ewigen Weſens kann nichts verloren und nichts gewonnen werden, und inſofern ſind ſie dem Menſchen gleichgültig.

Anders ſteht es um die Ordnung und Verteilung der Grundlagen des Ewigen. Die ſind ewiger Veränderung unterworfen und in verſchiedenen Richtungen. Gewiſſe Richtungen ſtören oder vernichten einander. Treffen ſie den menſchlichen Willen, ſo kann dieſer ſich dadurch behindert oder befördert finden. Hier erſt ſetzt Wertſchätzung ein. Inſoweit der menſchliche Wille frei iſt, kann er in Uebereinſtimmung ſich fühlen oder im Gegenſatz. Die Welt intereſſiert. Sie kann ſich harmoniſch in ihren Teilen und zu mir fortbilden oder im Gegenſatz. Da kann der Menſch mitthun — er kann ſich verpflichtet fühlen oder nicht. Nur die Ordnung iſt veränderlich und nur wo der freie Wille anſetzt, wird die Welt intereſſant.

Dieſe ewige Richtung beſeitigt die unhaltbaren Kombinationen; die harmoniſcheren überleben. Die Erfahrung auf Erden, in Geologie und Geſchichte, beſtätigen den theoretiſchen Optimismus. Das Vertrauen iſt alſo wohl begründet, daß ſchließlich das Gute in der fortgeſetzten Richtung obſiegen muß. Berechtigung des Optimismus.

Das iſt ein ewiges Weſen dieſer Welt, das man lieben, anbeten und dem man dienen kann. Je naturgemäßer ich meinen Willen lenke, um ſo ſicherer bin ich meiner perſönlichen Harmonie. Das Ideal, zu dem die ewigen Veränderungen der Welt hinſteuern, liegt in unerreichbarer Ferne — die Vollkommenheit würde die Bewegung, das Leben, unnütz oder ſchädlich machen. Aber die Richtung liegt vor. Um im Gemüt die Kraft zu beleben, mit der der Menſchenwille folgt und ſich unterwirft, dazu hilft die Verſenkung in Betrachtung des Ewigen, das Gebet, die Erkenntnis. Je tiefer ich erkenne, welches die naturgemäßeſte Lebensführung für mich iſt, je ſtrenger ich Harmonie des Menſchenwillens mit dem ewigen Weſen.

Die Vollkommenheit würde das Leben unnütz machen.

mich an dieſe Erkenntnis binde, um ſo ſicherer bin ich der Harmonie mit dem ewigen Weſen. Außerdem bedarf aber das Gemüt noch einen unfaßbaren Gott!

Bedürfnis des unfaßbaren Gottes.

Welche Kirche wird eine ſolche Auffaſſung des ewigen Weſens nicht verdammen, und denjenigen, der ſie bekennt, nicht als einen Gottloſen aus ihrer Gemeinſchaft verdammen?

Nur eine proteſtantiſche Kirche wird dieſe Faſſung des Ewigen annehmen.

Nur eine proteſtantiſche Kirche, die ihre Aufgabe darin ſieht, das Menſchenleben mit der Weihe des ewigen Weſens zu veredeln und zu verſchönern — keineswegs aber darin, die menſchlichen Gedanken in der Bewegung und Fortentwickelung durch Bekenntnisformeln zu ſtören und zurückzuhalten. Die Intoleranz, die Verfolgungsſucht muß eine ſolche Kirche haſſen, verdammen, mit allen Waffen unterdrücken. Selbſt aber muß ſie Freiheit laſſen, das ewige Weſen ſich zu denken, wie ein jeder mag.

Die Kirche muß die Intoleranz mit den Waffen des Geiſtes bekämpfen.

Die Intoleranz bekämpfen, die abgöttiſchen und abergläubiſchen Verirrungen ſchonungslos widerlegen, aber nicht verfolgen — das iſt eine delikate Aufgabe. Den Kampf mit den Waffen des Geiſtes muß die Kirche fördern, aber den Kampf mit den weltlichen Vorteilen und Nachteilen, mit Drohungen und Verſprechungen, ſoll ſie verurteilen.

Die Freikirche in Breslau.

23. Aug. — Gerade, während ich mich mit dieſen Erwägungen beſchäftige, kommt eine Antwort. Die Revalſche Zeitung, die geſtern kam, brachte den Beſcheid zur Kenntnis, den das Petersburger Generalkonſiſtorium auf Anfrage dem Miniſterio des Innern darüber erteilt hat, ob Juden, die ſich einer chriſtlichen Freikirche in Breslau angeſchloſſen haben, für Chriſten zu halten ſind? Nein, lautet die Antwort, weil die von Herrn Bieder vertretene Gemeinde ein Bekenntnis nicht hat, — laut den eingezogenen Nachrichten. Ich dagegen ſage: ja, — weil ſie in dem negativen Teil, gegenüber dem Moſaismus mit ſeiner Geſetzesgerechtigkeit und gegenüber dem Heidentum mit ſeinen Opfern vor Götterſtatuen, auch gegenüber dem Mohammedanismus mit ſeiner Unduldſamkeit, chriſtlich iſt und weil ſie ein Derivat der früheren chriſtlichen Kirche geblieben; — endlich auch aus dem Neuen Teſtament hauptſächlich die Weihe zu allen Feiern bezieht. —

Das ewige Weſen nach Keyſerling, das man lieben ſoll und anbeten im Geiſte der Wahrhaftigkeit.

Ich erkenne ein ewiges Weſen, das alles zum Beſten wendet, und dem ſich anzuſchließen in menſchlichen Dingen die höchſte Aufgabe und die Seligkeit der Menſchen iſt. Die Vollkommenheit iſt Ziel, das Streben dahin Wirklichkeit. Zubehörungen des Ewigen ſind aller Stoff, alle Kräfte und der unendliche Zuſammenhang aller Dinge — die ſind gegeben. Die Vervollkommnung dieſes Zu-

ſammenhanges iſt aufgegeben. Dieſe Aufgabe iſt ein Teil des ewigen Weſens, das die Menſchen lieben ſollen. Die ihn anbeten, ſollen ihn anbeten im Geiſte der Wahrhaftigkeit. (IV. Ev. 4, 24: Πνεῦμα ὁ Θεός, καὶ τοὺς προσκυνοῦντας αὐτὸν ἐν πνεύματι ἀληθείας προσκυνεῖν δεῖ. „Geiſt iſt Gott, und die ihn anbeten, im Geiſte der Wahrhaftigkeit ſollen ſie anbeten.“) Der Geiſt der Wahrhaftigkeit iſt in aufgezwungenen, formulierten Bekenntniſſen nicht zu finden. Daher erſtes Gebot: Duldung.

Exiſtenz, die dem Denken vorangeht.

24. Aug. — Wie ſchwer dem Menſchen verſtändlich Exiſtenz, die dem Denken vorangeht! Die Erfahrung lehrt, daß der Menſch aus nicht denkenden Partikelchen beider Geſchlechter, oft ohne, zuweilen gegen den Willen ſeiner Erzeuger entſteht. Er iſt keineswegs ein geplantes Werk und die Erzeuger kennen ſeine Konſtruktion nicht. Der erhabene Gedanke bildete nicht den niederen Stoff, ſondern aus dem Stoff erhebt ſich der Gedanke.

Weitere Spekulation führt in die Irre, nur die Liebe führt zu Gott.

25. Aug. — Aber weitere Spekulationen führen in die Irre und im Kreiſe. Der eigentliche Gott iſt nicht erkennbar, nur die Liebe hat ihn und fühlt ihn, als eine Herzensnotwendigkeit. — Das Ewige dieſer Welt, die Perſonifikation der Weltgeſetze, des Weltfortſchritts, führt nicht hinaus über das ſinnliche Daſein. Wer aber ſich darauf beſchränken will, verfällt konſequent dem Atheismus, einer ſeelenloſen Ewigkeit. Es bleibt im weſentlichen bei der Lehre Kants! Gott, Fortdauer des Individuums, Willensfreiheit ſind Gemütsforderungen des geſunden Menſchen; — die letztere iſt in der zeitlichen Gegenwart auch empiriſch, nicht rein transſcendent.

Gott und individuelle Unſterblichkeit bleiben berechtigte Gemütsforderungen.

29. Sept. — (Aus Perſonalia.) Geſtern beantwortete ich den letzten Brief des Profeſſors Strümpell und nun erſt leuchtete mir aus ſeinem Briefe der Satz hervor: „Auch das habe ich erfahren, daß bei unruhigem Gemüte das Denken nicht bloß abgeſchwächt, ſondern gleichſam auch verwirrt wird, und es entſtehen Zweifel, wo vorher keine waren, und das Vertrauen auf die Befähigung und Leiſtungsfähigkeit des Denkens wird geringer.“ — Es könnte aber dieſer Zweifel berechtigt ſein, denn erſt das Alter bringt die Reſignation auch denjenigen Philoſophen, die über Kant mit jugendlichem Drange hinausgegangen ſind, einzugeſtehen, daß die wiſſenſchaftlichen Gründe, z. B. für die Exiſtenz Gottes, nicht zwingend ſind. Pascal wußte das freilich und noch dazu, daß wenn ſie ſtichhaltig wären, ſie gar nicht denjenigen Wert hätten, den man ihnen gern beimißt. Was man verlangt, iſt einen liebenden Gott, und dieſe pathetiſche Seite Gottes

widerſpricht der ſtrikten Methode, die z. B. die Wiederkehr eines Himmelskörpers vorausberechnet. Das Alter hört endlich auf ſich mit den Unlöslichkeiten zu plagen; es wird aber auch mehr zum Materialismus hingezogen.

---

5. Okt. — Die Pflege der Ehrfurcht vor dem Göttlichen mehrere tauſend Jahre lang, hat es unheimlich gemacht, ſich zum Atheismus zu bekennen. Ob *er wahr* iſt, mit Gleichmut zu prüfen, iſt eine Verwegenheit, die höchſt ſelten einzelnen Menſchen beigewohnt hat. Unterdes haben ſich aber die Waffen für den Atheismus gewaltig geſchärft. Gründe der *reinen Vernunft* für die Exiſtenz Gottes ſind von Kant tödlich getroffen. Ihm blieb aber der Himmel über dem Menſchen und das Sittengeſetz im Herzen, um für die praktiſche Vernunft, mit ihrem Uebergewicht im Vergleich zur reinen Vernunft, Gott feſtzuhalten. Seitdem die erſtaunlich ſinnreich berechneten Einrichtungen und Vorrichtungen dieſer Welt, ſei es am geſtirnten Himmel oder im Bau der organiſchen Weſen, eine *mögliche* wiſſenſchaftliche Erklärung gefunden haben, durch die vergleichsweiſe größere Haltbarkeit, unter Vergehen der weniger geratenen, materiellen Kombinationen im Laufe der unendlichen Zeit, hat der ſogenannte phyſiko-theologiſche Beweis vom Daſein Gottes viel an ſeiner Wirkung auf das Gefühl verloren. Andrerſeits, nachdem einmal Kant gezeigt hatte, daß die Moralität entweder eine autonome ſein muß, oder überhaupt *gar nicht* ſein kann, iſt es doch nicht unbedenklich, ſie feſtigen zu wollen, indem man ſie auf Gebote Gottes ſtützt. Die Notwendigkeit des Zuſammenlebens, auch ſo verworfener Menſchen, wie es die meuternde Mannſchaft der Bounty, die auf der Inſel Pitcairn im Stillen Ocean ſich anſiedelte, geweſen iſt, erzwingt in einigen Generationen muſterhaftes, tugendhaftes Verhalten, ohne Geſetze, denen ein göttlicher Urſprung angedichtet worden*). Unzweifelhaft wird das für die ganze Menſchheit

Schwächung des phyſiko-theologiſchen Beweiſes vom Daſein Gottes durch die moderne Wiſſenſchaft.

Auch die Moralität entwickelt ſich durch Auslese des Zweckmäßigeren.

*) In der Revue d. d. M. habe ich geſtern mit Vergnügen einen Artikel von Varigny über einige Inſeln des Stillen Meeres geleſen. Die Meuterer des Schiffs Bounty ſiedelten ſich auf der von allen Schiffsrouten abgelegenen Inſel Pitcairn an, und raubten ſich Weiber von andern Inſeln. Sie lebten zügellos und rieben ſich auf bis auf einen, durch die Not tugendhaft gewordenen Reſt. Dieſe Uebriggebliebenen proſperierten, und nach vielen Jahren wurde hier ein ſehr wohlgeſtalteter und ſehr geſitteter Stamm entdeckt. England bot ihnen die Norfolkinſel an, die, bisher durch böſe Verbrecher beſchickt, in ſchrecklichem Rufe ſtand. Die Nachkommen der Bounty-Meuterer haben auch dieſe jetzt in eine herrliche Inſel

ſich ebenſo vollziehen, ſobald der Zuſammenhang zwiſchen den Menſchen allgemein ebenſo groß geworden ſein wird als zwiſchen den Bewohnern der Pitcairninſel. Rapid wächſt dieſer Zuſammenhang und dringt in das Innere der Feſtlande weiter von Jahr zu Jahr. Sollte es auch Hunderttauſende von Jahren währen, dieſe Bewegung muß einſt dahin gelangen, zwiſchen allen Erdbewohnern einen ähnlichen Zuſammenhang zu ſchaffen, wie zwiſchen denen der kleinen Inſel im Ocean. Dann aber wird auch die Moralität in ähnlicher Weiſe, als eine Notwendigkeit für das Leben, aller Gemüter ſich bemächtigt haben. Die religiöſe Frömmigkeit hat überall ſich als eine gebrechliche Krücke für die Sittlichkeit in Einzelfällen erwieſen, und weder Herr O....., noch viele andre, die ausgezeichnet ſchienen durch Religioſität, haben ſich im Geſchäftsleben reell erwieſen, noch haben die bigotten Könige, wie die Ludwige in Frankreich, ihren ſinnlichen Gelüſten eine für die Menſchheit heilſame Richtung gegeben.

Wachſender Zuſammenhang der Menſchheit.

Bigotte Könige Frankreichs.

Es wäre nicht ein Verſtoß gegen die Wahrſcheinlichkeit, wenn gegenwärtig ein Schriftſteller die Kataſtrophe ſeines Romans in einen Beſuch verlegte, den ſeine Heldin einer der Atheiſtenverſammlungen in London oder in Paris ſollte gemacht haben. Von ſehr lebhaftem Geiſt, wird ſie von der Lebhaftigkeit der Lehren ſchnell ergriffen und von ihrem mutigen Herzen bewogen, zu bekennen und anzuwenden, was ſie für wahr hält. Bis dahin lebte ſie unerſchüttert in den Gebräuchen und Lehren, mit denen ſie aufgewachſen war. Gott hatte Gefallen, wie es ihr vorgeſtellt war, an der Unſchuld, er hatte verboten, ſich dem Manne ihrer Liebe anders hinzugeben, als in der Ehe. Nun aber wird ihr plötzlich klar, wie es mit dieſer Vorſtellung, der die Menſchen göttliches Weſen beigelegt haben, von jeher beſchaffen geweſen iſt. In Aſien dachte man ſich einen König, aber ohne menſchliche Schranken, als Gott. Gutes und Böſes hing von ſeiner unbegreiflichen Gunſt oder von ſeinem Einfall ab. Ihm gegenüber hört alle Vernunft auf, und in unerſchütterlicher Ehrfurcht vor ihm zu erſterben, iſt die einzige oberſte Regel. Der zornige, unduldſame Zebaoth, — der Allah, — ſie tragen das tyranniſche Gepräge des aſiatiſchen Herrſchers. Bei den Griechen kommt es anders. Die menſchliche Schönheit, auf das höchſte geſteigert, das iſt göttliches

Entwurf Keyſerlings zu einem religiöſen Roman.

---

mit geſitteten Bewohnern verwandelt. Sie leben nur nach traditionell gewordener Ordnung, ohne geſchriebene Geſetze; die Häuſer ſind ohne Verſchluß, der Diebſtahl unbekannt. Die Not lehrt, ohne Inſpiration höherer Weſen. Was zum Vorteil der Gemeinſchaft dient und dieſe fördert, iſt gut, — nicht aber, was den Neigungen des einzelnen entſpricht.

Weſen, — in vielen Göttern nach verſchiedenen Seiten hin verkörpert, — und zu oberſt von der alles bewältigenden Erhabenheit Kronions beherrſcht. — Dazu brachte das Chriſtentum die Liebe. Gott wurde der liebende Vater, der Freude und Schmerz empfindet über den Gehorſam oder über die Unfolgſamkeit der Kinder, der ihnen ein unerſchöpflicher Wohlthäter, aber auch ein unverſöhnlicher Strafrichter ſein kann. Beſonders das Johanneiſche Evangelium und die Johanneiſchen Briefe haben ausgeſprochen, Gott iſt die Liebe. Eine ſanfte, ſchmelzende Empfindung ſollte alle Menſchen zu einander mit geſchwiſterlicher Geſinnung erfüllen. Erbauliche Vorſtellungen! aber keine von ihnen hat ſich in der Erfahrung als wahrhaftig erwieſen und noch viel weniger durch wiſſenſchaftliche Gründe gefeſtigt. Die Götter der Griechen ſind als Abgötter aus den menſchlichen Vorſtellungen verbannt worden, und der Gott der Aſiaten iſt, zu einem Teil, den Chriſten ein Greuel geworden. Die Brüderlichkeit und die Gütergemeinſchaft hat ſich als undurchführbar und als feindſelig gegen die Fortbildung und Gerechtigkeit unter den Menſchen erwieſen. — Gut, heißt es, alle dieſe Vorſtellungen von Gott treffen ſein Weſen ganz unvollkommen. Er iſt anders; kein Menſch begreift ihn. Wie er iſt, kann niemand wiſſen, niemand ſagen. Aber liegt darin nicht das Geſtändniß, daß jeder Inhalt, den wir dieſer Vorſtellung beilegen könnten, widerſpruchsvoll, unwahr iſt? Gott iſt eine Vorſtellung ohne Inhalt, — an ihn zu glauben, iſt eine Uebereilung. Bis man ihm einen angemeſſenen Inhalt wird geſchaffen haben, ſind der Glaube und der Unglaube an ihn beide vollſtändig leer. S'il n'est pas*, il faut l'inventer, konnte der weltkluge, um Wahrhaftigkeit weniger, als um ſein Wohlbehagen bekümmerte Voltaire witzeln. Aber er könnte es nicht, wenn er eingeſehen hätte, daß Gott weder zur Weltordnung, noch zur Tugend von Nutzen ſein kann. Es bleibt nichts übrig, als Gott in ehrenvollen Ruheſtand zu verſetzen, ihn, ſo zu ſagen, mit Uniform zu entlaſſen*).

Nachdem die Heldin dergleichen angehört, iſt ſie empört über die Unwiſſenheit, über die geiſtige Knechtſchaft, in der man ſie bisher gehalten, den herrſchenden Klaſſen und Lebensaltern zu Nutz. Fort wirft ſie alle Bedenken, die ſie bisher zurück gehalten. Ihre Lebensjahre zu genießen, den Reſt aber außer acht zu laſſen, wird ihre Lebensregel.

Eine ſolche Umwandlung ihrer Lebensführung wäre nicht möglich geweſen, wenn ſie von Hauſe aus in den ernſten Grundſätzen

*) Sprichwörtliche Redensart in Rußland.

wiſſenſchaftlicher Forſchung und ſittlicher Gemeinſchaft erzogen worden wäre. Sie wüßte, daß eine rein menſchliche Aufgabe, die Familienbildung, die erhabenſte und beglückendſte Aufgabe des Weibes iſt. Sie hat darin die Vorempfindung der ganzen Zukunft des Menſchengeſchlechts, und es iſt ein Irrtum, wenn ſie glaubt, glücklich, würdig ſein zu können, ohne ſich darum zu kümmern, was *nach ihr* ſein wird. Wäre es nicht beſſer geweſen, ſie in voller Wahrhaftigkeit zu erziehen, anſtatt ihre Jugend mit dichteriſchen Wahngebilden, mit thörichten Hoffnungen und kindiſcher Angſt, um Seligkeit und Höllenqualen zu erfüllen.

Familienbildung höchſte Aufgabe des Weibes.

Aber *dennoch! ohne Gott* fehlt dem inneren Menſchen, wie es *mir* ſcheint, die Ruhe, der Abſchluß. Da muß doch eine andre Vorſtellung möglichen Inhalt für Gott ſchaffen. Das unerreichbar ferne Ziel der Menſchheit, des Weltganzen, das iſt die Vorſtellung, zu der man gelangen ſoll. Gott iſt nicht der ſinnliche Macher, aber der *geiſtige Pol* der ganzen Welt, die mehr und mehr zur Vollendung ſtrebt. Naturgemäßes Leben zum Gedeihen der Menſchheit als Ganzes, das iſt die einzig wahrhaft göttliche Aufgabe des Menſchen.

Ohne Gott fehlt dem Menſchen Ruhe und Abſchluß. Gott muß das Ziel ſein dem man zuſtrebt, ſiehe den „*werdenden* Gott“ 31. Juli 1880.

Perſönlichkeit, das iſt eine höchſt beſchränkte Form des menſchlichen Daſeins und des tieriſchen ebenfalls. Es iſt ganz unmotiviert, ſie als Forderung für alles, oder für das All aufzufaſſen. In der Erſcheinungswelt, wo unſer Denken und Fühlen beſchloſſen iſt, ſehen wir erfahrungsmäßig, Perſönlichkeit, ein Selbſt, mit der Exiſtenz eines Nervenſyſtems verbunden. So einfach auch die Seele den Philoſophen geſchienen hat, ſie hat zur Vorbedingung ein Syſtem von Nervenkernen und Nervenfäden, von Haltpunkten und Leitungen. Ohne Bewegungsmöglichkeit in dieſem Apparat, keine Seele, kein Selbſt. Je unvollkommener die Haltepunkte ſind, um ſo dunkler das Selbſtgefühl. Das große Gehirn des Menſchen ermöglicht ſein unbegrenztes Selbſtgefühl, — verführt ihn aber auch dazu, dasſelbe für eine Vorbedingung Gottes und der Welt zu halten, — wie es, in der That, eine Vorbedingung für ſein Ichgefühl iſt. Aber auch dieſes Ich realiſiert ſich erſt in einer unendlichen Vielheit von Ichs, davon der einzelne ein Vorgefühl, eine Vorfreude haben kann, das aber kein reales Geſamt-Ich aufweiſen kann. Ebenſowenig bedarf das Weltziel, das Gott iſt, eines realen Geſamt-Ichs. Das *ideale* Geſamt-Ich der Menſchheit, der Welt, — das iſt der, die Lebensführung jedes einzelnen zum Guten, zur Seligkeit lenkende *Leitſtern*.

Perſönlichkeit.

12. Nov. — Die Liebe, im eigentlichen Sinne des Wortes, findet keine Befriedigung, wenn ſie die Vielheit, die Allheit nicht zu

Die Liebe verlangt Konzentration auf ein Weſen.

einem einzigen Weſen verdichtet. Alle Menſchen lieben, das verlangt ein Menſchheitsideal, für deſſen Förderung man ſich begeiſtert. Gott für das Univerſum, Chriſtus für die Menſchheit. Gott für das Univerſum, — Chriſtus für die Menſchen auf Erden. Andre, von vernünftigen Weſen bewohnte Planeten haben ihr einheitliches Idealweſen, — ihren Chriſtus nötig. Der jetzt ſo vielfach vertretene Nationalitätsgott. Nationalitätenkultus muß auch ſich in einem Idealweſen verkörpern; vom ruſſiſchen Gott iſt in der That die Rede; jede Nationalität bekommt auf dieſe Weiſe ihren Engel. Endlich gilt das auch für die eigene Perſon. Wie man ſein ſollte, das iſt wie ein Schatten, der jeden in Der Schutzengel. ſeinem Gewiſſen begleitet. Das iſt der Schutzengel des einzelnen. Nur darf man aus dieſen Idealen nicht transſubjektive Weſen machen.

Wegen der Liebe braucht man die Einheit, Atheismus und Polytheismus befriedigen daher nicht. Wegen der Liebe kann man nicht eine Mehrheit von Göttern annehmen. Im Einen ſich verſenkend, findet das Gemüt eine gewiſſe Ruhe. Ohne dieſe Einheit, ob wegen Atheismus oder Polytheismus, fehlt es dem Gemüt an Vollendung; zwiſchen den Vielheiten ſchwankt der Menſch in Unruhe, — oder Apathie.

Zum Ewigen erhebe alle Morgen deine Seele! flüchte aus dem Gewirre der Bewegungen zu dem Einzigen, der Ruhe gibt dem Empfinden.

Darwinismus.

1886. 26. Nov. — Geſtern erhielt ich einen Brief von Prof. Strümpell, darin er fragte über die Stellung Baers und ſeine Einwirkung, betreffend den Darwinismus. Selbigen Tages früh hatte ich in meiner vor zehn Jahren gehaltenen Gedächtnisrede wieder nachgeleſen, was ich damals darüber geſagt. Seltſam iſt ein ſolches Zuſammentreffen, wie das Zutreffen von Träumen, und beweiſet nur, daß die Gedankengänge nicht ſo unendlich viele und verſchiedene ſind, um das Zuſammentreffen an demſelben Tage auszuſchließen. Ich antworte nicht auf alles. St., wie ſo viele ſeiner Zeitgenoſſen in der Philoſophie, hat den Schlüſſel zum Verſtändnis der Kantſchen Lehre über Teleologie nicht gefunden. Erſt Kuno Fiſcher dürfte eine klarere Einſicht in die Kantſchen Probleme wieder verbreitet haben, und erſt nach ihm haben Volkelt u. a. an dieſen Problemen weitergearbeitet.

Aber auf die Frage, weshalb Baer, anſtatt von Zweckmäßigkeit zu ſprechen, Zielſtrebigkeit gebraucht, antworte ich: um es

unentſchieden zu laſſen, ob es auf eine zweckvorſtellende Intelligenz, neben und außer den ſinnlichen Erſcheinungen, ſich bezieht.

Auf die Frage, ob Baers Polemik gewirkt habe, ſage ich eigentlich nein.

Die Fortſchritte des Darwinismus ſind unaufhaltſam geweſen. Ueber ein Problem, das nicht kann vorläufig und lange unentſchieden bleiben, gibt es ein Schwanken nur, wenn es mehrere ziemlich gleichwertige Löſungen gibt. Auf die Frage, wie ſich die Arten haben bilden können, wie ſich ihr Bau mit ſo künſtlichen Einrichtungen und in ſo vollendeter Zuſammenpaſſung hat bilden können, wie endlich die überraſchenden Inſtinkte bei den Tieren ſich haben feſtſetzen können, auf dieſe Fragen gibt es nur eine Antwort: Darwins Deſcendenzlehre. Seine Pangeneſis muß unbeachtet bleiben.

---

28. Dez. — Ein Herr Robert Habs, wohnhaft zu Randau bei Schöneberg, hat mich gebeten um Mitteilung meiner Transmutationsnotizen*) im Bulletin de la Soc. géol. de France vom Jahre 1853, und ich ſchicke die betreffenden ausgeſchnittenen Blättchen. Dabei ſchreibe ich aber, daß ich meine Anſichten derjenigen Darwins gegenüber inſofern zurückgenommen habe, als ich die chemiſchen Umwandlungen der Keimkerne nicht mehr durch äußere Einwirkung von beſonderen Molekeln, ſondern durch Auslеſe und Vererbung mir denke; — die Uebergänge zwiſchen den Arten zu fingieren aber noch immer für unnütz erachte. Herr Robert Habs braucht dieſe Sachen zu ſeinen Studien über La Mettrie. Er glaubt einige Stellen in deſſen Système d'Epicure und ſeines Homme machine erläutern zu können, worauf L. Büchner in Darmſtadt ihn hingewieſen. La Mettrie ſpricht von dem Einfluß des Chaos de divers éléments, qui nagent dans l'immensité de l'air, auf den Bau der Organismen. 1886.

*) In der, ſeiner „Entſtehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl" vorausgehenden hiſtoriſchen Skizze über die Entſtehung der Arten, ſagt Darwin:

Im Jahre 1853 hat ein berühmter Geologe, Graf Keyſerling (im „Bulletin de la Société géologique", Bd. X, S. 357), die Anſicht ausgeſprochen, daß, wie zu verſchiedenen Zeiten neue Krankheiten, die, wie man annimmt, durch irgend ein Miasma entſtanden ſind, ſich über die Erde verbreitet haben, ſo auch zu gewiſſen Zeiten die Keime der bereits vorhandenen Arten durch Moleküle von beſonderer Art in ihrer Umgebung chemiſch beeinflußt worden ſein könnten, ſo daß aus ihnen neue Formen hervorgegangen wären.

Aus einem Brief an Prof. Strümpell.

Mai 1888. — Mit hohem Intereſſe habe ich Darwins Leben und Briefe, herausgegeben von deſſen Sohn, im Original geleſen, ein ſehr anziehendes Lebensbild. Gelegentlich möchte ich die deutſche Ueberſetzung letzter Hand des „Urſprungs der Arten“ mir anſchaffen. Ich beſitze nur die erſte engliſche Ausgabe, die der Verfaſſer mir beim Erſcheinen zuſandte. Darwin ſchreibt an Hooker, was ich damals dazu ſagte. Ich habe nichts davon zurückzunehmen.

Brief des Grafen Leo Keyſerling nebſt einem Manuſkript von deſſen Vater Grafen Alexander Keyſerling über ſeine Stellung zum Darwinismus.

Am 27. Dezember 1887 hatten ſich in Raikül Freunde und Fachgenoſſen um meinen Vater verſammelt, zur Feier ſeines 50jährigen Schriftſtellerjubiläums. Von verſchiedenen Seiten wurde ihm damals die Bitte nahegelegt, er möchte ſeine Ideen über die Lehre Darwins veröffentlichen. Ich habe ſpäter oft die Bitte vergeblich wiederholt, und entſchloß mich daher, die Gedanken und Anſichten, die ich geſprächsweiſe ſo häufig vernommen, in an ihn gerichteten Briefen zu formulieren. In ſeinen Antworten ging mein Vater auf meine Fragen nicht ein und war ich um ſo erfreuter als ich endlich, am 7. Dezember 1888, in Briefform nachſtehende Abhandlung über die Lehre Darwins erhielt, die ich nunmehr, ohne irgend eine Aenderung, der Oeffentlichkeit übergebe.

Lieber Leo!

Du biſt wiederholt auf die Ideen Darwins zu ſprechen gekommen, und ich will verſuchen, Dir in den folgenden Zeilen klar zu überliefern, zu welchen Ergebniſſen darüber meine Gedanken gelangt ſind. Da muß ich aber weit ausholen und mit der Aufgabe der Syſtematik für Pflanzen und Tiere beginnen. Zur ſicheren Wiedererkennung der Arten, auf wiſſenſchaftliche Weiſe, gibt es nur ein zureichendes Mittel, das iſt ein Syſtem disjunktiver Begriffe, in das alle Individuen, ein jedes nur an einer ſicher zu erkennenden Stelle, hineinpaſſen. Begriffe beſtehen aus Merkmalen, einem oder mehreren, die als Prädikate durch ein Urteil einem Subjekt beigelegt werden. Disjunktive Begriffe ſind ſolche, wo Prädikate, die ſich wechſelſeitig ausſchließen, zwei oder mehreren Subjekten durch disjunktive Urteile

beigelegt werden. Die Subjekte ſind in Zoologie und Botanik eine unbeſtimmte Vielzahl von Einzelweſen. Es iſt zweckmäßig, in der formalen Logik die abſtrakten Begriffe ſich durch figürliche Schemata klar zu machen. Man denke ſich zwei große Kreiſe, der eine bedeute Pflanze, der andre Tier. Das Einzelweſen mit X bezeichnet, wenn es ein lebendiges Weſen iſt, gehört entweder zu den Pflanzen, oder, ſeinem Begriffe nach, zu den Tieren — entweder zu A oder zu B, wenn ſo die beiden Kreiſe bezeichnet ſind. Es ſei nun der Kreis A in zwei Halbkreiſe geteilt — Sporenpflanzen und Samenpflanzen bedeutend, ſo gehört X in einen dieſer Halbkreiſe, die mit C und D bezeichnet ſind. Der Halbkreis D, Samenpflanzen, ſei wieder in zwei Quadranten für (Nadelbäume) Gymnoſpermen, und (Laubpflanzen) Angioſpermen, E und F geteilt, F wieder für Monokotyledonen und Dikotyledonen in G und H, zwei Oktanten, geteilt. X wird durch ein ſolches Verfahren in den ihm zugehörigen Oktanten verwieſen. Dieſer kann nun immer weiter und weiter geteilt werden, ſo daß ſich das Syſtem als ein von Radien vielfach geteilter Kreis darſtellen läßt. Es iſt bisher vorausgeſetzt, daß die Subjekte zu dem disjunktiven Urteil immer paarweiſe ſich gegenüberſtehen. Logiſch können aber eine unbeſtimmte Anzahl von disjunktiven Merkmalen einander ausſchließen. Nur würde das dem Zweck, die richtige Stelle, dahin das X gehört, zu ermitteln, weniger dienlich ſein. Es iſt, als teilte man den Kreis in 360 oder unendlich mehr nebeneinander geordnete Zentriwinkel mit ihren Ausſchnitten und müßte alle durchmuſtern, bevor man entſcheidet, wohin X zu bringen iſt. So viel irgend thunlich, ſoll man ſich alſo an der Dichotomie, an der einfachen Zweiteilung, genügen laſſen.

Es kann nun die Frage entſtehen, ob es überhaupt eine Grenze gibt, an der die Teilung durch disjunktives Urteil mit Notwendigkeit ein Ende hat, — oder ob ſie unbegrenzt könnte fortgeſetzt werden? Denken laſſen ſich gewiß immer weitere Zerteilungen, aber in der Erfahrung ſtößt man bald auf unüberwindliche Schwierigkeiten. In der Anſchauung gibt es wohl Merkmale, an denen man ſeine perſönlichen Bekannten, oft ſchon aus gewiſſer Entfernung, an Bewegung, Haltung, Stimme wiedererkennt; aber ein disjunktives Merkmal zu ermitteln, das ſich muß in Worte faſſen laſſen, und das ſich unter allen andern Menſchen unzweifelhaft herausfinden ließe, vermag man nicht. Ebenſowenig läßt ſich der verſchiedene Flug der Vögel, ſelbſt ihr Geſang, in Worten wiedergeben, wie es zu einem disjunktiven Begriff erforderlich iſt. In der Erfahrung ſtoßen wir immer auf ſolche disjunktive

Begriffe, die eine unbeſtimmte Vielzahl von Einzelweſen, zuweilen von ſehr augenfälliger Verſchiedenheit, umfaſſen, die aber dennoch ſich nicht durch disjunktive Urteile zerteilen laſſen, weil jedes daran wahrnehmbare Merkmal in ſo vielen Abſtufungen in den zugehörigen Individuen zur Beobachtung kommt, daß keine begriffliche Abgrenzung damit ſich begründen läßt. So iſt zum Beiſpiel unſre Haustaube, Col. Livia, durch den weißen Unterrücken neben zwei ſchwarzen Querbinden über die Flügel, von der Col. Oenas zu unterſcheiden, und bei den auffälligſten, durch die Zucht erzeugten Abweichungen treten immer wieder, wie *Darwin* es gezeigt hat, dieſe disjunktiven Merkmale unter den Nachkommen hervor. Es iſt nicht gelungen, disjunktive Begriffe für die ſo überaus verſchiedenen Hunde zu ihrer Zerteilung in Arten zu bilden. Die Menſchen laſſen ſich erſt recht nicht nach Begriffen zerteilen, wie das aus dem Studium des ſchönen *Rankeſchen* Werkes hervorgeht. Die Art iſt eben ein *Begriff* und keine *Anſchauung*. Nach dem Vorhergehenden läßt ſich nun die richtige Definition von Art geben, die zwar immer von den guten Syſtematikern eingehalten worden und daher nichts weniger als neu iſt; die aber meiſt weder zum Ausdruck noch zum klaren Bewußtſein gekommen iſt. *Art iſt in einem Syſtem disjunktiver Begriffe ein unteilbarer letzter Begriff*, der unbeſtimmt viel Einzelweſen umfaßt. Art iſt eben nichts weiter, als ein ſolcher weſentlicher, *wiſſenſchaftlicher Begriff*, — ſo lange leer, bis die Anſchauung ihm einen Inhalt gibt. Die Anſchauung wiederum liefert nur Typen, um die herum die Einzelweſen ſchwanken, iſt aber für die Begrenzung der Art, mit *Kant* zu ſprechen, blind. Der Vogelliebhaber unterſcheidet, wenn er darin Erfahrung hat machen können, z. B. Sproſſer und Nachtigall, meiſt ſicher; — das Kennzeichen, daß die zweite Schwinge bei der Nachtigall kürzer, bei dem Sproſſer länger als die vierte Schwinge iſt, leitet ihn nicht; und dennoch macht dieſes Kennzeichen den Syſtematiker erſt ſicher, daß er es mit zwei gut unterſchiedenen Arten zu thun hat. Nur wäre es verkehrt, von dem Syſtematiker einen Begriff zu erwarten, der eine Anſchauung erſetzt, ebenſo von der Anſchauung allein einen Begriff, der das Weſen der Art bildet, zu fordern.

Ehe man ſich darüber verſtändigt hat, was Art eigentlich bedeutet, iſt es nicht möglich, bei den Verhandlungen über die Entſtehung der Arten Mißverſtändniſſen zu entgehen. Viele Naturforſcher ſprechen ſo, als wären die Typen *der Anſchauung: Arten*, und verlaſſen damit eigentlich den Boden der wiſſenſchaftlichen Syſtematik.

Schließlich wäre bei dieſen einleitenden Betrachtungen noch die

phyſiologiſche Bedeutung der Art zu erörtern. So wie nur Weſen mit Vorfahren und (der Möglichkeit nach) Nachkommen die organiſche Welt ausmachen, während es in der unorganiſchen Welt keine Vorfahren geben kann, ſo liegt auch für die Art etwas Entſcheidendes in ihrer Fortpflanzung. Kommt es auch zu Baſtardbildungen zwiſchen Individuen verſchiedener Arten, — in ſeltenen Fällen im allgemeinen, — ſo ſind die Baſtarde unter ſich, erfahrungsmäßig, entweder ganz unfruchtbar, oder von ſo geſchwächter Fruchtbarkeit, daß die Inzucht unter ihnen bald zum Ausſterben der Baſtardraſſe führt. Es iſt nicht gelungen durch Züchtungen von mehr und mehr abgeänderten Individuen einer Art Raſſen zu bilden, die ſich zu einander, in der gedachten Beziehung, wie Individuen verſchiedener Art verhalten; ſie liefern nicht zur Sterilität neigende Kreuzungsprodukte. Der geniale Phyſiologe Huxley, bei allem ſeinem Enthuſiasmus für Darwin, ſieht darin eine bisher noch immer unüberſteigbar gebliebene Schwierigkeit für die Lehre Darwins von der Entſtehung der Arten.

Darwins Lehre operiert mit drei thatſächlichen Vorgängen, 1. Variabilität, 2. Ausmerzung, 3. Vererbung. Damit erklärt ſie dreierlei: 1. Die Entſtehung neuer Formen, 2. ihre Anpaſſung an die umgebende Erdenwelt, 3. ihre Konſtanz. Dreierlei dagegen hat Darwin nicht erklärt oder verſtändlich gemacht: 1. die unvermittelten Grenzen zwiſchen den Arten, 2. die von der Paläontologie auf der ganzen Erde nachgewieſene identiſche Ordnung der Folge von Faunen und Floren mit vorherrſchend ähnlichen Typen; 3. den Fortſchritt dieſer Typen in geologiſcher Zeit von dem Allgemeinen zum Beſonderen in ihren Organen, von dem Niederen zum Höheren — bis hinauf endlich zu dem Menſchen mit ſeinem übermächtigen Gehirn.

Es ſcheint aber die Lehre Darwins, ohne weſentliche Abänderung ihrer Grundlagen, recht wohl dahin ausgebildet werden zu können, um auch das zu erklären, was bisher der Erklärung fehlte. Das ſoll in folgendem verſucht werden, freilich nur in Gedanken. Doch iſt es wohl möglich, daß die Gedanken einſt zu Verſuchen leiten, die eine beſſere Grundlage den Erklärungen verleihen, als ſie zur Zeit für die ganze Lehre zu Gebote ſtehen.

So zureichend die Lehre durch Beobachtung und Experiment begründet iſt, ſo lange es ſich um Entſtehung von Raſſen und Varietäten, — Abänderung der Anſchauungstypen, — handelt, ſo entſchieden wird ſie hypothetiſch, wenn ſie dazu ſchreitet, die Entſtehung der ſyſtematiſchen Arten, — disjunktiver Begriffe — zu erklären; ſie muß die Fort-

wirkung der dreierlei Vorgänge, über das Thatſächliche hinaus, denken, vorausſetzen, und das macht die Lehre zu einer Hypotheſe. Nur in der anfänglichen intellektuellen Ekſtaſe konnten Anhänger das ſoweit verkennen, daß ſie die Lehre in Parallele ſtellten nicht nur mit der des Copernicus, ſondern auch mit denen eines Keppler und ſogar Newtons. Auf einen Mittelpunkt die Erſcheinungen zu reduzieren, ihre mathematiſche Geſetzmäßigkeit nachzuweiſen — ſie aus einer Kraft durch Rechnung abzuleiten, — ſo daß im voraus die Stelle im Raume angegeben werden kann, wo zu irgend einer beliebigen Zeit ein beſtimmter Körper ſich befinden wird, — das ſind Leiſtungen, die der Biologie für immer verſagt ſein werden. Aus den Pflanzen und Tieren der Gegenwart zu entnehmen, was für Pflanzen und Tiere auf der Erde gelebt haben oder leben werden, in vergangenen oder zukünftigen geologiſchen Perioden, kann nur eine Aufgabe der Kalkulation werden. Eher könnte man die Darwinſche Lehre mit der Kant-Laplaceſchen Hypotheſe, mit der Nebulartheorie in Parallele ſtellen, obwohl ſie auch bei dieſem Vergleich darin zurückbleibt, daß man ſie nicht veranſchaulichen kann, ſo leicht wie die Nebularhypotheſe durch das Plateauſche Experiment. Allerdings könnte man in gewiſſen Gattungen einzelne Reihen von unſicher gegeneinander begrenzten Arten mit unauflöslichen Nebelflecken vergleichen, hier unfertige Arten, wie dort unfertige Sternenwelten vorausſetzen. Ein ſolcher Vergleich veranſchaulicht auch das numeriſche Verhältnis. Wegen der Nebelflecke wird die Exiſtenz der unzähligen, ſcharf geſonderten Sterne am Himmel nicht zweifelhaft, wenn auch die Hypotheſe, daß ſie nicht alle aus einem gemeinſamen Nebel, aus einem allgemeinen Chaos hervorgegangen ſein könnten, damit nicht widerlegt werden kann. Unzählig, wie die Sterne am Himmel, ſind die wohl geſonderten Arten, nicht nur in der Jetztwelt, ſondern auch, ſoweit die Forſchung zurückreicht, bis in die Zeiten des cambriſchen Olenellus. Wohl hat uns die Paläontologie durch die Aufdeckung von Bindegliedern, von Stammformen, in denen Strukturverhältniſſe verſchmolzen erſcheinen, die in ſpäteren Formen mehr ausgebildet und geſondert auftreten, überraſcht. Aber es verdient hervorgehoben zu werden, daß dergleichen Bindeglieder vielmehr zwiſchen den größeren Abteilungen der Organismen, zwiſchen Klaſſen, Familien, Gattungen aufgefunden ſind. Wahrhafte Zwiſchenarten, die zwiſchen den disjunktiven Charakteren rezenter Arten Uebergänge nachweiſen, hat man in den tertiären Schichten, trotz ihres Reichtums an rezenten Gattungen und ihrer oft wunderbaren Erhaltungsweiſe, z. B. im Bernſtein, bis jetzt nicht gefunden.

Ebenſowenig hat die Entomologie, trotz der Liebhaberei, die dazu veranlaßt, Tauſende von Sammlern, Individuen derſelben Art, oft zu Hunderttauſenden, in die Sammlungen zu bringen, in namhafter Anzahl Formen entdeckt, die zwiſchen den Arten die Grenzen undeutlich machen könnten. In den einzelnen Fällen, wo es ſo hat ſcheinen können, erweiſt es ſich aber bei weitergreifender und mehr erſchöpfender Unterſuchung, daß mehr Grund vorliegt, vorauszuſetzen, das Syſtem ſei an dieſer Stelle nicht fertig, als von unfertigen, in Bildung begriffenen Arten zu ſprechen.

Ein ſpezifiſches Protoplasma von ſehr impreſſionabler und leicht zerſtörbarer Zuſammenſetzung, ſo iſt aus der Erfahrung zu ſchließen, liegt jeder Art, d. h. dem in der Anſchauung verwirklichten unteilbaren Begriff, — zu Grunde. Individuelle Eigenheiten können bis zu einem gewiſſen Grade in dieſes Protoplasma verändernd eindringen und auf dieſe Weiſe konſtante Raſſen und Varietäten bilden, aber ein ſo tiefer Eingriff, daß eine Umprägung des Protoplasmas zu der einer verwandten Art erfolgt, iſt bisher in den Beobachtungen nicht bekannt geworden. Dreißig Jahre eifrigen Forſchens in dieſer Richtung ſind vergangen ſeit dem Auftreten der Darwinſchen Lehre, und es hat ſich noch immer nichts Entſcheidendes ermitteln laſſen. Die einzige Hoffnung bleibt noch im Bereiche der Bakterien oder Mikroonten. Aus einer Heubakterie wollte man, durch Kultur in allmählich wärmeren Medien, die Milzbrandbakterien erzeugt haben. Aber bei dieſen kleinſten Weſen iſt die Umwandlung, der einen Form in die andre, der unmittelbaren Beobachtung ſo ſchwer zugänglich, daß man bei den ſo viel unterſuchten Saccharomyceten (den Hefepilzen) nur zu der Wahrſcheinlichkeit gelangt iſt, daß aus einer Art viele andre entſtehen können, bei veränderter Ernährung und Umgebung. Hat man es nur mit einer polymorphen ſyſtematiſchen Art dabei zu thun?

Dieſe Wahrſcheinlichkeit ſcheint zur Zeit die einzige Handhabe, um über die Kluft zwiſchen Art und Art einen thatſächlichen Steg zu ſchlagen*). Denn das Keimpünktchen, aus dem die organiſchen Weſen entſtehen, iſt auch ein Mikrobion zuſammengeſetzter, vermutlich immer zweigeſchlechter Natur. In dieſem Mikrobion ſind die Vorbedingungen enthalten, nach welchen das Einzelweſen in den aufeinander folgenden Phaſen ſeines Lebens zu beſtimmten Formen ſich ausgeſtaltet; in dem

*) Bei mikroſkopiſchen (? Red.) Krebschen aus der Ordnung der Kiemenfüßer, Familie Blattfüßer (Artemia) hat man Umwandlung der Art, je nach Salzgehalt des Waſſers, darin ſie gehalten wurden, konſtatiert. Aber die Erſcheinung läßt ſich als Polymorphismus ein- und derſelben Art, in allen dieſen Fällen, deuten.

Keimkörperchen des Schmetterlingseies z. B. ist enthalten das Gesetz, nach welchem die Raupe, die Puppe, der Schmetterling, ja der einzelne Pigmentfleck auf seinem Flügel der Art nach unabänderlich sich bilden muß; aber doch so impressionabel, daß individuelle Eigenschaften der Erzeuger durch dieses Keimkörperchen übertragen werden. — Wodurch entstehen diese individuellen Abweichungen, die Variabilität, als erster Vorgang, ohne den es zu der „Auswahl" und Rassenvererbung gar nicht kommen könnte? So viel ist ermittelt, daß bei der Befruchtung von dem, durch die Pore, durch die sogenannte Mikropyle, in das Ei hineintretenden Samenfädchen, — in normaler Befruchtung ein einzelnes Fädchen, — Kopf und Schwanz, nachdem sie die zum Eindringen dienenden Bewegungen vollführt haben, als unnütz abgeworfen werden. Aus einem Vortrage des Privatdozenten Dr. Boveri in München ist zu entnehmen, daß die bisherigen Forschungen sich dahin zusammenfassen lassen, daß nur die chromatische Substanz des Eikerns und das Chromatin des Spermatozoenkernes, die Gestaltbildner sind, und daß bei der, von ihnen ausgehenden Zellteilung und Zellsprossung, die übrigen im Ei enthaltenen Zellen und Substanzen untergehen oder verbraucht werden. Die Lagerung, Gestaltung und Nahrung der in dem heranwachsenden Wesen sich abgliedernden neuen Zellen ist nach bestimmten Gesetzen eine andre, je nach der Stelle und der Phase der Neubildung. Bei der Reproduktion verloren gegangener Teile kann die Neubildung an der bestimmten Stelle nur ähnliche Gebilde reproduzieren, wie die verloren gegangenen, weil an derselben Stelle im Organismus auch dieselben Beschränkungen und Forderungen, die ursprünglich bestanden haben, wieder zur Geltung kommen. Nur in den Generationsorganen kommt es wieder bei allen Organismen zu einer Zellbildung unter Umständen, die eine allseitig vollkommene Ausgestaltung eines ganzen Organismus nicht beeinträchtigen. Da alle Organe durch Zellen sich bilden, die von der ersten Keimzelle abstammen und ein Stück ähnlichen Inhalts sind, so liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß ihr Inhalt nicht ähnlich, auch aus zweigeschlechtlichen Bestandteilen besteht. Sieht man z. B., wie die Nase des Vorfahren bei Menschen sich vererbt, so spricht das dafür, daß der väterliche Einfluß, der eben nur durch materielle Beimischung zu stande kommt, auch bei denjenigen Zellen fortgewirkt hat, aus denen die Nase entstand. Aber je weiter die Phase und die Stelle abliegt von der anfänglichen Zelle des Organismus, um so unähnlicher kann die Lagerung und Sprossung der Zellen werden. Zur völligen Gleichheit würde Identität von Phase, Ort und Umgebung für zwei Neubildungen

erforderlich ſein, wie ſie auch bei der Erzeugung von denſelben Eltern bei aufeinander folgenden Kindern niemals ſich gegeben findet; bei Zwillingen noch am meiſten, weshalb auch unter ihnen die Aehnlichkeit einen hohen Grad erreichen kann. Das alſo iſt der Grund der individuellen Variabilität, daß ſich die anfänglichen, entſcheidenden Elemente zweier Weſen, wenn auch in demſelben Organismus, notwendig an verſchiedenen Stellen desſelben, mit verſchiedenen Kombinationen des Chromatins beider Geſchlechter, bilden. Man könnte die Folge der Generationen mit wiederholter Auflöſung von Kryſtallen und wiederholter Ausſcheidung aus der ſo gewonnenen Mutterlauge vergleichen. Eine ſolche wiederholte Operation führt oft zu immer reineren Subſtanzen, zu vollſtändiger Ausſcheidung des Fremden, kann aber auch neue Verunreinigungen zur Folge haben. Das Keimkörperchen, indem es aſſimiliert und Neubildungen ſchafft, läßt ſeine Subſtanzen durch zahlloſe Gebilde wandern, bis ſich der Organismus ſo vollendet ausgebildet hat, daß er wieder neue Keimelemente ausſcheiden kann, die dann wieder in neuen Weſen Auflöſung und Verbreitung finden, bis ſie zu neuen Kombinationen gelangt, ſich wieder in den Generationsorganen reiner niederſchlagen. Die Parthenogeneſis läßt ſich ſehr wohl mit der vorſtehenden Anſicht vereinigen, ſie iſt ſtets nichts weiter als eine vererbte Befruchtung. In dem Falle mit den Bienen zeigt es ſich, daß in dem unbefruchteten Ei die Beſtandteile zu einer Drohne, zu einer männlichen Biene, vorhanden ſind. Es muß aber von dem männlichen Chromatin etwas hinzutreten, um ein Weibchen zu bilden. Es kommt aber auf die Proportion in den verſchiedenen Keimmolekeln an. Ueberwiegt das weibliche Element, ſo entſtehen Männchen, und umgekehrt. Wenn bei andern Reproduktionen ohne Befruchtung, wie z. B. bei den Blattläuſen, eine ganze Reihe von weiblichen Generationen einander folgen, ſo iſt das ſehr wohl mit dem Falle bei den Bienen unter ein und dasſelbe Geſetz zu bringen. Die Vererbung der befruchteten Weibchen dauert bei den Blattläuſen dadurch fort, daß die Proportion zwiſchen den beiden geſchlechtlich verſchiedenen Beſtandteilen ſich konſerviert, ſo lange die Ernährung eine vollſtändige iſt. Tritt im Herbſt eine ſchwächere Ernährung ein, dann kommt es bei ihnen ebenſo wie bei den Bienen, wegen des nicht genügend vermehrten männlichen Chromatins, zu einer Erzeugung von Männchen.

Faßt man ins Auge, daß erſt mit der Befruchtung die normale Weiterbildung von dem Kern der Eizelle aus anhebt, ſo kann man wohl zu der Vorſtellung gelangen, daß alles Wachstum von der An-

weſenheit der geſchlechtlich differenten Molekeln in der Zelle abhängig iſt und nur durch ihre Wechſelwirkung es zur Teilung, Sproſſung und Abſchnürung von Zellen kommt. Auf der unterſten Stufe der organiſchen Welt, bei den Protiſten, müßte man eine diffuſe Geſchlechtsſubſtanz annehmen, die ſich bei den vorgerückteren Weſen differenziert. Bei Fortpflanzung durch Teilung, Sproſſung, Propfen, Okulieren verbleibt die Proportion der ſexualen Molekeln ungeſtört dieſelbe, wie in den Zellen des Stammindividuums; daher auch die Varietät ſich vollſtändiger überträgt, als durch den befruchteten Samen, der durch Einwirkung eines differenten Individuums zu ſtande gekommen iſt. Die Differenzen dürfen aber nur in engen Grenzen ſchwanken. Die Befruchtung einer Blüte durch Selbſtbefruchtung, ſowie die Fortpflanzung der Tiere nur im engſten Familienkreiſe führt zur Sterilität der Nachkommen. Die Komponenten des Keimes ſind in dieſem Falle zu homogen. Zwiſchen Arten, wenn es auch zu Baſtarden in ſeltenen Fällen kommt, erweiſt ſich wieder die Paarung zu heterogen, um die Fertilität der Produkte nicht äußerſt zu beſchränken. Die Kreuzung der Arten, das iſt aus den bisherigen Erfahrungen zu entnehmen, hat nicht zur Bildung beſonderer neuerer Arten geführt. Der Hund iſt nicht von verſchiedenen Arten von Schakals und Wölfen entſtanden, wie es als Vermutung, und in der Verlegenheit um eine wilde Stammesraſſe, ausgeſprochen worden iſt, — da man die Domeſtizierung einer Art, ohne ein wildes Individuum übrig zu laſſen, wie ſie bei Herdentieren leicht eintreten kann und beim Dromedar z. B. vorliegt, nicht glaubte annehmen zu dürfen.

Mai 1889. — Dieſe unterbrochenen Aufzeichnungen vom Dezember vorigen Jahres fortzuſetzen, ſind die Verſuche zu erörtern, aus einer Art eine andre zu machen. Schon war die Rede von den Artſchwankungen, die bei den Blattfüßerkrebschen angeblich ſollen wahrgenommen ſein. Herr Schmankewitſch zu Odeſſa will feſtgeſtellt haben, daß die Artemia salina verwandelt wird in Artemia Milhauseni durch mehr und mehr Salzgehalt im Waſſer und umgekehrt, er will ſogar die Gattung Artemia allmählich in Branchipus übergeführt haben.

Profeſſor Verril (Jule College Amerika) bemerkt dazu, daß die Gattungen Artemia und Branchipus ſich überhaupt nicht unterſcheiden laſſen, wenn man die männlichen Greiforgane nicht beachtet, was eben Schmankewitſch nicht ſcheint beachtet zu haben. Es gehören die Eier dieſer Gattung außerdem zu denjenigen, die jahrelang trocken im Schlamm liegen können, oder gar müſſen, um ſich bei

neuem Aufguß zu entwickeln. Schmankewitſch hat bei ſeinen Verſuchen die Reinzucht nicht genügend verbürgt. Sind Eier verſchiedener Arten im Schlamm verſteckt, ſo werden nach Umſtänden aus demſelben Schlamm bei verſchiedener Temperatur, bei verſchiedenem Salzgehalt u. ſ. w. bald die eine, bald die andre Art, die den Umſtänden mehr angepaßt iſt, ſich in überwiegender Menge einfinden. Vorläufig bleibt dieſe ganze Umwandlung unſicher, bis erneute Verſuche mit allen Vorſichtsmaßregeln gemacht werden! Ein andrer Fall betrifft die Umwandlung von Farnkräutern. Profeſſor Sadebeck beobachtet: Asplenium adulterinum Wilde beginnt in vierter Generation in Asplenium viride Huds. umzuſchlagen und in fünfter Generation ſind faſt alle Pflänzchen wirklich viride. Asplenium Serpentini Heusler beginnt bei der fünften Generation in Asplenium Adiantum nigrum L. umzuſchlagen und in ſechſter Generation ſind die Mehrzahl der Pflanzen wirklich Asplenium Adiantum nigrum. Es ſind hier die auf Serpentinfels wachſenden Formen durch Kultur in andrer Erde in die Stammformen umgeſchlagen. Dieſer Rückſchlag kommt nicht durch mehr und mehr hervortretende Kennzeichen zu ſtande, ſondern durch mehr und mehr Individuen, die plötzlich in die Stammform zurückſchlagen. Ferner iſt die Umwandelung in entgegengeſetzter Richtung, d. h. von den Stammformen in die Serpentinformen nicht gelungen. Aus den Serpentinformen läßt ſich daher die Entſtehung der Stammformen erklären, nicht umgekehrt. Allgemeiner: die Verwandlung iſt nur in einer Richtung möglich; der Rücklauf findet nicht ſtatt. Wenn man die Kennzeichen erwägt, welche die auf Serpentin gewachſenen Formen unterſcheiden ſollen von der entſprechenden Art, ſo kann man ſtreng genommen, keine disjunktiven Begriffe daraus entnehmen. Die Serpentinformen haben zartere, weniger winterharte Blätter. Bei Asplenium adulterinum ſind auch die Streuſchüppchen mehrenteils mit einem Scheinnerv verſehen und durchſichtiger, als bei Asplenium viride. Die Spindel des Blattes iſt nur an der Spitze und nicht weiter hinab grün, u. ſ. w. Ein Mehr oder Weniger unterſcheidet, und das iſt es, was die Urteile disjunktiv macht. Hier bei den Farnkräutern kommen demnach nicht wahrhaft ſyſtematiſche Arten in Frage, und ſo intereſſant die Vorgänge ſind, ſie lehren nicht, wie wirkliche Arten ſich bilden. Endlich kommt ein dritter Fall in Betracht, dem man, und mit Recht, die meiſte Bedeutung beimeſſen dürfte. Vanessa Prorsa iſt durch eine weiße Fleckenbinde, die mitten durch die Hinterflügel reicht und auf die Vorderflügel, halbwegs zu deren vorderem Rande, hinübergreift, von der Vanessa Levana ſamt ihrer Varietät,

Prorima, disjunktiv unterſchieden, ſo viel ich weiß. Profeſſor Weismann (in Freiburg) hat aus der V. Prorsa durch Einwirkung von Kälte auf die Puppe, einige zu Van. Levana gemacht; aber durch Wärmeeinwirkung auf Levanapuppen, Van. Prorsa zu machen, gelang nicht. Die warme Form, aus Frühlingseiern und Sommerpuppen, Prorsa, iſt durch Kälte verſchiebbar; die Herbſteier mit ihren der Kälte ausgeſetzten Puppen (Levana) iſt unwandelbar. Vor der Eiszeit gab es vielleicht nur V. Prorsa; jetzt gibt es in der gemäßigten Zone außerdem die Winterform V. Levana und das hat Wallace Saiſondimorphismus benannt. Sollte eine Zeit kommen, wo die Puppen etwa durch Nachtfröſte, auch im Sommer mehr Kälte leiden, als jetzt, ſo würde es nur noch V. Levana geben. Die urſprünglich V. Prorsa wäre ausgeſtorben und die Levana neu geſchaffen, ganz wie die Paläontologie von den Arten der Vorwelt in vielen Fällen es annehmen muß.

Bis zur Stunde ſind keine andern Experimente mir bekannt, die angeblich zu neuen Arten geführt haben. Aus ſo dürftigen Thatſachen laſſen ſich gewiß allgemeine Schlüſſe für die Geſamtheit der Arten gar nicht ziehen. Bedeutſam bleiben ſie aber für die Frage, ob die Umwandlung der Arten in ſolcher Weiſe vorgegangen ſein muß, daß die disjunktiven Charaktere unmerkliche Uebergänge durchlaufen haben, ſo daß die Aufrechterhaltung ſyſtematiſcher Arten unmöglich wäre, wenn man die Individuen in vollſtändiger Reihe vor ſich hätte! Die Darwiniſten neigen zu dieſer Vorausſetzung, oder glauben ſteif und feſt daran, ohne jeden Beweis; natura non fecit saltus, iſt nun einmal ein ſichrer Satz. Aber man vergißt, daß die geringſte Verſchiebung in den Keimelementen zu großen Abweichungen im weiteren Verlaufe der Entwickelung und in den Endprodukten führen kann. Gerade wie die molekuläre Veränderung in der Flüſſigkeit, aus der ſich ein Kryſtall niederſchlägt, eine abweichende Form der Kryſtalle zuwege bringen kann, ohne Zwiſchenformen, ſo kann es bei der langen Reihe der Zellen, aus denen das vollendete Tier ſich allmählich aufbaut, geſchehen. Im Chromatin gab es keinen wahrnehmbaren saltus, wohl aber in ſeinen Endprodukten. Eine ganze Reihe andrer Erſcheinungen ſpricht für die ſprungweiſe Differenzierung der Tiere und Pflanzen. Iſt doch ſchon die recht große Differenz zwiſchen männlichen und weiblichen Individuen, — die, wie vorher geſagt, von dem Uebergewicht des einen oder andern der Beſtandteile im biſexualen Keime abhängt, — nicht durch eine Reihe von Zwitterbildungen in der Regel vermittelt. Ebenſo treten die Mißgeburten

plötzlich auf und dennoch vererben ſie ſich in vielen Fällen. In demſelben Sinne iſt auch die Umwandlung der Vanessa Prorsa, von der oben die Rede geweſen, bedeutſam. Die Kälte hat den Verdauungsprozeß in der Puppe der Prorsa, ſo zu ſagen, umgewandelt. Bei Individuen, wo dieſe Umwandlung eine gewiſſe Grenze überſchritten hat, iſt eine Levana daraus geworden, wo ſie innerhalb dieſer Grenzen verblieb, bleibt es bei der urſprünglichen Form. In den fertigen organiſchen Formen liegen verſchiedene Sproſſen einer Leiter, Stufen vor, die erreicht werden nicht durch das Springen der fertigen Formen, ſondern durch das Hinaufranken aus wenig verſchiedenen Anfangspunkten zu verſchiedener Höhe. Ueber Stufen und nicht über eine ſchiefe Ebene hat ſich die Tier- und Pflanzenwelt auf Erden zu immer höherer und mehr und mehr differenzierter Organiſation emporgehoben. Je umfaſſender das disjunktive Systema Naturae fertig wird, umfaſſend die Weſen nicht nur der Jetztzeit, ſondern auch der ganzen Vorwelt, um ſo deutlicher tritt die unvermittelte Unterſcheidbarkeit der Arten hervor. Der wahre Grund der Entſtehung der Arten, ihre reale Bedingung, iſt eben der Chemismus der Keimelemente. Sie beſtehen aus Atomengruppen von außerordentlicher Mannigfaltigkeit, in Zahl und Lage, ändern aber ab, wie alle chemiſchen Verbindungen, nicht nach kontinuierlichen, ſondern nach rhythmiſchen Verſchiebungen. Die bloß kontinuierlichen Steigerungen und Minderungen mögen Anlaß geben zu Raſſen und Varietäten, und mögen den Eintritt von rhythmiſchen Aenderungen der Konſtitution in den Keimelementen vorbereiten.

So, denke ich mir, wirkten die von Darwin hervorgehobenen drei Vorgänge: die Variation, Ausmerzung und Vererbung vorbereitend, bis nach einer langen Reihe von immer in etwas andrer Weiſe wiederholter Auflöſung und Ausſcheidung der Keimelemente, ihre Zuſammenſetzung an eine Grenze gelangt. In der bisherigen Weiſe geht es nicht weiter. Aufhören oder nach einem neuen Rhythmus ſich fortpflanzen iſt dann der Ausweg. Ausſterben oder Metamorphoſe iſt die Alternative. Man kann dieſelbe Vorſtellung auch folgendermaßen ausdrücken. Da die Kinder den Eltern nie vollkommen gleich ſind, ſo gibt es, ſtreng genommen, nie Regeneration ohne eine gewiſſe Degeneration. Dieſe führt ſchließlich zu Zerfall oder Umwandlung in eine andre ſyſtematiſche Art. Ob nun die drei von Darwin mit Recht hervorgehobenen Vorgänge, mit Recht, ſo lange keine andern in der Erfahrung zur Beobachtung gekommen, ausreichen, um zu dem, jeder Art ſchließlich bevorſtehenden Ende zu führen, bleibt

eine offene Frage. Das Entstehen diskreter Arten, nach Darwinscher Prozedur, ist bisher nicht beobachtet, und die Umwandlung der Prorsa-Puppen durch Einwirkung der Kälte beweist, daß in diesem Falle die Vererbung und das Ueberleben der zweckmäßigeren Varietät es nicht macht. Wenn man an die einschneidenden Wandlungen der Organismen denkt, die zwischen den Hauptzeitabschnitten der Erdgeschichte sich zutrugen, begleitet von Wandlungen in den Vorgängen auch der unorganischen Natur der Sedimente und der Verteilung von Land und Meeren, von Tiefen und Höhen u. s. w., so liegt es nahe, an eine Verknüpfung zu denken. Vorbereitet waren die Organismen durch vorhergehende Degeneration, gewiß schon lange. Indes könnten, wie die Kältewirkung bei der Prorsa, so auch andre physikalische und chemische Einwirkungen von außen den Wechsel der Arten beschleunigen und schroffer machen. Wenn erst gegen die Tertiärzeit hin Mono- und Dikotylen sich einstellen, an Stelle der früher exklusiv herrschenden Koniferen, Kordakten, Cykadeen und Sporenpflanzen, so wird man sich das kaum anders, als im Zusammenhang mit klimatischen Veränderungen vorstellen. Diese Veränderungen indes reichen kaum aus, um auch nur das Aussterben der in historischer Zeit dagewesenen Arten zu erklären. Das Mammut hat, ebenso wie das Sibirische Nashorn, die Kälte vertragen, die gegenwärtig am Eismeer herrscht, und an holzigen Gewächsen, zur Ernährung dieser Tiere, fehlt es nicht. Die Seekuh ist verschwunden, nicht daß die Menschen sie ausgerottet hätten. Ebensowenig kennt man Beweise für Ausrottung durch die Menschen der in der lebenden Welt nicht länger vorhandenen großen Vögel Madagaskars (Dudu und Aepyornis) und Neuseelands (Dinornis). Die Proliferation, die nach Ranke auch bei historischen Völkerstämmen zuweilen schwindet, mag bei diesen Tieren in natürlicher Weise erloschen sein.

Nur in einer Richtung ist die Wandlung der Formen möglich gewesen, — eine progressive Wandlung, so scheint es, in den wenigen angeführten Experimenten, von einer jüngeren Stufe zurück zu einer älteren würde zum Zerfall führen.

So lange sich noch neue Atome in die gegebenen Keimelemente einfügen können, so stelle ich es mir vor, führt es zu neuen Arten, — sobald alle alten Kombinationen sich nicht mehr verjüngen können, drängt es zum Zerfall.

Ich komme nun auf die Erklärung dessen, was Darwin nicht hat erklären können.

1. Die Entſtehung neuer Formen erklärt ſich aus dem Realgrund der Art. Sie iſt bedingt von der chemiſchen Konſtitution (von der Formel) der Keimelemente. Durch beſtändige Umlagerung, Perignoſe, werden andersartige Kompoſitionen der Atome vorbereitet, zuweilen durch Einwirkung neuer äußerer Verhältniſſe in ſehr heterogener Weiſe zu ſtande gebracht. Uebergangsformen zwiſchen den Hauptabteilungen des natürlichen Syſtems hat es immer nur wenig und ſelten geben können. Sie liegen dem Zentrum des Syſtems nahe, wo es wenig Spielraum gibt. Zwiſchen Arten des Syſtems kann es aber keine Mittelformen geben, weil die Atomiſtik die Art macht, und die Art nur als ein letztes Glied des disjunktiven Systema Naturae definiert werden kann.

2. Die identiſche Ordnung, in der ſich die Floren und Faunen der Vorwelt auf der ganzen Erde ablöſen und folgen, hat ihren erſten Grund in dem gleichartigen Ausgangspunkt aller Organismen, von primitiven (Zellen oder) Protoplaſten. Wenn auch in verſchiedenen Gegenden der Erde, die Aenderungen der Endprodukte, d. h. der fertigen Tiere und Pflanzen nicht ganz gleichartig und nicht genau gleichzeitig eingetreten ſind, ſo wird in Hunderten von Jahrtauſenden eine gewiſſe Analogie ſich doch geltend machen. Nach den erſten hunderttauſend Jahren, nach den zweiten u. ſ. w. wird die Umänderung überall einen ziemlich analogen Grad erreicht haben. Treten nun hinzu anderweitige Aenderungen, die zu Zeiten die ganze Erde betrafen, Aenderungen der Sommerwärme, der Zuſammenſetzung von Luft und Waſſer, ſo entſtehen dadurch neue Analogien. Die vorhandenen Arten ſind durch ihre innere Parigeneſe vorbereitend anders geworden und erleiden nun gemeinſam tiefgreifende Veränderungen auf der ganzen Erde.

3. Der Fortſchritt von unvollkommeneren Weſen mit weniger Organen und eigenartigen Funktionen, — von Pflanzen ohne Blüten und Tieren ohne oder mit wenig ausgebildetem Gehirn zu Pflanzen mit Blütenſchmuck und zu Säugetieren mit anſehnlichem Gehirn, — dieſer Fortſchritt iſt die notwendige Folge der progreſſiven Umänderung. Das iſt eine Umänderung, die immer nur in dem Hinzutreten von Atomen in den Keimmolekeln beſtehen kann, nicht in dem Verarmen an Molekeln, das den Zerfall zur Folge hat. So werden ſich immer mehr und mehr, neben den zum Teil von alter Zeit her in veränderter Form noch verbleibenden Formen, neue immer vollkommenere Organismen einfinden.

Ich reſumiere ſchließlich den Gang, wie das natürliche Syſtem, das wahre Systema Naturae zu ſtande zu bringen iſt. Erſt müſſen

die Individuen gruppiert werden nach der Anſchauung. Die letzten Gruppen ſind die Anſchauungsarten, Typen der Anſchauung: es ſchwanken die Individuen um einen Typus; Grenzen für dieſe Anſchaunngsarten kommen nicht zur Kenntnis. Dieſe Typen ordnet man nach Aehnlichkeit zu Gattungen, Familien, Ordnungen, immer nach bloßer Anſchauung zuſammen, und hat ſomit ein verzweigtes Syſtem geſchaffen, das die notwendige Unterlage liefert für jede weitere ſyſtematiſche Bearbeitung.

Zweitens ſucht man Kennzeichen auf, die es geſtatten, die Anſchauungsarten annähernd in derſelben Ordnung, die nach der Aehnlichkeit im Habitus entworfen wurde, in ein Syſtem ſtreng disjunktiver Begriffe zu bringen. Die letzten Glieder dieſes Syſtems ſind die ſyſtematiſchen, wiſſenſchaftlich begründeten, in der Erfahrung gegebenen Arten. Es hat ſich ergeben, daß die dichotome Einteilung im allgemeinen nicht nur die zum Auffinden und Wiedererkennen der ſyſtematiſchen Arten dienlichere iſt, ſondern daß ſie auch die naturgemäßere iſt. Es ſei erinnert an die 24 Linnéſchen Pflanzenklaſſen, im Gegenſatz zu dem natürlichen Syſtem; an die Einteilung der Tiere in Wirbeltiere und Nichtwirbeltiere, — in Gliedertiere und Weichtiere u. ſ. w. Mit den Kennzeichen vertraut, wird man erſt das natürliche Syſtem nicht nur begründen, ſondern auch verbeſſern. Der Habitus hat bei der Zuſammenſtellung nach der Anſchauung oft irre geführt; erſt wenn man ſich von den entſcheidenden Kennzeichen in der Struktur hat durchdringen laſſen, iſt man befähigt, zu erkennen, daß die Blindſchleiche naturgemäß zu den Eidechſen und nicht zu den Schlangen gehört, und ſo in unzähligen andern Fällen.

In dritter Reihe kann man ſich mit den Spekulationen über die Abſtammungen der Arten, Gattungen, Familien, Ordnungen voneinander beſchäftigen. Da fehlt es an den unerläßlichen empiriſchen Daten und man verfällt damit leicht in unwiſſenſchaftliche Spielereien. In Zuſammenhang mit dem geologiſchen Alter, mit den Erfahrungen über die Zeitfolge des Auftretens der Formen in der Erdgeſchichte, bekommt dieſe Beſchäftigung mehr Gehalt. Die vergleichend-anatomiſche Betrachtung gibt ihr gleichfalls ernſte Bedeutung.

Eine vierte Aufgabe liegt endlich der Biologie noch vor, aber von großer Schwierigkeit. Es iſt das genaue Studium und die experimentelle Ermittelung der Zeugung und Entwickelung. Dahin rechne ich z. B. die Verſuche über Baſtardbildungen zwiſchen Amphibien, wie ſie Profeſſor Pflüger in Bonn, wenn ich mich recht beſinne, angeſtellt hat. Es kam dabei heraus, daß die Samenfädchen

gewiſſer Arten wegen zu dicker Köpfe in die Eier andrer Arten nicht hineinſchlüpfen können, oder daß bei einigen Arten die Zugänge, die Mikropylen, zu eng ſind, um von fremden Samenfädchen befruchtet werden zu können. Es ſchließen ſich in dieſer Weiſe gewiſſe Arten ab. Aber erſt wenn man genau die atomiſtiſche Konſtitution des Chromatins erkannt haben wird, läßt ſich hoffen, daß wir den realen Grund der Spezifikationen in der Natur ein wenig mehr werden kennen lernen. Jetzt kennen wir davon nur ſo viel, daß die Albuminate überraſchend vielatomige und durch Gärungen und andre Wirkungen leicht veränderliche Körper ſind, von ſogenanntem labilen Gleichgewicht. So viel Spezies, ſo viel chemiſch zu charakteriſierende Protoplaſten! Darauf, denke ich, wird dieſe Aufgabe hinauslaufen.

Anmerkung. Beiläufig kann hervorgehoben werden, daß ſolange die Temperatur auf der Erde eine gleichmäßige geweſen iſt, in Tages- und Jahreszeiten und in den verſchiedenen Breiten, das Protoplasma keinen Schutz gegen den Temperaturwechſel bedurfte. In den früheſten Entwickelungsſtadien ſind die Protoplaſten beſonders empfindlich. Wenn nur erſt gegen Ende der Kreideperiode angioſperme Pflanzen und placentäre Säugetiere ſich einfinden, ſo zeigt es an, daß die Temperaturen bis dahin keinen ſo ſtarken Schutz der Keime erforderten, als gegenwärtig. Ein ewig umwölkter Himmel hat dazu beigetragen, die Extreme der Wärme und Kälte abzuſtumpfen, — die Farbloſigkeit der Blütenſtände ſpricht für den Mangel reinen Himmels in älterer Zeit. Die Vorrichtungen, vermöge welcher in den ausgebildeten Tieren die innere Körpertemperatur nahebei unveränderlich erhalten bleibt, trotz der Schwankungen der äußeren Temperatur, die ſogenannten Homöothermen, fehlten in den älteren Perioden. Es gab nur heterotherme Weſen, d. h. ſolche mit kaltem Blut, welche die Schwankungen der Wärme der Luft und des Waſſers auch innerlich mitmachen, lebend in gewiſſen Grenzen, über die hinaus ſie getötet werden, — ohne von innen die Temperatur ausgleichen zu können.

Philoſophie und phyſiologiſche Pſychologie (1887).

Ein Artikel von Barthélemy St. Hilaire in der R. d. d. M. „la philosophie et les sciences“, liefert mir einen neuen Beweis dafür, daß die Philoſophie keine Wiſſenſchaft iſt, die etwa ſo wie eine Naturwiſſenſchaft oder eine mathematiſche Disziplin, der ganzen kultivierten Menſchheit einer Zeit angehört. Wiederholt zeigt Barthélemy, daß er für Kant kein Verſtändnis hat. Den Unterſchied zwiſchen dem vorſtellenden und dem vorgeſtellten Ich kennt er nicht u. ſ. w. . . . Es gibt immer Menſchen, die auf Kant in einem Alter ſtoßen, wo ſie ihn nicht mehr kennen lernen können. Darum handelt es ſich bei Kant nicht, eine Hypotheſe zu ſchaffen, aus welcher die Thatſache der Erfahrung abzuleiten wäre. Dieſe iſt ihm gegeben. Er findet, daß die Anſchauungs- und Denkformen bei Anwendung auf das vorgeſtellte Ich und auf die vorgeſtellte Welt Geltung haben, jedoch über das vorſtellende Ich und über die Welt an ſich, deren Exiſtenz aus der Erfahrungsthatſache zu folgern iſt, keine verläßliche Erkenntnis ermöglichen. Um Kant zu widerlegen, genügt es nicht, mit ſeinen Ergebniſſen ſich unbefriedigt zu erklären, ſondern es muß erwieſen werden, daß er zu viel behauptet hat. Die Raum- und Zeitgrenzen müſſen, als Abſtrakta aus der Erfahrung, von der unbegrenzten uns a priori innewohnenden Raumanſchauung unterſchieden werden. Solange dieſe Arbeit nicht geleiſtet iſt, wird weder das Beharren auf dem Hegelſchen Standpunkt, von dem aus die Wiederkehr des längſt für überwunden und begrabenen Kants unerklärlich bleibt, noch Hartmanns Einwürfe über die Kantſchen Klippen hinweghelfen.

— Oft wird der Fehler wiederholt, Kant ſo zu beurteilen, als habe er nicht der praktiſchen Vernunft das Primat vindiziert. Darin hat er ja eigentlich wie Pascal gedacht, daß er zunächſt die Nichtigkeit der theoretiſchen Vernunft, aller Metaphyſik, feſtſtellte. Daß die Dinge *ſo* ſind, wie ich ſie wahrnehme bei geſunden, wachen Sinnen, daß die andern, mit Sinnen begabten Geſchöpfe, dasſelbe als ich wahrnehmen, daß endlich ich ſelbſt, mich meinen Beſchaffenheiten nach wahrzunehmen *vermag*, wenn dabei auch Selbſttäuſchungen mit unterlaufen, ſteht für die praktiſche Vernunft feſt. Daß man aber in metaphyſiſcher Weiſe weder über die Außenwelt, noch über das Ich zu Kenntniſſen gelangt und nur zu leeren Formen hintreibt, die

als Exiſtenzen zu beurteilen, zu Widerſinn führt, das hat Kant bewieſen. Es ſcheinen Hartmann und viele andre von der Hauptſache bei Kant keine Notiz nehmen zu wollen. Kant habe gezeigt, daß wir von den Dingen an ſich und von uns ſelbſt nichts wiſſen können, daher alles nur ſubjektive Illuſion iſt! damit Punktum. Sie hätten aber ſagen ſollen, daß wir durch Metaphyſik keine Aufklärung darüber erlangen können, und wären dann in der Wahrheit.

So vollſtändig anzuerkennen iſt, daß Raum und Zeit bei jeder Erfahrung, um ſie zu ermöglichen, müſſen verwandt werden, ſo beſtimmt ſind davon *Ausdehnung* und *Dauer*, als empiriſche Daten, zu unterſcheiden. Durch die Wahrnehmung des Ichs komme ich auf empiriſchem Wege zu der Wahrnehmung der Zeitgrenze, ohne Schwierigkeit, ſobald ich die abſolute Zeit, in die ich mein Daſein und meine Veränderungen hinein verſetzen kann, zur Verfügung habe. Habe ich das nicht, ſo hört die Möglichkeit, ein Ich wahrzunehmen und ſomit jede individuelle Exiſtenz, von der allein ich Erkenntnis gewinne, auf. Aus dem Nichts der eigenen empiriſchen Exiſtenz darf ich aber nicht ſchließen auf ein Nichts der Welt. Die Welt war und bleibt ohne mich. — Die Naturforſcher, die eine abſolute Realität von Raum und Zeit annehmen, ſind nicht dadurch zu widerlegen, daß man behauptet, Raum und Zeit ſind nichts ohne Erſcheinungen, d. h. Wahrnehmungen. Raum und Zeit ſind zu jedem Vorſtellen nötig (vielleicht weil dieſes nur eine Form iſt von Bewegung, und zwar die ſich ſelbſt wahrnehmende Bewegung), aber *das Vorſtellen* iſt nicht nötige Bedingung für jede Exiſtenz. Die in der Vorſtellung verwandten Raum und Zeit fallen weg, wenn es keine Vorſtellung gibt, aber als ein Abſolutes könnten Raum und Zeit unerkannt exiſtieren. Die *unerkannten* Raum- und Zeitanſchauungen könnten übereinſtimmen mit den Relationen, die als Ewigkeit und Unendlichkeit zur Verwendung kommen, ſobald die Erkenntnis in die Welt tritt. — Ohne dieſe Annahme kommt man aus den Unklarheiten nicht heraus, z. B. pag. 77: „Wir kennen nichts (von den Gegenſtänden) als unſre Art, ſie wahrzunehmen . . . die auch nicht notwendig jedem Weſen, obzwar *jedem* Menſchen, zukommen muß . . .“ pag. 85: „Es mag ſein, daß alle denkenden, endlichen Weſen hierin mit dem Menſchen notwendig übereinſtimmen müſſen; —“ hier liegt das Zugeſtändnis der empiriſchen Ungewißheit, ob andre Weſen Zeit und Raum bei ihren Wahrnehmungen verwenden, und die a priori gänzlich unerweisliche Vorausſetzung, daß die Menſchen allgemein es thun müſſen, weil ich es thun muß. — Kant hat nie zulaſſen wollen, daß man aus ſeiner

Lehre folgerte, den Erſcheinungen entſpräche nichts, als eigene Vorſtellungen. — Eigentlich lehrt Kant: das Idealiſtiſche alles Transſcendentalen, — die Realität nur des Empiriſchen. Wenn aber die empiriſchen Erſcheinungen zu Vorſtellungen gemacht werden, ſo werden ſie Hirngeſpinſte. Kant wollte der Empirie die Bahn ſichern, um der Spekulation ſie zu verlegen. Seine inneren Widerſprüche wurden aber zum Ausgangspunkte erneuter, transſcendentaler Spekulationen.

---

21. Mai. — Ueber die Sicherheit der Erkenntniſſe*). Schein oder Sein, Traum oder Wirklichkeit, wie hält man die auseinander?

1. Stetigkeit. 1. Durch die Wahrnehmung bleibender Folgen.

2. Wiederholbarkeit. 2. Durch gleichmäßigen Erfolg bei beliebig wiederholten Verſuchen.

3. Greifbarkeit. 3. Durch Betaſten.

Der Traum bleibt meiſt ſogar im Gedächtnis nur wenig, kommt zuweilen wieder, läßt ſich aber nicht nach Belieben wiederholen und ſeine Geſtalten laſſen ſich nicht greifen. Es ſind die Sinne den Phantasmen verſchiedentlich zugänglich. Geſicht und Gehör am häufigſten und vollſtändigſten, ſelten Geruch und Geſchmack, am ſeltenſten das Taſtgefühl, weshalb dieſer Sinn als der realſte, als der eigentliche Wecker anzuſehen iſt, denn erſt, wenn er unempfindlich geworden, kann Schlaf eintreten. Bei Anwendung der drei angegebenen Unterſcheidungsmittel gewährt jedes für ſich ſchon Sicherheit vor Verwechſelung rein ſubjektiver Erſcheinungen, mit ſolchen, die bleiben, wenn es auch gar kein vorſtellendes Subjekt geben würde. Erkenntniſſe andrer verdienen Vertrauen in dem Grade, als ſie die drei Unterſcheidungsmittel angewandt haben. Wenn die Mitteilungen andrer folgerichtig ſind, aus wiederholten Beobachtungen und Verſuchen abgeleitet, — oder wenn ſie greifbare Gegenſtände betreffen, die der Erzähler betaſtet hat, — dann verdienen ſeine Angaben Vertrauen. Wenn es aber Wahrnehmungen ſind eines aufgeregten enthuſiaſtiſchen Gemüts, das ſich für beſonders geartet hält, — etwa Offenbarungen; — oder wenn man ſelbſt in ſolchem Zuſtande der Ekſtaſe etwas geſehen und

*) Die Dinge, als erſcheinende, haben zur Vorausſetzung nicht bloß transſcendental-philoſophiſche Sinnlichkeit, ſondern auch empiriſche Sinnlichkeit. Sollte die erſtere die Realität der Dinge nicht erweiſen können, verſuche man es mit der zweiten.

gehört hat, was nicht beliebig wiederholt oder was nicht geprüft werden kann, dann hat man es mit Illuſionen, Phantasmen, Einbildungen zu thun.

Im gewöhnlichen Leben wird nach den dreierlei Unterſcheidungsmitteln und nach den auf ſie gegründeten Mitteilungen, der Unterſchied zwiſchen Schein und Sein ſicher gemacht. Aber der Denker verlangt, jeden Zweifel noch darüber zu entfernen, ob nicht das, was im gewöhnlichen Leben für ein Daſeiendes gilt, nur eine andre Art von Schein ſein könnte; — ein dem menſchlichen Individuum etwa bleibender Schein, ein fortgeſetzter Traum, — den in der Nacht die abgebrochene und flüchtige Gattung von Traum unterbricht. Greifbarkeit, Wiederholbarkeit, Dauer in ihren Folgen, mögen die Kennzeichen des wirklichen Seins im Gegenſatze zu den Kennzeichen des traumhaften Scheins ſein. Was ſind aber die dieſem Gegenſatz zu Grunde liegenden Vorſtellungen? Das wirkliche Ding bleibt, ob es auch weder eine menſchliche, noch eine andre Intelligenz gibt, die es auffaßt; auch die Verhältniſſe zwiſchen den wirklichen Dingen bleiben, von aller Intelligenz unabhängig, die ſie erkennt, aber nicht erſchafft, — die von der Intelligenz erſchaffenen Erſcheinungen, die außerhalb der Intelligenz nicht zur Darſtellung gekommen ſind, verſchwinden mit der Intelligenz, die ſie erzeugt hatte. Jupiter iſt nicht mehr, ob auch Statuen, die ihn verſinnlichen ſollten, ſind; der Glaube an Jupiter war der Glaube an nichts Wirkliches, an Wahn und Schein. Seine Bildniſſe und Tempel waren aber wirklich. Wie ſoll nun meine Intelligenz erfahren, daß etwas vorhanden iſt, das nicht in der Intelligenz allein iſt, obwohl die Intelligenz nicht verſpürt, was in ſie nicht hinein tritt? Sie muß in ſich, zu dieſem Zweck, Wirkungen verſpüren, die von Urſachen außerhalb der Intelligenz herrühren.

Der Denker will ergründen, ob das Sein nicht eine andre Art von Schein iſt.

Man muß bewirkende Urſachen außerhalb der Intelligenz ſuchen.

---

1. Juni. — Verſuch kürzer niederzuſchreiben was zur Kenntnistheorie mir ein wertvoller Beitrag ſcheint:

Kant hat unwiderleglich bewieſen, daß Raum und Zeit Einrichtungen des Intellekts ſind, ohne die er keine Erfahrung machen kann; — aber er irrte, wenn er die Schranken in Raum und Zeit für Teilchen von Raum und Zeit hielt. Sie ſind Abſtrakta von den in die Erfahrung tretenden Körpern und Begebenheiten. Sie ſind keine Vorbedingungen der Erfahrung. Sie werden entnommen dem, was den Raum und die Zeit in der Erfahrung füllt, — dem Inhalt

Kants ſchon mehrfach erwähnter Irrtum.

und nicht der Form, — dem Vielerlei, nicht dem Einerlei. Die aprioriſtiſche Zeit und der aprioriſtiſche Raum ſind ganz ohne Schranken. Sind die Schranken aber aus der Erfahrung, ſo ſind die Urſachen dazu nicht im denkenden Subjekt. Das bloße Ich, da es keine Schranken von ſich aus ſetzen kann, bringt es zu keiner Außenwelt. Die Schranken beweiſen die Exiſtenz der andern Menſchen und der Welt. Eingebildet, geträumt können ſie nicht ſein.

Das Ich kann von ſich aus keine Schranken ſetzen, keine Außenwelt ſchaffen. Die Schranken beweiſen die Außenwelt.

Der Carteſianiſche Zweifel an allem, außer dem Selbſt, ſtützt ſich darauf, daß im Traum die Schranken ebenſogut erſcheinen, wie im Wachen. Aber damit will Descartes die Außenwelt nur für weniger direkt zugänglich dem Geiſte erklären, als das Selbſt. Zu bemerken iſt dagegen: 1. Der Traum reproduziert; — nur die Kombinationen ſind darin neu. Die Eigenſchaften, Formen, ihre Verhältniſſe, ihre Aufeinanderfolge werden im Traum anders gemiſcht auftreten; aber der Blindgeborene träumt keine Farben und der Taubgeborene keine Muſik. Im Traum erſcheinen nur der Wirklichkeit entnommene Elemente, inſofern iſt der Traum real; wenn er auch zuſammenſtellt, was nicht gegenwärtig iſt, — ſondern was einmal geweſen. 2. Es gibt drei Kennzeichen, daran die geträumte imaginäre Außenwelt von einer realen zu unterſcheiden iſt. Greifbarkeit, Wiederholbarkeit, Untilgbarkeit, als ein Glied der Kauſalreihe, oder als ein unverändert Fortbeſtehendes. Dieſe Kennzeichen kommen in vollem Maße nur dem Realen zu. Greifbar ſind die Traumgeſtalten kaum, wenn es auch Illuſionen des Taſtgefühls geben kann. Die Flinte geht dem Jäger im Traum gar nicht oder ſchlecht los, weil der Finger das Abdrücken nicht ſpürt; der blinde Klavierſpieler hört Muſik, ſpielt aber ſelbſt nicht; der Reiſende fährt im Traum nicht auf der Eiſenbahn, weil das Taſtgefühl die eigentümliche Bewegung nicht ſpürt. Der im Traum Umherwandelnde fühlt keinen Sohlendruck, und es finden ſich Flugträume ein; der Einſchlafende träumt einen ihn erweckenden Fall, ſobald das Taſtgefühl wieder einſchießt, u. ſ. w. Illuſionen ſind wohl dem Taſtgefühl nicht fremd, aber keine reine Phantasmen ohne aktuelle Urſache. Der Typhuskranke ſpürt z. B. den Druck des einen Beins auf das andre und ſchiebt ihn auf einen fremden Menſchen; die Lippen berühren die Decke oder einander und es wird ein Kuß geträumt. Dergleichen Illuſionen ſind keine ſeltene Erſcheinung. Aber rechte Greifbarkeit, das wußte ſchon Homer, kann man nicht träumen. — Dieſelben Umſtände bringen dieſelbe Wirkung. Ob es Umſtände ſind, die bloß die Beobachtung ermöglichen, oder die eine Erſcheinung erzeugen, —

Der Carteſianiſche Zweifel.

Im Traume erſcheinen nur der Wirklichkeit entnommene Elemente.

Die drei Unterſcheidungsmittel.

ſobald ſie bei beliebiger Wiederholung dasſelbe liefern, iſt es keine Viſion. Ein entſetzliches Ereignis, ein Verbrechen laſſen keine bleibenden Folgen, wenn ſie geträumt ſind. Die Reue fehlt und der Schreck wird ſchnell vergeſſen. Was nicht feſtſitzt in der Auffaſſung der Kauſalreihen, iſt nicht real.

Alles Erſcheinende hat daher einen realen Grund, und ſobald daran die genannten drei Kennzeichen exakt feſtgeſtellt ſind, iſt es *vorhanden*. Berichterſtatter, die eine Thatſache unter dieſen Geſichtspunkten geprüft haben, verdienen Glauben; andre ſind unzuverläſſig.

Alles Erſcheinende hat einen *realen* Grund. Sobald die drei Kennzeichen exakt darauf paſſen, iſt es *vorhanden*.

Zwiſchen den vorhandenen Dingen gibt es wechſelſeitiges Verhalten. So weit die Dinge in das Verhältnis treten, gelten dafür Naturgeſetze. Die Naturgeſetze *gelten ewig*, aber *erſcheinen* nur an den Dingen. Sie *ſind* nicht, ſondern ſie *gelten*. Unter der Vorausſetzung der Dinge, kommen ſie in Wirkſamkeit, ſonſt nicht.

Die Naturgeſetze gelten, ſie *ſind* nicht.

Nun aber lehrt Kant: Dinge an ſich*) ſind zwar vorhanden (was ihm wegen ſeiner mangelhaften Schrankenlehre zu beweiſen ſchlecht gelang), aber von ihrer Beſchaffenheit wiſſen wir nichts. Sie haben, muß dagegen geſagt werden, *keine* Beſchaffenheit an ſich. Beſchaffenheit heißt weiter nichts, als die Reaktion eines Dinges auf ein andres, und umgekehrt. Abgeſehen von dieſen Reaktionen ſind die Dinge eigenſchaftsloſe Potenzen, Abſtrakta, die in der Welt beſtehen können, wegen der Reaktionen.

Kants Ding an ſich.

Endlich iſt die Empfindung immer mit Subſtanzbewegung (Bebung) verbunden. Setzt ſich dieſe Bewegung, die zeiträumlich iſt, in

Bei Keyſerlings Auffaſſung fallen Kants Antinomien.

---

*) Jedes Objekt hat zweierlei Bedeutung: 1. als Erſcheinung, zur Erkenntnis, 2. als ein Ding an ſich ſelbſt, für Forderungen, wie ſie die Moral fordert.

Erſcheinungen hervorzurufen, und gerade die beſtimmten, die in der Erfahrung gegeben ſind, iſt die *eine*, den Dingen realiter zukommende Wirkung; die wirklichen Eigenſchaften des Dinges kommen in der Erſcheinung zur Geltung. Alle Eigenſchaften der Dinge ſind nur bezüglich andrer Dinge (Relation, Vergleiche) möglich.

Der Kunſtausdruck „Ding an ſich" muß nicht dahin verſtanden werden, daß es ein Ding mit *andern* Eigenſchaften iſt als die erſcheinenden, — ſondern er bedeutet nur, daß neben den erſcheinenden Eigenſchaften in den Dingen noch ein Unbekanntes, ein Ding an ſich anzunehmen iſt, — ein Mehreres, auf das die Geſetze nicht anzuwenden ſind, die auf die Erſcheinungen ſich beziehen.

Kurz: die Dinge der Außenwelt exiſtieren und ſind ſo, wie ſie erſcheinen; — aber die Erſcheinung kann ihr Weſen niemals erſchöpfen, — ſie bleiben, abgeſehen von ihren erſcheinenden Eigenſchaften, Dinge an ſich, reine Potenzen, virtuelle Weſen.

Wahrnehmung um, ſo klebt ihr entſchieden das Zeiträumliche an. Deshalb aber es den Dingen außerhalb des Ichs abzuſprechen, dazu verleiteten einerſeits die Antinomien, — andrerſeits das Freiheitsbewußtſein, wie es durch das Verantwortlichkeitsgefühl praktiſch feſtſteht. Bei einer andern Auffaſſung der Schranken iſt beides hinfällig. Die Gegenwart iſt die Grenze zwiſchen der univerſellen Vergangenheit und Zukunft; ſelbſt aber nicht eine minimale Zeit. Iſt es aber keine Zeit, ſo hindert mich nichts, das Körnchen Freiheit, wie es für das Verantwortlichkeitsgefühl genügt, in die Gegenwart zu verlegen, — ſtatt wie Kant es gethan, dafür eine intelligible Welt zu ſetzen, die verſchieden iſt von der, die wir erkennen. Ebenſo fallen die räumlichen Antinomien. Sie paſſen nicht auf die Materie. Was von dem abſtrakten, ſchrankenloſen Raum gilt, läßt ſich nicht auf die materielle Welt unbedingt anwenden. Materie iſt nicht unendlich teilbar, wohl aber der Raum, — Materie iſt nicht ohne Grenzen, wohl aber der Raum, — Materie iſt kompreſſibel, der Raum nicht, — Materie iſt beweglich, der Raum nicht. Die Zeit iſt ohne Anfang, die Begebenheiten aber beginnen und enden. Die Summe aller Subſtanz und aller Kräfte iſt ewig, — aber ihre veränderlichen Kombinationen haben Anfang und Ende. — Dinge an ſich ſind Abſtrakta, von allen Eigenſchaften abgelöſte Potenzen; Undinge ſind es gewiſſermaßen; ſobald ſie reagieren, ſind ſie nicht an ſich und ſolange ſie nur an ſich ſind, befinden ſie ſich außerhalb der Welt, oder nirgends. Mit ihnen ſich zu beſchäftigen, iſt ein Vexierſpiel.

Unterſchied von Raum und Materie.

---

4. Juni. — Verſuch, die organiſchen Vorgänge und Einrichtungen zur Empfindung ſich vorzuſtellen, in Grundlage des Vorhergehenden und zu näherer Erläuterung:

Seelentheorie.

Erfahrungsmäßig iſt jede ſinnliche Wahrnehmung eines realen Weſens verbunden mit dem Herantreten eines Reizes an die nach außen gewandten Endapparate des Nervenſyſtems. In der Erinnerung verbleiben die Geſichts- und Gehörreize, ſo daß ſie als Erinnerungsbilder oder aus dem Gedächtnis reproduziert werden können, ihrer Beſchaffenheit entſprechend. Geſchmack, Geruch, Fühlen, laſſen ſich nicht in der Erinnerung wiederholen, ohne durch einen neuen, wenn auch andern Reiz unterſtützt zu werden. Wenn der Hypnotiſche auch auf das Wort hin, das ihm der Hypnotiſeur ſagt, glaubt, eine Birne oder Wein zu ſchmecken, ſo muß er doch wirklich eine Kartoffel oder Waſſer im Munde haben, um die latente Erinnerung wieder zu

beleben. Es besteht die latente Erinnerung, aber um ins Bewußtsein wieder zu treten, bedarf es eines Reizes desselben Sinnes: „Das habe ich schon einmal geschmeckt", das ist die Empfindung. Merkwürdig, wie diese Gattung von Erinnerung beim Rindvieh sich zeigt. Hat ein Rind Oelkuchen in der Jugend oder später einen Winter über zu fressen bekommen, ob auch der Sommer oder Jahre dazwischen liegen, wo es keine Oelkuchen erhielt, — gleich schmecken sie ihm, wenn sie ihm wieder gereicht werden. Ist es dagegen ein Tier, das noch nie Oelkuchen erhalten, so bedarf es vieler Tage der Gewöhnung und Anlockung mit Gerstenmehl, um das Tier zu gewöhnen. Nicht in der Seele steckt die Erinnerung, aber in der Hirnzelle, zu welcher die Faser vom Endapparat des Nervensystems leitet. Die Faser ist die Bahn der Empfindung, von außen bis zu einer Gehirnzelle. In letzterer ist, durch das Erdröhnen der Molekeln, eine Veränderung eingetreten, verharrender Natur. Es sind Spannkräfte in die Zelle eingetreten (Bebungen), die dem besonderen Reize entsprechen, und die gelegentlich immer wieder in das Bewußtsein treten können, mit ähnlichem Effekt, wie das erste Mal. Werden die Fasern unterbrochen, durchschnitten oder gequetscht, — können sie nicht mehr die Welle leiten, so gibt es keine Wahrnehmung von außen. Aber von innen her können noch Bilder ins Bewußtsein treten. Der Erblindete, besonders der geistig regsame, in späteren Jahren Erblindete, sieht im Traum und liest. Das beweiset, daß die Bahn aus der Hirnzelle zum Bewußtseinsorgan eine andre ist, als die zum Endapparat der Sinne. Ein Bewußtseinsorgan hat sich nicht auffinden lassen, und es bleibt ungewiß, ob es existiert, ob es etwa ein schwerer Körper sein kann, oder nur etwa ein Sammelpunkt von Nervenreizen, der einem Brennpunkte von Lichtstrahlen zu vergleichen sein könnte. Eine wiederholbare Erfahrung spricht dagegen. Je mehr eine Wahrnehmung besprochen wird, umsomehr bleibt sie im Gedächtnis. Jede Wiedererinnerung prägt sie fester ein, und um so leichter läßt sie sich später zurückrufen. Das läßt sich nicht anders verstehen, als durch einen Rückstoß von dem problematischen Bewußtseinsorgan zu der Gedächtniszelle; die darin verbliebene Spur von dem ursprünglichen Eintritt des Sinneseindrucks wird aufgefrischt. Eine derartige Reverberation ist aber erfahrungsmäßig nicht möglich von einem Sammelpunkt, Brennpunkt, von bloßen Aetherwellen. Reperkutierend sind immer nur die Oberflächen wägbarer Körper, und ein solcher könnte hypothetisch für das Bewußtseinsorgan angenommen werden, bis man das Organ einst in Realität wird nachzuweisen vermögen. Dieses

Geschmackserinnerung beim Rindvieh.

Innere und äußere Wahrnehmung.

Hypothetische Vorstellungen in Bezug auf ein Bewußtseinsorgan.

Organ dürfte nur von ſehr geringem Umfange ſein, da es gleichzeitig ſo wenig Eindrücke aufzufaſſen vermag, und ſobald ein Eindruck vorwaltet, der andre ſich abſchwächt. Gleichzeitig ſind aber doch verſchiedene Eindrücke darin vorhanden, nur verſchiedener Intenſität. Die älteren werden ſchwächer bis zum Verſchwinden und die friſchen verdrängen die früheren. Wie für das Auge das Fernere kleiner und ſchwächer erſcheint, und dadurch eine Abſchätzung der Entfernung möglich wird, ſo iſt das gleichzeitige Vorhandenſein abgeſtufter Spuren ein Mittel, die Zeit zu meſſen. Hat man z. B., anderweitig beſchäftigt, eine Turmuhr ſchlagen gehört, ohne zu zählen, unmittelbar hinterdrein wünſcht man aber zu wiſſen, wie viel es geſchlagen, ſo gelingt es nochmals den ganzen Schlagakt ins Bewußtſein zu rufen. Denn die Spur im Bewußtſeinsorgan jedes vorhergehenden Schlages unterſcheidet ſich vom folgenden durch eine geringere Deutlichkeit; man zählt in der Erinnerung die Stufen der Deutlichkeit. Wenn nun in dieſer Weiſe um den geringen Raum des Bewußtſeinsorgans die vielen in den Nervenzellen verbliebenen Spuren früherer Eindrücke ſich zum Wiedereintritt oder zur Wiederberührung drängen und die kräftigeren den Sieg davontragen, ſo müßte man ein chaotiſches Gemenge von Eindrücken erwarten, ſobald von außerhalb in das Nervenſyſtem des Organismus nicht etwas hinzukommt, was die alten Spuren völlig auslöſcht. Im vollſtändigen Schlaf iſt der Fall gegeben, da von außen nichts hinzukommt. So lange der Schlaf unvollſtändig iſt, miſchen ſich noch Wahrnehmungen oder Illuſionen, die von friſchen Reizen ausgehen, den Phantasmen bei; Gedanken knüpfen ſich halb an Realitäten, halb an Illuſionen und Phantasmen, und es entſteht ein chaotiſches Gewebe von Vorſtellungen. Der Schlaf hinterläßt dann ein unerquickliches Gefühl; es iſt ein ſogenannter ſchwerer Schlaf. Je *vollſtändiger* dagegen der Schlaf, um ſo vollkommener wird auch die Traumbegebenheit. Mit kaum verſtändlicher Fertigkeit und Schnelligkeit verwebt die Phantaſie des Tiefſchläfers alle Wiedererinnerungen und Illuſionen in den wunderbarſten Kombinationen zu Geſchehniſſen, Bildern und Handlungen, die eine, wenn auch oft abgeriſſene Folgenreihe darſtellen, *ſtückweiſe* anſcheinend kauſal verknüpft. Mangelhaft bleiben dieſe Wahrnehmungen, weil die Phantasmen meiſt einzig und allein Geſichts- und Gehöreindrücke wiederſpiegeln. Der Taſtſinn fehlt beſonders, und ohne ihn iſt die Tenazität der neuen Kombinationen im Gedächtnis eine ſehr geringe. Bei einigen niederen Tieren, beſonders bei den mit wunderbaren Inſtinkten (Inſtinkt = ererbte Erfahrungsſpuren) ausgerüſteten Inſekten, muß

Gleichzeitiges Vorhandenſein abgeſtufter Spuren als Mittel, die Zeit zu meſſen.

Wettſtreit der Erinnerungsſpuren.

Schlaf und Traum.

die Tenazität des Nervenſyſtems eine große ſein, die Kapazität für neue Erfahrungen dagegen eine geringe. Von den hypnotiſchen Schläfern wiſſen wir, daß ſie von ihren Phantasmen und Illuſionen in der Regel beim Erwachen *nichts* wiſſen, — und ebenſo ſteht es mit den Tiefſchläfern. Nur wenigen Menſchen, die beim Erwachen ſogleich ihre Rückerinnerung dazu anſtrengen müſſen, gelingt es, von den Träumen des erquickendſten Schlafes etwas in Erinnerung nach dem Erwachen zu behalten. Sie wiſſen, daß gerade Träume, die Bilder mit ſolcher Sicherheit vorführen, daß man während des Schlafs ihre Realität gar nicht bezweifeln kann, den erquickendſten Schlaf begleiten, — aber, wenn nicht ſogleich wiedererzählt oder niedergeſchrieben, in einer halben Stunde vergeſſen werden. Nun fragt es ſich, wo kommt die gleichſam dramatiſche Bearbeitung der Traumbilder und Traumbegebenheiten her? Ein Verantwortlichkeitsgefühl dafür hat der Träumer nicht, für die geträumte Außenwelt nicht in höherem Grade, als für das, was in der wirklichen Welt ihm *ohne ſein Zuthun* erſcheint und geſchieht. In beiden Fällen unterſcheidet er genau die eigenen Handlungen, hinſichtlich dieſer allein fühlt er Reue oder Zufriedenheit. Die geträumte Außenwelt iſt daher ebenſowenig ein Produkt ſeines verantwortlichen Ichs, wie die wirkliche Außenwelt. Nicht das Selbſt hat alſo die dramatiſche Verarbeitung der Phantasmen gemacht, ſondern ſie iſt dem Träumer aus der organiſchen Struktur ſo geliefert, daß er ſie anders nicht machen konnte. Die kauſalen Verknüpfungen, um dieſe Hauptſeite als entſcheidendes Beiſpiel hervorzuheben, werden ihm geliefert durch die wiederholte ſtetige Erfahrung der lückenloſen Aufeinanderfolge zweier Erſcheinungen. Die nicht kauſale Aufeinanderfolge zweier Vorgänge iſt nicht zu präſumieren. Soweit möglich, präſentieren ſich die Spuren, die aus den Zellen an das Bewußtſeinsorgan dringen, wie durch ein Kaleidoſkop geordnet; aber wegen ihrer Disparität reißt die Kauſalreihe immer wieder bald ab. Demnach muß man ſich um das Bewußtſeinsorgan eine Hülle denken, die als Kauſalkaleidoſkop wirkt.

Bei Inſtinktlieren überwiegt die Tenacität die Kapacität für neue Eindrücke.

Vergeſſen der Traumphantasmen bei dem Tiefſchläfer und Hypnotiſierten.

Die lebendigſten Träume begleiten den erquickendſten Schlaf.

Sowohl die geträumte als die reale Außenwelt ſind nicht Produkt des verantwortlichen Ichs.

29. Sept. — Kant bewies, daß Raum und Zeit keine Erfahrungsbegriffe ſind, ſondern Vorbedingungen aller Erfahrung. Nicht Kant, aber andre folgerten daraus die Idealität aller Dinge, und trotz vielfachen Bemühens gelang es Kant nicht, dieſer Konſequenz, die ihm abſurd ſchien, zu wehren. Aber ich denke, es kommt anders heraus, wenn man von der Apriorität des Raumes und der Zeit ſtatt vorwärts, rückwärts ſchließen wollte. Da Raum und Zeit dem Subjekt *vor* aller Erfahrung beiwohnen, ſo muß es ſelbſt raumzeit-

Aus Kants aprioriſtiſchen Vorſtellungen folgerten andre fälſchlich die Idealität aller Dinge.

Nicht auf die Idealität der Außenwelt, sondern auf die Realität der Denkbewegung sollte man schließen.

lich sein, d. h. ein Vorgang der Bewegung, die allein raumzeitlich sein kann. Nicht auf die Idealität der Außenwelt, sondern auf die Realität der Denkbewegung ginge der Schluß. Weil in der Substanz, die jene merkwürdige Eigenschaft hat, ihre eigenen Bewegungen zu verspüren und zu beeinflussen, Raum und Zeit a priori sich finden, so sind sie objektiv darin, — d. h. es sind reale Bewegungen, die als Empfindungen, als Wille, als Denken von der merkwürdigen Substanz ihre subjektive Seite hervorkehren. Ist Denken real eine Bewegung, so ist es anders als zeiträumlich überhaupt nicht möglich, — was Kant bewiesen hat. Dann ist aber auch das Denken gebunden an ein Etwas, das den Raum erfüllt, aber nicht *Raum* ist, d. h. an etwas Stoffliches. Dann wohnt ihm aber auch die Kausalitätskategorie a priori bei. Denn jede Bewegung hat eine,

Aeußere und innere Kausalität. (Willen.)

von sich selbst aus nicht veränderliche Richtung. Ist nun eine Veränderung der Richtung in den, dem Erkennen zu Grunde liegenden Bewegungen zur Empfindung gekommen, so ist es aus der Einwirkung einer wirkenden Ursache, — sei es eine fremde oder der eigene Wille. Der Wille ist zwar in der Zeit nicht frei, aber da die Grenze zwischen früher und künftig *keine* Zeit ist, so ist die Freiheit möglich *nur in der Gegenwart**) und nur in dem Maße, als die Vergangenheit eine nicht vollständig zureichende Reihe von Ursachen enthält. Namentlich die *innerliche Zustimmung* läßt sich durch keine Vorbedingung oder Gewalt festlegen.

Nachwirkung Descartes'.

16. Nov. — Es ist nicht leicht, sich gewissen Nachwirkungen Descartes' zu entziehen. Die Untersuchung, ob das Ich ein Gedanke ist oder ein Stoff, kommt nicht zu einem vollgültigen Abschluß. Zweifeln

Das Ich.

ohne Ich, da es ein Denken, läßt sich nicht denken. Aber wenn das Denken (Wollen, Empfinden ebenso) zu Ende, ist auch das Ich zu Ende. Die Paläontologie führt uns einen Zustand vor, wo es keine Ichs auf Erden gegeben hat. Das Ich kann nicht selbst ein Gedanke sein, da es die Gedanken erst hervorbringt. Aber ein Organ kann es sein, und zwar ein Organ, das sich bildet und wieder vergeht, zusammengesetzt aus vielen Nervenzellen, die durch Leitungen verbunden sind, und ihre Bebungen aufeinander übertragen und alle empfinden. Die Außenwelt bildet sich ab in den Rindenzellen des Gehirns und an dem inneren Ende der Leitungen; innerlich im Gehirn kommt

---

*) Die folglich keine Zeit ist.

das entſprechende Ichgefühl zu ſtande und fließt zu einer Einheit zuſammen, wegen ſeiner Gleichartigkeit.

21. Nov. — Dem Materialismus zuführende Gedanken zu revidieren, habe ich mich an eine erneute Lektüre des 2. Bd. der Geſchichte des Materialismus von Lange 2. Aufl. 1877 gemacht. Was daſelbſt unter II., 2. Abt. 2. Buch, über Stoff und Kraft geſagt iſt, drängt mir die Frage auf, was eigentlich das in das Unendliche Teilbare iſt, wenn man Raum und Stoff unterſcheidet. Der von allen empiriſchen Zuſätzen bereinigte Raum kennt gar keine Grenzen, weder peripheriſche, noch im Inneren. Alle Grenzen ſind Abſtrakta von dem, was als eine Ausfüllung, als ein Bewegliches im Raum vorgeſtellt wird. Dieſe Grenzen, frei von allen nicht räumlichen Relationen, laſſen ſich in den reinen Raum überall hineinverſetzen, und die von ihnen begrenzten Hohlräume laſſen ſich in der Einbildungskraft zerteilen, ohne jemals zu einem ſo kleinen Teil zu führen, der nicht noch kleiner gedacht werden könnte. Die ſubmetaphyſiſchen Hohlräume ſind ins Unendliche teilbar, — wäre der präziſe Oberſatz. Der Mittelſatz müßte heißen: ein Körper erfüllt einen methaphyſiſchen Hohlraum, — damit der Schluß auf Teilbarkeit in infinitum für den Körper ſich ziehen ließe. Der Mittelſatz iſt aber unwahr, da der Körper dehnbar, der Raum ſelbſt aber ſtarr iſt. Wahr iſt dagegen, daß es notwendig eine Grenze gibt für die Eigenſchaften oder Kräfte des Körpers. Jede unter dieſe Grenze geratende Teilung hebt die Bedingungen der Exiſtenz für den Körper auf; — ob ich ihn als Vibration einer bloßen Potenz, oder als Atomenkomplex denke, — die Zerteilung darf nicht kleiner ſein entweder als die Vibrationswelle, oder als das Atom. — Uebrigens gehört die Teilbarkeit ins Unendliche nicht in die Sinnenwelt und hat keinen Anſpruch auf transſubjektive Realität.

Lange's Geſchichte des Materialismus.

Was iſt das ins Unendliche Teilbare?

Die Teilbarkeit ins Unendliche keine transſubjektive Realität.

14. Dez. — Vergleichbar könnte das Geiſtesorgan einer Voltaſchen Säule in dieſer Beziehung ſein, daß an dem einen Pol die Außenwelt, an dem andern das entſprechende Ich entſteht. In der That gibt es dann eine kontinuierliche Reihe von Ichs, die für eine Einheit gehalten werden wegen ihrer Gleichheit. Ebenſo wie eine Katze, die ich zweimal ſehe, nicht zwei Katzen ſind, ſo iſt auch das Ich dasſelbe, obſchon ein kontinuierlich fließendes Produkt desſelben Organs. Keine Vorſtellung iſt möglich ohne Beigeſellung des Ichs, ob dieſes nun in derſelben Zelle ſich vollzieht, in welcher das Nicht-Ich ſich einprägt, oder in einer damit durch Leitung verbundenen verſchiedenen Zelle. Das Bleibende wäre ein Inſtrument (konſtant in

Vergleich des Geiſtesorgans mit einer Voltaſchen Säule.

Form, wechſelnd in Stoff), das da denkt, ſowohl das Nicht-Ich als das Ich. Beiderlei Vorſtellungen ſind gleichzeitig, unzertrennlich. Ich iſt nicht mehr Subſtanz als Nicht-Ich, das Transſubjektive wäre immer nur bewußtloſer Stoff.

16. Dez. — Zur Reviſion meiner Auffaſſungen von Geiſt und Stoff u. ſ. w. las ich wieder durch: 1. den zweiten Band von Langes Geſchichte des Materialismus und 2. Johannes Volkelt: Erfahrung und Denken, kritiſche Grundlegung der Erkenntnistheorie. Ad. 1. Man dreht ſich vergebens. Nur Erſcheinungen, und das was dahinter ſteckt, muß anders ſein, als der Menſch begreift. Denn die Erſcheinungen laufen hinaus auf ein Sein voll Widerſprüchen und Unmöglichkeit. Nichts bleibt übrig, als ſich in eine Idealwelt zu flüchten, wie Schiller ſie in dem Reich der Ideale darlegt. Das Weſen iſt leerer Trug und die Form iſt das Bleibende. Die Wirklichkeit muß zur Poeſie verflüchtigt werden. Sonſt bleibt keine Rettung vor dem Sophismus. Ad. 2. Es finden ſich im Bewußtſein Gewißheitsprinzipe, die transſubjektive Bedeutung fordern und daran zu glauben nötigen; ſonſt wären weder Nebenmenſchen noch Dinge in der Welt anzunehmen. Die ſinnliche Wahrnehmung gibt die Anregung, die Grundlage, den Stoff zum Erkennen, aber die logiſche Denknotwendigkeit vollendet erſt das Erkennen des Transſubjektiven. — Die Methode, dieſe Verſicherungen darzuthun, iſt aber nicht das gewöhnliche Beweiſen. Es werden in den Bewußtſeinsakten dieſe Prozeſſe aufgewieſen. Ich finde doch, daß die Volkeltſche Schrift ſehr bedeutend iſt und viele meiner Anſichten berichtigt. Schon das ſpricht dafür, daß ſie ſo gut paßt, um für den Syſtematiker Art und Gattung zu unterſcheiden. Anſchauungen, Bilder geben nur Individuen. Für die Wiſſenſchaft iſt aber nötig daraus Begriffe, beſtimmt getrennte, zu bilden. Art iſt nun, müßte Volkelt ſagen, wenn er praktiſcher Syſtematiker wäre, derjenige Begriff einer Vielzahl von Individuen, der ſich logiſch nicht weiter in getrennte Begriffe zerlegen läßt. Daß es eine ſolche Grenze für die Zerlegung gibt, iſt empiriſch, durch Induktion, zu ermitteln.

Volkelts Erkenntnistheorie iſt bedeutend.

Art und Gattung.

Nach Volkelt ſind die Kennzeichen, die ich S. 158 für das Transſubjektive angegeben habe, anders zu gruppieren. Die Wirklichkeit iſt erkennbar durch die geiſtigen Kategorien, die vollſtändig unerfahrbar ſind und in der Organiſation des Unbewußten begründet ſein müſſen, da ſie im Bewußtſein a priori auftreten. Es gibt ſechs ſolche Forderungen (Kategorien), die das Denken zu der Erfahrung hinzubringt, um eine Wirklichkeit zu ſtande zu bringen: 1. Not-

Volkelts Kategorien.

wendigkeit. 2. Allgemeingültigkeit. 3. Allgemeinheit. 4. Kontinuität. 5. Kauſalität. 6. Geſetzmäßigkeit. Das ſind die Denkforderungen, um Wirklichkeit zu erkennen. Die Wahrnehmungsforderungen ſind von mir früher angegeben. 1. Bleibende Folgen im Wahrnehmungsgebiete; 2. Greifbarkeit; 3. gleichmäßiger Erfolg bei Wiederholung.

Verwirrung jener Kategorien bei dem Uebergang aus dem Wachen in den Schlaf.

Wenn man ſich beobachtet beim Uebergange aus der Welt des Wachens in den Schlaf und in die Traumwelt, ſo wird man bemerken, wie in den Gedanken und Vorſtellungen gerade die Auffaſſung der genannten Kategorien wirr wird, ſobald die friſchen Sinneseindrücke aufhören das Material dazu zu liefern. Es ſchweben Reproduktionen in den verſchiedenſten Reihenfolgen und Kombinationen dem Geiſte vor. Die Bewußtſeinsvorgänge werden regellos, die Kauſalreihen unterbrochen, die Identität des Selbſt ſogar unbeſtändig. Ohne friſche Zufuhr von Eindrücken, mit bloßen Reminiscenzen vermag das Denken eine transſubjektive Welt gar nicht feſt zu halten. Volkelt ſchätzt nicht ſeiner ganzen Bedeutung nach die Abhängigkeit des Denkens von der ſinnlichen Wahrnehmung. Die Kategorien des Denkens ſind ſicher nur bei Greifbarkeit, Wiederholbarkeit, Perſiſtenz der wahrnehmbaren Folgen. Gibt man dem Denken auch die Erinnerungen aller früheren Wahrnehmungen, die ſich ja auch auf Transſubjektives urſprünglich gründeten, ſo fehlt ihnen die Notwendigkeit beſtimmter Verknüpfungen. Es entſtehen abenteuerliche Kombinationen und lückenhafte Folgereihen. Mögen die Kategorien nicht der Wahrnehmung angehören, ſondern dem Denken, ſobald ſie ſich nicht an friſche Wahrnehmungen heften können, bringen ſie es zu keinem ordentlichen Fortſchritt.

Volkelt unterſchätzt die Bedeutung der Abhängigkeit des Denkens von der Außenwelt.

Das Ich muß ſich als kontinuierlich empfinden.

24. Dez. — Das Ich muß während des Lebens kontinuierlich ſein. Die Identität aller ihm zugänglichen Erinnerungsbilder können es von der eigenen Identität nicht überzeugen, wenn es ſeine früheren Eindrücke verloren hat und nicht vergleichen kann. Iſt die Kontinuität des Ichs auch nur bei einer einzigen, ſich ſogar verſchiebenden und verwechſelnden, oder einförmig ſich unausgeſetzt wiederholenden Erinnerungsvorſtellung verblieben, hängend wie an einem dünnen Faden, kann ſie ſich ohne Schwierigkeit wieder über ihr ganzes, altes Gebiet ausbreiten. Das Ich braucht nicht als Subſtanz fortzubeſtehen, wenn es nur in der Subſtanz als Begleitvorſtellung fortbeſteht. In Ohnmacht, in Schlaf, Lethargie muß daher Vorſtellung, wenn auch dürftigſter Art, ganz ohne ſpätere Erinnerung, angenommen werden, außer in Fällen, wo in der That das Ich verloren gegangen*); in Fällen,

*) Im Irrſinn.

wo es das neue Ich wieder verdrängt haben ſoll, d. h. abwechſelnd zwei Ichs ſich abgelöſt haben, muß es übertäubt geweſen ſein von einem andern Ich! Eine beſondere Ichzelle iſt nicht erforderlich; — ein Syſtem verbundener Zellen aus der wunderbaren Materie und Struktur, die das eigene Leben empfindet, leiſtet dieſelben Dienſte.

31. Dez. — Mein Schriftſtellerjubiläum, das von dem Petersb. geol. Komite, angeregt von dem Akademiker Friedrich Schmidt, ausgegangen iſt, hat eine von mir gar nicht geahnte Ausdehnung genommen. Ueberraſchend iſt mir in hohem Grade der Erfolg geweſen, ein nationaler, — da mich ſämtliche Univerſitäten des Reichs durch feierliche Zuſchriften beehrt haben, — und ein internationaler, — da mich die Berl. philoſ. Fakultät durch eine inhaltvolle Zuſchrift begrüßt, und die geolog. Geſellſchaft von Frankreich und von England gleichfalls u. ſ. w. u. ſ. w. Aber zu weit hinter mir liegt meine wiſſenſchaftliche Thätigkeit. Ich bin der einzig überlebende Erbe des Verdienſtes, das dem großen Werk über die Geognoſie Rußlands beigelegt werden kann, da Murchiſon und Verneuil ſchon lange dahin ſind. Aber ein verſtorbener Geognoſt bin ich ja ſelbſt und bemerke, daß den Verſtorbenen der wiſſenſchaftliche Ehrgeiz verläßt.

Toleranz.

1. Aug. 1887. — Gaſton Boiſſier in der Revue des deux Mondes 1. Août: „l'Edit de Milan et les premiers essais de tolérance.“ Die herrſchende rationaliſtiſche Vorausſetzung, daß mit dem Chriſtentum die Toleranz unter die Menſchen gekommen wäre, in Widerſpruch mit der Hiſtorie, wird hier durch einige bemerkenswerte Citate zu ſtützen verſucht. Tertullian hat geſagt: non est religionis religionem cogere u. ſ. w., und Lactanz: Die Feinde ſeiner Religion töten iſt nicht ſie verteidigen, — ..... Glaubt ihr der Sache der Religion zu dienen, wenn ihr in ihrem Namen Blut vergießt, die Torturen vermehrt, ſo irrt ihr: „Nichts muß mit größerer Freiwilligkeit angeeignet werden, als eben die Religion,“ — aber es geht nicht anders, auch Boiſſier muß betonen, daß Auguſtin, mit ſeinem cogere intrare der unheilvollſte Spitzführer geworden iſt der Religionsverfolgungen aller kommenden Jahrhunderte. Der Grundfehler bei der rationa-

liſtiſchen Toleranzlehre iſt, daß ſie von jeder gründlichen Erörterung über das, was eigentlich die Toleranz ſein kann und was ſie geweſen iſt, abſieht. Boiſſier namentlich verwechſelt Allgemeinheit und Duldung. Das Chriſtentum, als ewige Wahrheit, beanſpruchte Allgemeinheit, wie der Hauptſache nach der Moſaismus und der Mohammedanismus. Nationale Grenzen, — die Scheidewand zwiſchen Griechen und Juden, mit Paulus zu ſprechen, — fallen. Allen Menſchen, ohne Unterſchied von Staat und Nationalität, ſoll die ewige Wahrheit zu Teil werden; werden Eltern widerwillig gezwungen, ihre Kinder können durch Gewohnheit fanatiſiert werden; ſo urteilt, wer die Gewalt in Händen hat; es iſt Unwahrheit, zu behaupten, daß er falſch urteilt. Elias, als er die Baalspriester erwürgte, — Samuel, als er den König Saul befeindete, weil er die beſiegten Widerſacher nicht ſchlachtete, — Esra, als er die gemiſchten Ehen ſprengte, ſind die Exempel des Alten Teſtaments, an die zu denken iſt, wenn man die Toleranzfrage des Hebräervolks unterſucht. Firmicius Maternus, in ſeinen Ermahnungen an die Söhne Konſtantins d. Gr., trifft richtig den bibliſchen Geiſt, wenn er citiert: sacrificans diis, eradicabitur. — Wo iſt denn in den Schriften des Neuen Teſtaments in Widerſpruch mit der altbibliſchen Richtung die Toleranz gelehrt? Welchen Geiſt atmet denn die älteſte, uns aufbehaltene chriſtliche Schrift, die Offenbarung? Stammt ſie ja aus den Kreiſen der Zeloten. Und dann folgt Paulus mit ſeinem Korinth I. 5, 3. Ich . . . habe . . . geurteilt . . . 5, 5 ſolch einen dem Satan zu übergeben, zum Verderben des Fleiſches, damit der Geiſt gerettet werde am Tage des Herrn Jeſu . . . und vorher 3, 13 . . . das Feuer wird erproben, wie eines jeden Werk beſchaffen iſt . . . 3, 15 . . . er ſoll errettet werden, indes ſo wie durch das Feuer.“ . . . Mag der Sinn dieſer Stellen dunkel ſein, anders gedeutet werden können, aber es iſt blinde Parteilichkeit, — es iſt ein jeder Einſicht verſchloſſenes Vorurteil, — zu beſtreiten, daß dieſe Stellen benutzt werden können um die Scheiterhaufen der Inquiſition und der Reformation zu rechtfertigen. Das Judentum hat die Intoleranz erfunden und das Chriſtentum hat ſie weit umher in die Welt gebracht. Nur um zu bekehren, kann man die Barmherzigkeit des Samariters rühmen, man kann einem ungläubigen Weibe von den Waſſern des ewigen Lebens ſprechen. Aber was beweiſen dieſe Vorgänge gegenüber den vielen Stellen der Evangelien, die von der Vernichtung und von der Rettung durch Verlieren von Gliedern, von dem Hinausſtoßen in die Finſternis, wo Heulen und Zähneklappern, handeln, oder gar wie III. Ev. 14, 26 ſagen, daß

der wahre Jünger: Vater, Mutter, Weib und Kind und eigenes Leben haſſen muß? — Und wo endlich in Feſtus das hochgebildete Römertum zuſammentrifft mit dem, von dem intoleranten Judentum bis aufs Blut verfolgten Paulus? Auf welcher Seite findet ſich die Toleranz? (Ap.-Geſch. 26.) — Die Folgerung iſt zutreffender der Geſchichte gegenüber, daß Religionskriege und Religionsverfolgungen den monotheiſtiſchen Religionen exkluſiv angehörten. Die lokalen Religionen ſahen in den religiöſen Riten und Vorſtellungen ein Element der ſtaatsbürgerlichen Ordnung; wer Staatsbürger nicht war, den ging das nichts an. Innerhalb des Staats konnte die Konkurrenz eines andren Ritus nachteilig ſcheinen, außerhalb des Staatsgebietes war ſie ohne Bedeutung. Die lokalen Religionen konnten die Staatsprotektion fordern, aber aus der Religion ein hierarchiſches Weltmonopol zu machen, — daran zu denken verbot gerade die nationale Scheidewand.

Wie und wann iſt Toleranz wirklich unter den Menſchen möglich? Ich wage nicht die Frage zu beantworten. Die Philoſophien fangen immer von vorn an, wie oft die eine oder andre Lehre auch geglaubt hat, bei der unabänderlichen Wahrheit angelangt zu ſein und das letzte Wort geſprochen zu haben. Ebenſo iſt es den Religionen ergangen, und aus jeder Reform ergeben ſich neue Sekten und Verzweigungen der alten Religionsgemeinſchaften. Auf beiden Gebieten, ſo viel ſcheint klar, iſt die ewige Wahrheit, die unveränderlich ſein muß wie eine mathematiſche Erkenntnis, unmöglich; — auch Beobachtung, die eine unumſtößliche Grundlage für die weitere Erkenntnis liefert, ſowie die Erfahrung in den phyſiſchen Wiſſenſchaften, iſt unmöglich, Philoſophien und Religionen, — ebenſo wie das Jus, — werden wohl immer opportuniſtiſch bleiben; d. h. angepaßt der veränderlichen Entwickelungsphaſe der Menſchengemeinſchaft, darin ſie entſtehen. Opportuniſtiſch, vor allem, iſt aber die Toleranz. Man erſchöpft die Kräfte und Mittel in den Kämpfen des Fanatismus, und die Toleranz entſteht bloß als eine Not! Ob ſie eine Tugend iſt, bleibt ungewiß. Eine adminiſtrative Ordnung wird vielleicht bei aller Freiheit der Lehre beizubehalten ſein, wenn auch mit mehr Schonung und Weisheit als bisher. . . . Der Skeptizismus muß ſelbſt intolerant werden, um die unduldſamen Religionen zu beugen; — denn er allein iſt die hiſtoriſch bewährte, anſcheinend ewige Wahrheit. Statt Skeptizismus iſt es vielleicht genauer von Agnoſis zu ſprechen.

19. Sept. 1888*). — Trotz der Ausſichtsloſigkeit ſollen wir auf dem Landtage noch beraten und beſchließen. Viel kommt dabei nicht heraus, aber, es rauſchen noch die Bäume, von denen der Herbſtwind die Blätter verweht. Ueber einige Punkte habe ich vorzugsweiſe nachgeſonnen. Zu dieſen gehört die religiöſe Toleranz. Es iſt alles ſchon dageweſen, ſagt Ben Akiba, und ich glaube, zuerſt der Prediger Salomo. Dagegen haben die paläontologiſchen Studien zu dem, in der Erfahrung beſſer begründeten Gegenſpruch geführt. Was einmal da geweſen, kehrt nie mehr wieder. Trotz Voltaire und des großen Fritz, ſcheint die weltweiſe oder ſtaatskluge religiöſe Toleranz nur ein ſchwankendes Seil über die Köpfe der Menſchen hinweg, und bei aller Anerkennung für die genialen Meiſter, die unter dem Beifall ihrer Zeitgenoſſen darauf zu tanzen verſtanden, ihre Zeit, fürchte ich, iſt vorbei. Das Wenige, was ich von dem Strom der Geiſter in der Gegenwart noch wahrzunehmen vermag, iſt viel mehr negativ zu den Fundamenten des Chriſtentums, als in irgend einer früheren Zeit. In Frankreich ſind es nicht bloß die Geiſter, — die brutalen Thatſachen ſind es auch. Mahdis und Derwiſche töten und laſſen ſich töten in Afrika, bei den Beſtrebungen dort Kultur zu fördern. Dieſer Typus, in freilich immer andren Geſtaltungen, iſt nicht ausgeſtorben, und uralt. Er wird ſicherlich auch einmal ein Ende haben, nach vielen Jahrhunderten, denke ich. Aber wie kurzlebig iſt dagegen die Toleranz, die ſich meines Wiſſens in der Theorie nicht mal gut hat begrenzen und definieren laſſen! Aber ich ſelbſt gehöre dennoch zu den Ueberreſten ihrer Anhänger und freue mich der treffenden opportuniſtiſchen Begründung, die ſie auf den Blättern, für deren Zuſendung ich danke, gefunden hat. Zufrieden bin ich damit, aber hoffnungsvoll nicht.

11. April 1889. — Nur wer das Brot der Verfolgung, ſei es auch nur in bildlichem, geiſtigem Sinne gekoſtet, kann ſich für mein Bemühen, einen feſten Grund für die Duldung (Toleranz) zu finden, begeiſtern, — die Mehrzahl hat aber damit nicht mehr, als etwa mit den Landſchaften auf dem Monde zu ſchaffen.

---

*) Aus einem Brief an den Senator Georg von Brevern, Mitglied des Reichsrats.

Religion (1888).

11. Febr. — Das Jahr habe ich mit langer Pauſe begonnen.... Heute vor drei Jahren ſtarb meine liebe Frau und iſt es einſamer in meinem Leben geworden, beſonders iſt es ſtill in meinem Hauſe. An Freundlichkeiten und Liebe fehlt es ja nicht. Was aber fehlt, das iſt die beſtändige Fürſorge, andern das Leben zu erleichtern, Freude ihnen zu machen und Langeweil, Sorge ihnen zu mindern. Leſen, Schreiben, Denken, — ohne Ziel, nimmt die leeren Zeiten. Der Selbſtzweck hält nicht vor, ſobald man nicht gleichzeitig und ausgiebig Mittel ſein kann für andre. Entfernte Kinder, Freunde, gute Bekannte, — mit denen füllt man nicht die Minuten und Stunden. Begegnung, wie häufig ſie auch ſein mag, Briefwechſel, Beſorgung, iſt alles nur ruckweiſe. Es wird ſtill und ſtiller im Alter. Umſonſt iſt Ehrung, der Ehrgeiz iſt erloſchen. Mein Platz auf Erden iſt mir gewieſen, wo ich mein Grab beſtellt habe und wo ich im Leben ernſte Pflichten habe.

Einſamkeit.

In meinem Alter iſt man nicht berechtigt überraſcht zu ſein durch den eigenen Tod oder den zeitgenöſſiſcher Freunde, aber beſondere Erfahrungen haben mich davon belehrt, daß der Tod für das Alter als der aufrichtigſte Freund zu betrachten und daß die Weisheit des Ewigen gerade auch hierin zu erkennen iſt. Ich fühle mich auf einem Bahnhof, auf dem ich in tumultuariſcher Geſellſchaft anlangte; nun aber, da ein Zug nach dem andern die meiſten Gefährten abführte, iſt es öde geworden, die Lichter verlöſchen, die Bedienung verzieht ſich, und ich warte auf den Klingelſchlag, bei dem auch ich werde abfahren können.

10. Mai. — Die Weltanſchauungen des Menſchen ſind von Hauſe aus autozentriſch, waren bis auf Kopernikus geozentriſch, wurden dann heliozentriſch bis zu Kant und Laplace, und ſind ſeitdem dezentraliſiert. Die dezentraliſierte Welt bringt es zu keinem Zentralgott; — höchſtens kann ſie einen Aethergott annehmen, der überall verbreitet iſt und vielleicht identiſch iſt mit dem ewigen unendlichen Aether, dem Träger aller Kräfte. — Aber der Gott Abrahams, war Schöpfer des Alls, — in der Wüſte gedeiht der Monotheismus, — er ſchuf und blieb. Die indiſche Gottheit ſchuf und zerteilte ſich. Die griechiſchen Götter entſprachen der reichen Inſelwelt; ſie waren zahlreich und zeugten, liebten und litten wie die Menſchen. Unerwartet war, daß das

Die verſchiedenen Weltanſchauungen.

Christentum so widerstreitende Vorstellungen, wie den jüdischen Schöpfer und den Erzeuger nach Menschenart, zu verschmelzen vermocht hat. Aber mit der dezentralisierten Weltanschauung ist dieser Mythus unverträglich. Wir wissen genug von der Stellung der Erde als Weltkörper, um sie nicht für den einzigen oder hauptsächlichsten Gegenstand universeller Fürsorge zu halten. Aber die kindliche erste, autozentrische Auffassung wird nie aufhören! Ein großer Teil der Menschen werden sich selbst stets als die Zentralsonne des Universums ansehen, und Gott nur begreifen, als den Veranstalter ihrer Begegnisse, wenn er auch mit andern Dingen in Mußestunden sich beschäftigen mag. Eine höchst gemütliche Illusion, die ihre Reize haben kann und ihre liebenswürdige Empfindungsweise!

Unerwartete Kombination des Christentums.

21. Mai. — Zwischen den Vielheiten der Begehrungen, Empfindungen, Vorstellungen findet der Mensch Ruhe und Liebe nur in Gott, — so sagte ich; aber es ist doch ein Schluß aus der Schwäche auf das Vorhandensein des Starken. Wenig überzeugend muß man gestehen. Wird der Mensch seine Leidenschaften los, unter denen die Liebe die gewaltigste ist, die aber mit dem Greisenalter abnimmt*), — ist er in sich selbst ruhig und klar geworden, so hört die Gültigkeit des Arguments für ihn auf. Wie soll er dem Atheismus entgehen? Eine sittliche Gesellschaft ohne Gott, ohne Religion, in sich selbst fest begründet, wäre doch die vollkommenste. Die höchste Tugend befreit von jedem Gott, von jedem Abhängigkeitsgefühl, von jedem Ruhepunkt außerhalb des Innern. Gott wird in den Johanneischen Briefen nur noch ein Innerliches, eine bloße Liebe, die zwischen Zweien eine Relation ist, aber keine absolute Existenz haben kann.

Ob die Sehnsucht nach Gott als Ruhepunkt mit der Jugend schwindet.

Und ist das nicht vielleicht die richtige Lösung? Gott ist eben kein transsubjektives Wesen. Aber so lange es Subjekte geben wird, so lange es Liebe geben wird, muß auch die Gottesvorstellung bestehen. Gott ist kein Körper, sondern eine Empfindung. Er ist nichts als die Liebe.

Gott ist die Liebe.

---

*) In jüngeren Jahren scheinen viele eine naturgemäße Ebbe und Flut in ihrer Religiosität durchzumachen. Ich denke an meinen Freund * zurück. Als Student skeptisch bis zum Extrem, dann in der Liebe dem Naturtriebe ohne große Skrupel folgend, muß er darin sehr ernste und schmerzliche Erfahrungen gemacht haben. Die Liebe machte ihn gläubig, er bedurfte des religiösen Hintergrundes, um mit seinen stürmischen Gefühlen zurechtzukommen. Mit dem Alter schliefen die heißen Triebe ein und vielleicht auch die Aspirationen zu einem menschlich fühlenden Gott. Der tiefe Zusammenhang zwischen Liebe und Religion wird dadurch erläutert.

Die Johanneiſche Gottesauffaſſung ſteht über allen Beweiſen und Widerſprüchen.

Wenn wir einander lieben, bleibt Gott in uns, Joh. I. 4, 12, und Gott iſt die Liebe und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm. — Da iſt eine Auffaſſung des göttlichen Weſens, die von der Dezentraliſation des Weltgebäudes und von der Geſchäftsloſigkeit des Schöpfers ebenſowenig berührt wird, wie von den vernünftigen Beweiſen und Gegenbeweiſen der Exiſtenz Gottes. Es iſt der ewige Werdegott ganz etwas andres, als der von allen Verhältniſſen unabhängige, unveränderliche Todesgott der Philoſophen. Der letztere wird von ſo klaren Vernunftsgründen von jedem Platz vertrieben, auf den er ſich ſtützen will, daß er ſchließlich zuſammenbrechen muß und dem Atheismus den Platz

Gott iſt im Herzen lebendig in der Liebe.

räumt. Mein Gott iſt ein im Herzen empfundener, der gar keinen Anſpruch macht, auf eine Extraexiſtenz, oder gar auf ein abſolutes Daſein. Liebe iſt eine Relation. Sie entſteht im organiſchen Weſen und kommt auf Erden zum Gottesgefühl erſt im Menſchen. Auf andern Weltkörpern, wird dieſes Gottesgefühl notwendig ebenſo entſtehen, ſobald vernünftige Organismen darauf vorkommen. Immanent, verborgen muß es ja ein Stoff geweſen ſein, da es ſchließlich in ihm aktiv geworden. Aber eine transſubjektive Exiſtenz ihm zuſchreiben, macht Gott räumlich und daher zum Götzen. Die Summe der Energie und des Stoffs in der Welt, iſt unveränderlich, ewig, das iſt ein notwendiges Ergebnis unſrer Forſchungen geworden.

Der abſolute Gott ſteht im Gegenſatz zur Liebe.

Was ſich verändert, was Intereſſe haben und erwecken kann, ſind nur die Verhältniſſe. Der abſolute Gott iſt daher gerade das Gegenteil von der Liebe. Auch iſt gar nicht mehr einzuſehen, wozu ein ſolcher, neben der ſich ſelbſt regulierenden Weltenergie und Weltmaterie dienen ſoll. Aber der Gott, der die Liebe iſt, dient mir und ich ihm. Das Ideal der menſchlichen Gemeinſchaft zu realiſieren, ſo viel an uns, das iſt der einzige wahre Gottesdienſt auf Erden.

Wahrer Gottesdienſt iſt: Das Ideal menſchlicher Gemeinſchaft zu realiſieren.

Das ſubjektive Daſein Gottes iſt gewiß.

Ein ſubjektives Daſein Gottes iſt eine unwiderlegliche Empfindung, und ſtützt ſich auf keine hiſtoriſche, angebliche Offenbarung. Wenn ich Gott nicht verſpüre im eigenen Inneren, ſo verſtehe ich auch eigentlich nicht, von wem die behauptete Offenbarung gekommen ſein könnte. Sie iſt eine Suggeſtion, falls keine Heuchelei dabei iſt, ohne die geringſte Bürgſchaft. Den moraliſchen Beweis für

Kants moraliſcher Gottesbeweis iſt ungültig.

das Daſein Gottes, den Kant beibehielt, kann man nicht gelten laſſen. Unabhängig vom Daſein Gottes gilt die Kantiſche Moral, und ihre Unabhängigkeit iſt eine Bedingung ihrer Geltung. Nach einem Ur-

grunde der ſittlichen Weltordnung zu fragen iſt ein Widerſpruch gegen die Selbſtbeſtimmung.

Der Einwand kann erhoben werden gegen die hier aufgeſtellte Gottesnatur, daß ſie dann nur eine Begleitempfindung menſchlichen Fühlens wäre. Als ſolch eine Begleitung, das muß zugegeben werden, und nur als ſolche wird ſie verſpürt. Aber der Erkenntnisgrund iſt nicht der Grund des Geltens. Das Bedürfnis nach Gott muß im Menſchen ſchlummern, um zu erwachen und kann nicht durch Erwecken erſt entſtehen. Je reicher und intenſiver und geiſtiger die Empfindung der Liebe, um ſo mächtiger wird das Gottesgefühl.

Mit dem Liebesgefühl wächſt das Gottesgefühl.

---

4. Nov. — Langes Schweigen! Auch zum Selbſtgeſpräch verläßt mich die Lebendigkeit früherer Jahre!

---

8. Dez. — Iſt das Bekenntnis aller großen chriſtlichen Kirchen und meiſt auch ihr Kultus gemiſcht mit Elementen, die auf dem gegenwärtigen Standpunkt des Wiſſens für fabelhaft und abergläubiſch gehalten werden müſſen, ſo iſt es doch ganz falſch, ſie alle gleichmäßig gering zu ſchätzen. Weil die vollkommene Wahrheit nicht zu haben iſt, ſoll man für die Mehrung der Wahrheit und die Minderung der Irrungen unter den Menſchen gleichgültig ſein? Das iſt eine der unſittlichſten Lehren. Für jede, ſelbſt die kleinſte Fortbewegung vom Falſchen zum Wahrhaftigen ſoll das Herz des Menſchenfreundes entbrennen, d. h. ſo weit er ſich im ſtande fühlt, in dieſe Bewegung ſeiner Zeitgenoſſen ſich hinein zu verſetzen.

Pflicht der Teilnahme an der Mehrung der Wahrheit.

Religion (1889).

Wahrheiten und Erfahrungen.

Die Denkschrift des Rektors von Dorpat, späteren Bischofs Ullmann, gegen die Uwarowschen Bestrebungen, den baltischen Unterricht zu russifizieren, — ist, wie ich glaube, das Freimütigste und Beste, was bis zur Gegenwart darüber geschrieben worden ist, aber dennoch hat kaum je ein Schriftstück mehr Schaden angerichtet. Wie soll man solchen Erfahrungen gegenüber nicht Opportunist werden? Immer und immer wieder suche ich in einsamen Betrachtungen nach Grundsätzen und Wahrheiten, — und immer kommt die Erfahrung dazwischen, mit ihren liebenswürdigen oder nützlichen Vermittelungen, die aber falsch sind und Unwahrheiten enthalten?

Gebet.

Was die Wirkung des Gebets anbetrifft, so zeigt gerade die Anwendung auf die Leiden des Kaisers Friedrich. . . . Ob Tod oder Genesung, nie werden die Mediziner eine Wirkung des Gebets darin zu erkennen im stande sein. Aber wozu auch eine solche transsubjektive Wirkung? Ist die subjektive nicht genug? Und ganz subjektiv bleibt sie nicht. Das Gebet vor der Schlacht begeistert ganze Heere, ihre Pflicht zu thun, wenn es auch über den Sieg nicht entscheidet.

Lavoisier.

Ich denke an Lavoisiers Worte, ehe er das Schafott bestieg: „Das redlichste und für die Menschheit nützlichste Leben schützt nicht davor, den Tod eines Verbrechers zu sterben. —“ Das vergißt man und hält für unerhört, wenn man selbst etwas Unrecht leidet.

Aber besinnen wir uns, die Harmonie wird bleiben in der Welt, ob wir auch eine traurige Stunde durchmachen.

Die sittliche Weltordnung setzt sich durch gegen die Bestrebungen der Mächtigen, aber sie nimmt sich lange Zeit.

Evangelische Kirchengemeinschaft.

1. Mai. — Wo das Langen und das Bangen nach der eigenen Seelenseligkeit zum Grundmotiv des Daseins geworden, ist es mit der uneigennützigen Wahrheitsliebe und Wohlthätigkeit nicht unbedenklich. Die Werke können so groß sein, wie bei den ersten Jesuiten, sie decken den Irrtum in der Grundrichtung nicht zu. . . . Man muß dasjenige vermeiden, was von dem richtigen alten Luthertum mit

weitem Raum für den Flügelſchlag freier Seelen in das ſalutiſtiſche Dunkel zurückführt . . .

Ich halte zur Zeit für notwendig, an einer großen kirchlichen Gemeinſchaft feſtzuhalten, obwohl ich eigentlich zu dem nicäiſchen athanaſianiſchen Bekenntnis mich ablehnend verhalten muß. Die Gewißheit der Naturerkenntnis, die Deutungsbedürftigkeit aller Ueberlieferungen, die daher unſicher bleiben, nötigen mich dazu. Die Bibel bietet aber auch mir die reichliche Quelle zu ſittlicher Erhebung nicht meiner winzigen Perſönlichkeit, aber der fortlebenden Menſchheit. Auf dieſem Boden wäre volle Freiheit für die Evangeliſchen möglich . . .

Die Sympathie des Einzelnen thut wohl, die Kirche gibt die Sympathie der Gemeinſchaft öffentlich.

Das goldene Kreuz, hoch in den Lüften, iſt unter den Symbolen, denen meine calviniſtiſche Grundlage im allgemeinen abgeneigt iſt, noch das beſte. Sein Name ſoll glänzen über alle Namen!

---

10. Mai. — Kerner: Leben der Pflanzen Band I beendigt und auf den nicht erſcheinenden II. Band geſpannt. Schleidens „Pflanze und ihr Leben", ſeinerzeit gut aufgenommen, zeigt wie ungemein groß ſeitdem die Fortſchritte ſind, in Wiſſen und Verſtändnis der ſogenannten populären Werke. Jetzt herrſcht das Beſtreben von allen Strukturen*) und Vorgängen, den Nutzen für die Pflanze ſelbſt zu verſtehen. Daß ein ſolcher entſcheidend gewirkt hat für das Entſtehen aller Geſtalten, aller Farben u. ſ. w., iſt ein ſo umfaſſend und überraſchend nachgewieſener Umſtand, daß bei Kerner eine allgemeine Vorausſetzung darauf ſich gründet. — Das Gute wird auf die Länge vorherrſchend, das iſt der ſittliche Grundſatz, den die unerbittliche Natur auf allen Gebieten zur Einſicht bringt. Dann mußte aber das Vorhergehende ein Schlechteres ſein. Gott und Teufel ſind die Perſonifikationen! Das Schlechte zu perſonifizieren, dieſes Bedürfnis iſt der gebildeten Welt verloren gegangen. Um aber mit dem Guten ſich zu durchdringen, muß der Menſch in Frieden leben mit dem perſoni-

Optimiſtiſche Weltanſchauung.

*) Wer wird bei den Koleopteren in derſelben Weiſe die Strukturen erklären?

fizierten Gott, trotz des nicht vollziehbaren Gedankens; — an Gott muß er halten, appellieren, zu ihm beten.

Unterschied zwischen Teufels- und Gottesglauben.

13. Mai. — In guter Gesellschaft, wer glaubt ernstlich an den Teufel? So schlimm steht es mit dem Glauben an Gott noch nicht. Woher der Unterschied? Gott ist der Geist des Guten? Es gibt in jeder Sache nur eine Wahrheit, aber der Irrtümer unzählige. So gibt es nur einen Geist des Guten, den der Mensch anzubeten hat, im Geiste und in der Wahrheit. Wenn er diesen Geist fühlt und liebt, verbreitet sich Friede in ihm und schweigen die unersättlichen und verdrießlichen Bedürfnisse für einige Zeit. Denken kann man aber diesen Geist nicht; er ist ein unvollziehbarer Gedanke. Der Geist des Bösen zerfällt aber in eine Unzahl von Einzelgeistern und dient zu Fabeln und Aberglauben. Daher ist es auch nicht zu bedauern, daß man sie allesamt los wird.

Transsubjektive Gewißheit auf religiösem Gebiete nicht möglich.

24. Mai. — Gewißheit von einem, außerhalb der menschlichen Vorstellung Bestehenden, ist auf dem religiösen Gebiet nicht zu erlangen. Auf dem Gebiete des sinnlich Wahrnehmbaren, das den Denkforderungen entspricht, ist sie vorhanden. Die Religion muß arbeiten mit Vorstellungen ohne sinnliche Gewißheit, — aber nicht gegen diese Gewißheit. Insofern die Religionen es dennoch thun, verfallen sie dem Wahn. Der Wahn, je verlockender, um so schädlicher! Denn die Neigungen machen ihn fest, fanatisch, verderblich für die Fortbildung der menschlichen Gesellschaft zu den bestmöglichen Verhältnissen.

Die bestmöglichen Verhältnisse.

Die Religion hat nicht das Seligwerden des Einzelnen zur Aufgabe, sondern das Seligmachen der Menschheit, d. h. die Menschheit vorwärts zu drängen zu den bestmöglichen Verhältnissen der Individuen zu einander und miteinander.

Freiheit! ohne Mißbrauch, für alle, ist zunächst eine Forderung, die dabei in Betracht kommt.

Ueberlegenheit der Bibel in der Empfindung des Ewigen über andre Schriften.

27. Mai. — Vergleiche man die Bibel mit anderen heilig geachteten und poetischen Schriften. In der Bibel, d. h. Altes Testament und Neues Testament, findet man eine Empfindung des Ewigen, des Gerechten, des Opfers seiner Persönlichkeit für das Wohl der Menschen, mit einem Ernst und in einer ergreifenden Form ausgedrückt, in einer größeren Zahl von Stellen ausgesprochen, als in den Vedas, in Homer, in chinesischen Büchern, im Koran u. s. w. — Aber es ist doch auch viel Unsinn und Unsittlichkeit beigemischt. Prüfet alles und wählet das Beste, so lehrt die Bibel, und so soll man es mit ihr thun. Die kirchliche Gemeinschaft, die sich aufbaut auf der freien Be-

nutzung der Bibel, unbeengt von den Bekenntnisſchriften und mit voller Wahrhaftigkeit, da wo das Naturerkennen, die eindringendere Textkritik und Geſchichtsforſchung, die veränderten Lebensideale weitergeführt haben, — das iſt das beizubehaltende Chriſtentum. In dem Kultus der großen beſtehenden Kirchen ſind die Wandlungen immer gefährlich. Ein Synodus ſollte die notwendigen Veränderungen von Zeit zu Zeit vornehmen, immer nur bei wenigem! Aber die Glaubensfreiheit auf Grund des Alten und Neuen Teſtaments, oder mit beſtändiger Benutzung dieſes Buches zur Erbauung und ſittlichen Feſtigung, die ſollte obenan ſtehen! Der Geiſt der Wahrhaftigkeit wird erſt dann gekommen ſein!

Freie Prüfung und Glaubensfreiheit auf Grund der Bibel.

28. Mai. — Buch der chriſtlichen Urlehren und Dichtungen, — ſo mag man exakt die Bibel benennen. Inwieweit das Alte Teſtament einerſeits durch das Neue Teſtament, andererſeits durch den Talmud fortgebildet iſt? Dazu fehlt mir eine nähere Bekanntſchaft mit dem Talmud. Er iſt vollſtändig in franzöſiſcher Ueberſetzung erſchienen und ſo müßte ich ihn mir anſchaffen. Ob es ein gleichwertiges Religionsbuch gibt? Armſelig ſind die Lehren des Koran dagegen, — Spielerei ſind die Sagen Homers und Zubehör, — langweilig die Zendaveſta, die Vedas ungeſtaltig, — u. ſ. w.

16. Juni*). — Von Luthers heißem Herzen ſtiegen Dämpfe, die ſeinen Blick umnebelten. Die Unſicherheit ſeiner Erkenntnis ſuchte er durch Affekt zu überwinden. Im Gegenſatz zu dem klaren Zwingli, ſteifte er ſich in dem Abendmahlsſtreit auf Vorſtellungen, die logiſch ſich nicht vollziehen oder realiſieren laſſen. Transſubſtantiation verwarf er und geiſtige Erinnerung genügte ſeinem in (katholiſchem) Zauberglauben aufgewachſenen Sinne nicht. Er hielt ſich krampfhaft in einer Zwiſchenſtellung, ohne zu bedenken, daß auf ſo ſchiefer Ebene kein Halten. Aber die Schultheologie hat den Lutheranern das Unmögliche durch ewige Wiederholung und Heftigkeit dennoch möglich gemacht. Sie wiederholen und brauchen keine Mathematik, wie Luther im Geſpräch mit Zwingli wiederholt ſagte, — d. h. ſie verzichten auf Logik. Was an Halt fehlte, ſollte der Terror erſetzen, daher der Zorn. Andrerſeits hat Luther den Bilderdienſt nicht als eine Verſuchung des Volks, das Ewige und Geiſtige zu verdrängen, ſo erkannt wie Moſes. Sehr beſchränkt war er als Politiker. Viel

Luther.

Luther erkannte nicht die Gefahr des Bilderdienstes so ſcharf wie Moſes.

*) Der Baronin Uexküll ſchrieb mein Vater: „Ich ſende Ihnen das Köſtlinſche Lutherbuch. Es wird mich freuen, wenn Sie und die Ihrigen an dem lebenswahren Bilde dieſes großen Mannes, mit heftigem Herzen, — Wohlgefallen finden. Der Menſch iſt mehr als ſein Dogma.

Schwankung, viel Halbheit. Er vertrat den Gehorsam gegen Kaiser und Landesfürst, und glaubte mit der Lehre, ohne Waffen die protestantische Kirche gründen und durchbringen zu können; — bis die Not näher kam. Sein Geschmack war so verdorben, daß ihm das Unfläthige Gewürz schien; und seine Bildung hat das nie zu verbessern vermocht. — Aber sein heißes Herz war andrerseits die Triebkraft, die seinen Mut empörte und stählte, — seine Persönlichkeit zu einer unwiderstehlich hinreißenden, begeisternden machte, — die ihm eine Liebesgewalt verlieh, an die kein andrer der Reformatoren reichte. Aus seinem Herzen schöpfte er sein unerschöpfliches Wirken, seinen Fleiß und das drückende Gefühl späterer Jahre, daß er zu unthätig geworden.

Luthers Liebesmacht.

Gegensätze der Altersstufen, als pädagogischer Leitfaden.

23. Juni. — Fröhlich, — oder verdrossen als Kind in der Familie; — wißbegierig oder gemartert in der Schule; — strebsam zur Erkenntnis oder verbummelt als Student; — produktiv oder steril in Mannesjahren; — ruhig oder mißvergnügt im Alter; — das ungefähr sind die Gegensätze für die verschiedenen Lebensstufen des Mannes. Für die Söhne sollten die Eltern aufmerksam dem besseren unter den zwei Sätzen zulenken!

Die Religionstoleranz kann nicht unbedingt gelten.

Die bestehenden Religionen mit Bekenntnissen müssen geehrt werden.

Confessio solitaria, — Confessio socialis! Die erstere hat auf unbedingte Duldung Anspruch, die zweite nur auf bedingte. Ihre Duldung ist abhängig von ihrer Beeinflussung der Sitten. Im Interesse der menschlichen Gesellschaft muß nicht geduldet werden, was den natürlichen und idealen Aufgaben der Menschheit schädlich ist, z. B. Sklavenhandel, Vielweiberei, Verstümmelungen, Cölibatgelübde, Unterdrückung der freien Forschung, Beförderung von Liederlichkeit und Familienunfriede u. s. w. Es ist dann aber in der That die Forderung der unbedingten Religionstoleranz eine Uebertreibung. Die meisten Religionen mit öffentlichem Bekenntnis und für Gemeinschaften müssen in Ermangelung eines Besseren geehrt werden, weil sie viel Gutes wirken trotz zahlreicher, streng genommen, nicht zu duldender Beimischungen.

Gott ist Geist.

Geist ist Gott und die ihm sich unterwerfen, sollen es thun im Geiste der Wahrhaftigkeit IV. Ev. 4,24. — In dem Worte „anbeten" ist Gebet vorausgesetzt, man kann sich aber tief unterwürfig fühlen und doch nicht bitten und beten; das ist in dem Griechischen aber gesagt mit προσκυνεῖν, deshalb die jetzige verbesserte Uebersetzung. — Geist der Wahrhaftigkeit (der uninteressierten) Liebe, des Besseren; — das ist Gott. Aber der Mensch will ihn transsubjektiv machen und das ist nur die zeiträumliche Sinneswelt.

Der Menſchenſchwäche genügt es nicht zu wiſſen, daß Gott gelten wird in aller Ewigkeit und überall, gleich der Gravitation; er will ihn außer ſich perſonifizieren; wenn auch nicht wie die Götzenanbeter, in Holz, Stein und Farben, doch als einen zarten Nebel wenigſtens. Es iſt ihm ſo entſetzlich ſchwer, mit dem reinen Geiſt ſich zu begnügen, und es kommt ihm vor, als wäre das überhaupt gar kein rechtes Sein; — bloß ein Gefühl, das ja ein Wahn ſein könnte, — das eigentlich ohne Anwendung in der Welt iſt; — das man ablegen könnte wie eine bloße Gewohnheit, einen Aberglauben; — der Menſch wird dem Atheismus zugedrängt, und glaubt die Fundamente aller Sittlichkeit in der menſchlichen Geſellſchaft erſchüttert. Selbſt der verſinnlichte und zeiträumliche Gott genügte dem Perſonalverlangen des Menſchen nicht, er mußte ſich einen Gottmenſchen ſchaffen. Den konnte er lieben, nicht aber was ein Geiſt iſt! Der hiſtoriſche Jeſus wurde zum dogmatiſchen Chriſtus!

Im Kampf um die Weltanſchauung. Bekenntnis eines Theologen.

„Im Kampf um die Weltanſchauung“ hat meine Freundin*) B. v. Ü. mir aus dem Auslande gebracht. Viel Wahrheit darin! Ich will überſichtlich den Inhalt mir vergegenwärtigen.

Inhalt des Werkes und Kritik desſelben.

Abſchnitt 1. Gut und fromm. Die Sittlichkeit findet ſich in Menſchen, die ungläubig oder gläubig ſind. Der Religion geht die Sittlichkeit vor, aber liebenswürdig und geliebt wird die Sittlichkeit erſt recht durch die Religion.

2. Gott und Natur. Den Widerſpruch zwiſchen der unerbittlichen Naturgewalt und der menſchlichen Vorſtellung von unendlicher Güte Gottes, — hält der Verfaſſer für die Folge der menſchlichen Beſchränktheit. Das grauſame Naturgeſetz und die Liebe zum Sittlichen ſind in Gott ſtets harmoniſch, glaubt er, bekennt aber, daß er nicht im ſtande iſt, es zu verſtehen. Weder die Natur hat er begriffen, — noch kennt er Gottes Ratſchlüſſe. Aber vorwärts in die Erkenntnis zu kommen, bringt der Wahrheit näher, und in der Wahrheit iſt kein Widerſpruch.

N. B. Der Widerſpruch aber iſt in meiner Auffaſſung, und es iſt vergeblich, den Menſchen zu einer Ueberwindung desſelben durch bloßen Willensakt aufzurufen. Aus der niederen Natur (von der Natur gilt: Röm. 7,7 ... „vom Gelüſte wußte ich nichts, hätte das Geſetz nicht geſagt, laß dich nicht gelüſten“), die aller Sittlichkeit bar, entſteht erſt der reale Geiſt des Guten, den ich Gott nennen möchte. Zwiſchen der aktuellen Geltung Gottes und zwiſchen dem Idealgott iſt es ſchwer zu unterſcheiden. Dennoch iſt der letztere nur eine Aufgabe der Welt, unvollendet in dem Endlichen. Vom Niederen, das Aufſteigen zum Höheren läßt ſich verſtehen, und das ſieht der Natur-

*) Baronin Benedikte von Uexküll, geborene von Stietenkron.

forſcher überall. Die Entſtehung des Niederen, des Böſen aus dem Höchſten und Guten, iſt der unlösbare Knoten.

3. *Einſt und jetzt.* Hier kommt das Gebet zur Sprache. Jetzt ſtellt ſich das Gebet dem Verfaſſer vor, als wäre es berechtigt, nur noch als ein Gebet um heiligen Geiſt. Aber auch um Dinge und für Menſchen zu beten, dem äußeren Leben nach, kann er nicht laſſen, ſo klar ihm iſt, daß es vergeblich ſein muß. Vielleicht bringt es die Zukunft anders, jetzt iſt aber von dem Gebet ſich losſagen: unnatürlich. Nur nach Kräften es zu *vergeiſtigen* und *vor ſchädlichem Irrtum es zu ſchützen*, bleibt Pflicht.

4. *Zeit und Ewigkeit.* Für das Jetzt ſoll man leben, aber das Jetzt ſoll vom Licht der Ewigkeit beſchienen ſein. Mit dieſem Ergebnis ſchließt der Abſchnitt. Er geht aus von dem Gefühl der Nichtigkeit und von dem Gefühl einer höheren Beſtimmung, verweilt bei dem Segen der Arbeit, wie *der* auch dem Aermſten das Leben ſchön und erhebend macht.

5. *Urteilen und Wirken.* Von dem eigenen Weſen, ebenſo wie von der Welt, habe ich bloße Vorſtellungen. Ihr Daſein iſt nur durch *Glauben* gewiß. Der Inhalt des religiöſen Glaubens iſt notwendig *verſchiedenartig*, da man das Höchſte anders ſieht, je nach der Stufe, auf der man ſteht. Mit der Selbſtthätigkeit im Glauben, wächſt die Verſchiedenheit. Das religiöſe Empfinden iſt anders nach den *Einflüſſen* auf unſre Jugend, nach den *Geſchäften*, die uns abziehen, nach den Anlagen, die bei manchen ſchwach ſind (wie bei der Muſik!). Ein Gefühlsmenſch entzückt durch ſeine Worte in der religiöſen Gemeinſchaft; — ein Thatenmenſch ſucht lieber einſam Gott im Verborgenen. Dieſe Mannigfaltigkeit iſt dem Fortſchritt förderlich. Die Gemeinſchaft iſt um ſo mehr nötig, — den Unmündigen gegenüber feſt, in ſolcher Geſtalt und Eigenheit, die man ſelbſt hat, — den Mündigen gegenüber plauſibel, zur Anregung. Vielen iſt Frömmigkeit nur in *einer* Sprache und Geſtalt verſtändlich. Aber ob zum *Marienbilde*, zum *Gottesſohn* oder zu dem *Einen* gebetet wird, gleiche Reinheit und Liebesmacht kann in der Seele walten. Der Glaube macht nicht ſelig als *Verdienſt*, nicht als *Zuſtimmung* zu einem beſtimmten Bekenntnis, ſondern als *Vertrauen* auf den inneren Zug zu einem liebenden Gott, das von allen Zweifeln befreit. Mag ſein, daß dieſe weitherzige Milde im Kampfe weniger wirkt, als die ſchroffe Einſeitigkeit, aber ich muß, wo die Partei ſündigt, nicht mitſündigen. Lauterkeit der Geſinnung iſt im Kampfe zu bewahren. Bin ich ſelbſt noch unſicher, muß ich mich zurückhalten. Was aber an Grundſätzen im Leben ſich mir bewährt hat, muß ich durchzuſetzen ſuchen. Um der Gemeinſchaft willen, kann ich ſelbſt an unvollkommene Formen anknüpfen. Aber nie ſoll ich mitthun, um die Bahn zu höheren Stufen des Lebens und der Erkenntnis zu verſperren. Die religiöſen Irrtümer ſind beſſer zu bekämpfen durch Darlegung der Wahrheiten in Wort und That, als durch Angriffe und Widerlegungen.

6. *Chriſtentum und Parteien.* Chriſtentum, dem Geiſte nach erfaßt, iſt reinſte Sittlichkeit aus reinſter, alle Triebe vergeiſtigender und beherrſchender Geſinnung, — in unmittelbarer Liebe zu Gott. Als ſolches ſteht es über allen andern Religionen. Es kam aber nicht als ein Dogmenſyſtem, ſondern als eine Begebenheit in die Welt. An dieſe knüpfte jüdiſch-griechiſche Philoſophie ein Dogmenſyſtem mit überverſtändlicher Lehre, nach denen Jeſus aus dem Verkünder Gottes ſelbſt zu Gott, und aus der Einheit Gottes eine verkünſtelte Dreiheit wurde. Aus

einer Menſchheitsreligion wurde eine Religion neben andern. Die Evangelien und die ganze Bibel ſind Menſchenwerk, mit Widerſprüchen und Fehlern und mit Sagen, die fromme Gleichniswahrheiten bergen, behaftet. Das fordert viel Prüfung, um, von Beiwerk geſondert, den reinen Geiſt daraus zu faſſen. Chriſtus ſelbſt berief ſich auf die früheren Propheten ſeines Volks und beanſpruchte nur in derſelben Weiſe Offenbarung. Zu ſeinem einfachen Geiſt muß die Gegenwart zurückſtreben aus Unnatur und Verkünſtelung, — in heiliger Weitherzigkeit.

Meinem Urteil nach iſt das Schriftchen leuchtend durch Wahrhaftigkeit und Hoheit. Meine Vorbehalte ſind theoretiſch, — in der Anwendung ſtimme ich dem Verfaſſer vollſtändig bei, und er hat beſſer meine Ueberzeugung dargelegt als irgend ein andrer, oder ich ſelbſt.

So will ich denn lieber dem idealen, beſcheidenen Manne lauſchen, als an ihm nach Schwächlichkeiten ſpüren, und kennen lernen möchte man noch ſo manches von ihm, — z. B. wie er und was er betet, ohne Erſchöpfung und Abkühlung.

Glücklich wäre es für den Menſchen, ſo viel Liebe und Begeiſterung zu fühlen für das, was außer ihm und neben ihm ſteht, daß er dadurch das Kritteln in ſich und von andren überwindet, — ohne an die eigene Perſon viel zu denken. Aber auch andre dürfen ihn nicht zu ſehr an die eigene Perſon erinnern.

---

13. Nov. — 1883 hat Biſchof von Nikomedien, Philotheos Bryennios, einen Teil einer in Jeruſalem entdeckten Handſchrift, — zwiſchen dem 120. und 160. Jahr unſrer Zeit herausgegeben: „Lehre des Herrn durch die zwölf Apoſtel.“ Ethiſche Liebe zu Gott, zu den Nächſten und zu den Feinden u. ſ. w. Die Probleme der ſpekulativen Heidenchriſtenheit ſpäterer Zeit exiſtieren nicht. Von Sakramenten ſind nur Taufe und Abendmahl angeführt. Dagegen finden ſich beſtimmt die Schwarmgeiſtervorſtellungen. Tauſendjähriges Reich, Erneuerung der Welt durch Feuer, ſtellen die Schrift zu denjenigen der hebräiſierenden Epigonen des Paulus. Petriniſch und antipauliniſch iſt der Mangel der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben und von der Prädeſtination. — Wäre das Chriſtentum nicht in der That nunmehr als eine mit vielen Wahnvorſtellungen gemiſchte Lehre anzuerkennen? Lebensfähig iſt ſie geworden durch die Umbildung, die ſie durch das Griechen- und Römertum erlitt. Ihr ethiſcher Kern machte ſie zu einer der Weltreligionen. Unter ihrem Einfluß wird die unvernünftige

Neuentdeckte Handſchrift in Jeruſalem.

Menſchheit in einer höheren Gemeinſchaft geleitet und die Schamhaftigkeit, Mäßigkeit, Liebe, Milde gepflegt. Es kann die Menſchheit ſo vernünftig werden, daß ſie aus Einſicht in die Gründe, in voller Wahrhaftigkeit alle dieſe Tugenden übt. Aber kein Wahn iſt größer, als ſchon gegenwärtig die Menſchen für allgemein vernünftig zu halten, und kein Wahn ſchädlicher! —

Philoſophiſche Pſychologie (1890).

Fortdauer und Unterbrechung des Ichgefühls.

15. Febr. — Das Ich iſt ein Begleitgefühl aller Geiſtesthätigkeit und entſpricht dem in ſtetiger Bildung begriffenen Inhalt der jeweiligen Vorſtellungen, darin nur wenig gleichzeitig hinzukommt oder ausſcheidet. Werden die Vorſtellungen, von denen ein dumpfes Gefühl uns beſtändig begleitet, und die aus dem Gedächtnis dem Ort für das Bewußtſein im Gehirn beſtändig zuſtrömen, plötzlich unterbrochen, ſtatt ſtetig geſtärkt, ſo kann das Gefühl ihre Beharrlichkeit nicht anerkennen, ſelbſt wenn dieſe Vorſtellungen von außen wiederum angeregt werden. Es kommen in dieſem Falle krankhafte Fälle eines Verluſtes des bisherigen Ichs vor. — Beharren kann nach dem Tode weder das Gedächtnis, aus dem die Vorſtellungen früherer Zeit zuſtrömen könnten, noch der Bewußtſeinsort im Gehirn, zu dem die Vorſtellungen geleitet werden könnten. Die Fortdauer des Ichgefühls nach dem Tode ermangelt der Vorbedingungen.

Bildlich zu ſprechen iſt das Bewußtſeinsorgan im Gehirn wie ein Okular, und das Gedächtnis wie der Reflektor eines Teleſkops, nur iſt das Okular voll Nachbilder und vom Reflektor durch eine kaleidoſkopiſche Scheibe getrennt.

16. Febr. — Was ich geſtern über das Ich geſchrieben, will mir heute nicht gefallen. Es ſoll ja keine Wortdefinition, ſondern eine Erklärung ſeiner Entſtehung, genau nach der Erfahrung und nicht darüber hinaus, gegeben werden.

Verſuche, das Ich aus der Erfahrung zu erklären.

Empfindung kommt zu ſtande, wenn die Reize zu dem Gehirn bringen; — von dieſer Erfahrung kann man ausgehen. Die Empfindungen haben eine gewiſſe Zeitdauer. In der erſten Zeit erlangen ſie den höchſten Grad, ſchwächen ſich dann ab und werden endlich nicht mehr wahrgenommen. Auf dieſe Weiſe beſtehen im Gehirn

gleichzeitig vielerlei Empfindungen verſchiedener Intenſität. Ihre Summe iſt nur ſtetigen, langſamen Veränderungen unterworfen, daher erkennt ſie ſich als dieſelbe wieder, die kurz zuvor ſchon geweſen iſt. Wird die ganze Summe auf einmal ausgelöſcht, ſo kann eine neue Empfindung zu der alten Summe nicht mehr hinzukommen. Eine neue Summe kann ſich bilden. Das Ich iſt alſo das Gefühl einer nur ſtetig veränderlichen Summe von Empfindungen in einem Gehirnort, an dem die Erinnerungsbilder und Reize der Außenwelt ins Bewußtſein treten.

Das Ich eine ſich ſtetig ändernde Summe von Empfindungen.

20. Febr. — Abermals genügt mir nicht, was ich zuvor über das Weſen des Ichs niedergeſchrieben habe. Das Ich iſt keine Summe von Empfindungen, ſondern ein Gefühl, das jede einzelne Empfindung begleitet. Das Ich iſt das eine weſentliche Element jedweder Wahrnehmung. Es kam zu ſtande im Kinde, im Tier, mit der erſten Empfindung, und ſchwand mit der letzten. Sein Fortbeſtand während des Lebens war möglich, ſo lange es von einer auf die andre Empfindung ohne Unterbrechung übergehen konnte. Die wahrgenommenen Empfindungen konnten ganz andre ſein, als kurz zuvor; das Ich blieb, ohne anders zu werden, wie ein ſtetiges Tönen einer klingenden Maſchine. Nicht das Tönen macht die verſchiedenen Verrichtungen der Maſchine aus, auch iſt das Tönen nicht die Summe der Verrichtungen; — es iſt nur ein Anzeichen des ununterbrochenen Ganges der Maſchine. Ebenſo mit dem Ich. Das Bewußtſeinsorgan, — ob es nun eine Einzelzelle iſt, oder eine Gruppe, durch Leitungen zu einem Komplex verbundener Zellen, — iſt das Wirkende. Seine Wirkungen ſind das ſtetige Ich, ſowie das unſtetige Nicht-Ich. Alle Wahrnehmungen, ſo drückte man ſich mit den Kantſchen Nachfolgern aus, — ſind Modifikationen des Ichs und verfehlte gründlich die Wahrheit. Das Ich bleibt ſich ja gleich, wie beim Spiegelbilde der Spiegel; die Bilder macht eben der Spiegel nicht, ſondern die entſprechen einer Außenwelt. Was das Modifizierte bei dem Vorgange iſt, — und da hinkt der Vergleich mit dem Spiegel, — iſt ein Zellengebilde im Hirn, darin Gegenbild (das ſich gleichbleibende Ich) und Bild (die transſubjektive, wechſelnde Welt) erſcheinen. Man muß nämlich mit der Modifikation weiter zurückgehen, — auf die gemeinſame Urſache der Erſcheinung im Menſchengeiſte von Ich und Welt. — Vergleiche übrigens, was den 1. und 4. Juni 1878 über das Bewußtſeinsorgan notiert iſt. Dem Materialismus wird mein Denken unnachſichtlich mehr und mehr zugedrängt. Nur in den Relationen kann Geiſt ſein, kann Gott ſein, — nicht aber in materiellen Subſtanzen oder in Kräften.

Zweiter Verſuch, das Ich aus der Erfahrung zu erklären.

Das Ich iſt keine Empfindungsſumme, ſondern ein Begleitgefühl jeder Empfindung.

Das ſich gleichbleibende Ich verglichen mit einem Spiegel.

Geiſt iſt nur in den Relationen.

Dr. E. Dreher.

25. Febr. — Von Eugen Dreher lese ich in Nr. 9 der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift vom 2. März Erörterungen über die vorstehende Frage. Wie oft geschieht es, daß ungefähr zu derselben Zeit, dieselben Probleme verschiedenen Menschen in entlegenen Ländern zu denken geben! Mit Ausbreitung der Kultur mehrt sich die Wahrscheinlichkeit solchen Zusammentreffens. Immerhin beweiset es, daß wir die Anzahl der den Menschen einfallenden Kombinationen, ihrer Zahl nach für endlich halten müssen. Dr. Dreher sagt nun:

... „wollen wir noch bemerken, daß wir es völlig unberechtigt finden, daß Hume und Kant, letzterer in seinen sogenannten Paralogismen der transscendentalen Psychologie, die durchaus zwingende Konsequenz von Descartes: aus dem Vorhandensein des Denkens auf ein denkendes Etwas, — auf das Ich zu schließen, — angreifen, und meinen, man könnte das Ich auch als eine Summe oder ein Produkt von Bewußtseinsthätigkeiten auffassen."

Ich finde nicht, daß Kant dergleichen, wie hier unterstrichen ist, gesagt hat. Bei der Durchsicht der Ausführungen Kants über die Paralogismen der transscendentalen Psychologie (Kritik der reinen Vernunft), stoße ich in den, in zweiter Auflage weggelassenen Erörterungen, auf einen Ausspruch, mit dem ich ganz einverstanden bin. Er heißt:

„Das transscendentale Objekt, welches den äußeren Erscheinungen, — imgleichen das, was der inneren Anschauung zu Grunde liegt, ist weder Materie, noch ein denkend Wesen an sich selbst, sondern ein uns unbekannter Grund der Erscheinungen, die dem empirischen Begriff von der ersten sowohl als der zweiten Art an die Hand gehen."

Bisexuales Protoplasma.

In meiner Sprache ausgedrückt, handelt es sich beim Ich und Nicht-Ich gar nicht um Wesen an sich, die ohne Qualitäten und ein Unsinn sind, — sondern um empirische Wahrnehmungen und deren logische Verarbeitung. Da findet sich, daß der metaphysisch unbekannte Gegenstand, empirisch das bisexuale Protoplasmaklümpchen ist, das sich nach immanenten Kräften zu einem Menschen ausgestalten kann. Molekularbewegungen bringen, man vermag das Wie nicht zu erklären, Wahrnehmungen im Gehirn hervor, stets in disjunktiver Form, Wahrnehmung des Selbst und der Welt. Der gemeinsame Grund, der das Ich und die Welt hervorbringt, ist keine metaphysische Materie, aber wohl eine empirische Materie, — die wir nach den Gewißheitsprinzipien der neueren Erkenntnislehre, ausgestattet wissen mit Eigenschaften, die den Reaktionen der Hirnsubstanz entsprechen.

19. März. — Die Materie nimmt ſich nicht ſelbſt wahr, aber ſie bringt hervor die Vorſtellung der Welt und des Selbſt, — das Selbſt ſcheinbar bleibend, wie das Licht einer Leuchte, obgleich die verbrennenden Dämpfe durch neue kontinuierlich erſetzt werden. Iſt die Zufuhr zur Weltvorſtellung ununterbrochen, ſo ſcheint das Selbſt beharrlich, — wie das Licht der brennenden Leuchte. Die Welt kann nicht vorgeſtellt werden ohne ein davon unterſchiedenes Subjekt, das Ich. Aber Welt und Ich werden von der Materie zu Vorſtellungen gemacht, die einander entſprechen. So mag man den Stoff für den Urgrund von Seele und Welt halten. Aber eigentlich weiß man es nicht und wird es nie erfahren. Iſt das ſich ſelbſt Wahrnehmende wie ein Ton, der ſich ſelbſt hört? Die Vorſtellung bleibt überſchwenglich ſchwer.

Immer wieder das Rätſel der ſich ſelbſt wahrnehmenden Subſtanz.

---

24. März. — Wie nahe der Menſch iſt, ganz widerſinnige Erſcheinungen für wirklich zu halten, wird beſonders durch die Vorgänge im Traum nahe gelegt. Dieſe Nacht z. B. träumte mir, es ſaß W. in meinem Schlafzimmer auf der großen Toilette und ſchwatzte. Ich interpellierte ihn, was er ſich eigentlich in Bezug auf ſein Vermögen vorſetzte. Er antwortete recht vernünftig, andre würden aus den Gütern machen, was ſich machen ließe, bis er ſie zurückerwerben könnte. Dann lag er wieder auf irgend einem Sofa, und ich ſagte ihm: „Geſtehen muß ich, daß ich eigentlich bisher Sie gar nicht für eine Wirklichkeit gehalten habe. Das iſt nun vorüber.“ Dazu kam meine (verſtorbene) Frau. Ich glaubte, trotz des Anachronismus ihrer Erſcheinung und trotz meiner erſten Zweifel an der Wirklichkeit, nun an die Gegenwart Ws. In der Religion kommt der feſte Glaube wahrſcheinlich aus Traumzuſtänden des Geiſtes. Nur wer dieſe Möglichkeit nie vergißt, kann wahrhaft tolerant ſein. Durch Schreck und Liſt erreichen zu wollen, daß die Menſchen ein und denſelben Traum haben, iſt doch barer Unſinn.

Traum. Beiſpiel zu: Wie man im Traum Widerſinniges für wahr halten kann.

Der Glaube kommt oft aus Traumzuſtänden des Geiſtes.

Zur Mahlzeit waren wir in Jerwakant, wo die Brandſtiftung beſprochen ward, — um elf Uhr abends war dort Feuerſchaden ausgebrochen und ein Wirtſchaftsgebäude niedergebrannt. Einige Stunden darauf erwachte meine Tochter in Reval mit dem Ausruf: „Entſetzlicher Traum, — es hat in Jerwakant gebrannt!“

Zwei Erklärungen ſind möglich, entweder Zufall oder Aetherwellen, die von Jerwakant aus angeregt bis zur Schlafenden dringen, trotz

Beiſpiel eines prophetiſchen Traumes.

ſiebzig Kilometer Entfernung. Der, abends von uns in Reval vernommene blinde Feuerlärm, kann auch den Traum veranlaßt haben, der ſo merkwürdig mit dem wirklichen Ereignis zuſammentraf.

Ich träumte, vor die Thür trat hinaus und zu meinem Wagen, mit dem ich in eine Stadt fuhr, Johanna Bismarck, die Fürſtin; — erfreut und überraſcht fragte ich nach dem Fürſten. „Sehen kann man ihn jetzt nicht.“ — „Geht es ihm denn nicht gut?“ — „Leider nicht.“ — Ich machte ab, zu kommen, ſobald er wieder Menſchen vertragen könne. — Ich notiere dieſen Traum, und er ſoll beweiſen, daß Träume nichts bedeuten. —

Ermüdungsgefühl.

7. Mai. — Den Schlaf erklärt man aus der, durch die ununterbrochene Tagesleiſtung der Nerven entſtehenden Erſchöpfung. Es ſind Zufuhrwege für Sinnenreize. Ob man auch ſtille geſeſſen hat, das Taſt- und Druckgefühl war durch die Haut des geſamten Körpers, meiſt unbewußt, beanſprucht. Die Nerven, die dieſes Gefühl leiten, pflanzen weniger ſchnell die Reize fort; — die Ermüdung iſt wie eine ſich anbahnende Narkoſe; fühlt man nicht mehr, wo man ſitzt und liegt, ſo iſt man unempfindlicher geworden. Das gilt von dem Eindringen der äußeren Reize auf die Wahrnehmung. Aber gilt es nicht auch für die Leitung der Vorſtellungen, die im Gedächtniſſe angeſammelt ſind? Dieſe zu dirigieren, wird mane benfalls müde. Das Schlafbedürfnis entſteht nach dieſer Vorſtellung aus den Anhäufungen in den Nervenfäden, nicht in den Nervenklümpchen. Die Nervenfäden leiten von außen die Sinneseindrücke, — von innen die Gedächtnisvorräte und Vorſtellungen, zu dem Wahrnehmungsorgan. Zwei Kanalſyſteme oder Korridorſyſteme! Während des Wachens arbeitet es in den peripheriſchen Korridoren. Dieſe bekommen Ruhe in der Nacht. Beim Traum arbeitet es ungehemmt in den inneren Korridoren. Die werden ausgefegt, wie von fleißigen Mägden, und man erwacht klar zu friſcher Denk- und Sinnesarbeit. —

Ermüdungsgefühl für innere (Gedächtnis-)Reize.

Korridorſyſtem.

Katoptriſche Einrichtung des Gehirns.

15. Sept. — Zwei Umſtände ſprechen für die katoptriſche Einrichtung des Hirnapparates zur Wahrnehmung:

1. Die Spuren, die im Gedächtnis verbleiben, nicht im Bewußtſein; — wie von der Lichtwirkung die Nachwirkung auf phosphoreszierenden Subſtanzen.

2. Die Geſamtſtimmung und die Erinnerung, beeinflußt und begünſtigt durch Sinneseindrücke, die zum Bewußtſein nicht gelangen. —

Religion (1890).

22. März. Unter dem Namen Gott konnten die Menſchen keine ſich gleich bleibende Vorſtellung verſtehen. Nach jeweiligem Verſtändnis änderte ſie ab. Den erhabenſten Ausdruck fand die Vorſtellung ſchon in dem Johanneiſchen Spruch: Gott iſt ein Geiſt, und ihr, die ihn anbetet, betet ihn an im Geiſte und in der Wahrheit. Aber die Menſchen haben immer wieder unter Gott an räumliche Geſtalten und zeitliche Kräfte gedacht. Nun aber ſtehen Stoff und Energie der Summe nach ewig ſtill. Was ſich ändert, iſt nur deren Lage und Wechſelwirkung. Dem Dauernderen ſtrebet Lage und Wechſelwirkung ewig zu, und dazu bedarf es eines Ausſchluſſes der Störungen, einer ewigen Harmonie des Verſchiedenſten. Das iſt das Gute, dem die Schöpfung zuſteuert, und das iſt Geiſt, das iſt Gott. Für das Univerſum iſt es Gott, — für die Menſchheit iſt es der heilige Geiſt, für den Einzelmenſchen oder für das Menſchenpaar beſſer, iſt es das Idealmenſchenpaar, der Paraklet, der ewige (nicht der hiſtoriſche) Chriſtus. Unſterblich und ewig iſt nur das Streben zum Guten, zu Gott, — nicht das einzelne Menſchenpaar. Man ſoll ſeine eigene beſchränkte Exiſtenz über das Ewige vergeſſen, — das macht ſelig.

Wechſel der Vorſtellung Gottes.

Der erhabenſte Ausdruck iſt der Johanneiſche: Gott iſt ein Geiſt.

Gott, heiliger Geiſt, Paraklet.

Der Perſönlichkeit ſich entwinden? Iſt das nicht die Tendenz der Asketen? Einſeitig, wenn dieſe Tendenz nicht zum Beſten einer Gemeinſchaft von Menſchen dient; — aber ein wahrer Kern bleibt in der Askeſe. Dann aber muß dieſelbe Tendenz auch die Vorſtellungen des Menſchen von Unſterblichkeit, von Gott betreffen. Die Fortdauer des Einzelnen iſt die unendliche Wirkung ſeiner Thätigkeit, als Glied der Kauſalreihen, für die Menſchheit; — das ewige Fortleben nicht eines perſönlichen Ichs. Gott iſt nicht ein zürnender, liebender, ſondern ein Ewiges, ohne Affekte. Das führt zu einem Glauben, den die Egoiſten für Atheismus und Materialismus erklären müſſen, der aber mit Gewißheiten arbeitet, nicht mit widerſpruchsvollen, unvollziehbaren Vorſtellungen. Das Ewige iſt gewiß und das Unendliche der Kauſalreihe.

Askeſe.

Die Vorſtellungen von Gott und Unſterblichkeit müſſen auch vom Egoismus bereinigt werden.

Nur ist der Schluß übereilt, daß es keine Ereignisse geben könnte, deren zureichende Ursache nicht schon in der Vergangenheit vollständig gegeben wäre. Das Verantwortlichkeitsgefühl ist ein Gewißheitsprinzip, und ihm kann nur genügt werden, wenn man sich klar macht, daß die Gegenwart eine Grenze zwischen der Gesamtheit der Geschehnisse der Welt, nicht aber eine Dauer ist. Gegenwart ist nicht Zeit, und nur in der Zeit kann keine Ursache hinzutreten, — aber Gegenwart ist intelligibel, und da ist Freiheit, d. i. Hinzutreten von neuen Ursachen. Wenn die Vergangenheit sub specie praesentis betrachtet wird, so bringen wir eine Freiheit hinein, die nicht besteht; — aber die in einer Grenze zwischen den Gesamtgeschehnissen vorstellbar ist. Das allein gibt der Historie ein sittliches Interesse.

Gegenwart ist intelligibel und da ist Freiheit.

Sittliches Interesse der Geschichte.

---

29. April 1890. — Zum 1. Mai hat sich der Kuckuck eingestellt. Der friedliche Anblick der lebhaft ergrünten Wiesen, die vielen Blumen auf meinem Alpenberge, die jungen belaubten Bäume mit den duftenden Faulbeerblüten, stimmen milde. Das Leben in der Natur wird, hoffe ich, auch Bismarcks Herz den Frieden wiedergeben. Es ist mir schwer, zu glauben, daß er sich je wieder glücklich fühlen kann. Wohl hatte er schlichte Natürlichkeit bewahrt, als er eine Bedeutung hatte, wie vielleicht keiner unter seinen Zeitgenossen auf der ganzen Erde.

Jedenfalls ist der große Mann noch wie ein von der Höhe ins Meer gestürzter Fels, von Fluten überstrudelt und überschäumt. Man wird ja erfahren, wie das alles zur Ruhe kommt.

3. Juli. — Viel erlebt, — wenig geschrieben. Vom $\frac{\text{22. Mai}}{\text{3. Juni}}$ bis zum 16./28. Juni weilte ich in Friedrichsruhe. Der Fürst Bismarck ist nicht nur historisch eine Größe, er ist es auch für die Gegend als der für alle Menschen liebenswürdigste Mensch der Welt.

Die fortschrittliche Partei möchte den großen Mann anbeten, aber in einem Heiligenschrein. Unheimlich wird es natürlich, wenn die Heiligenbilder sich nicht stille verhalten.

---

22. Juli. — Die Herzensfröhlichkeit, schreiben Sie*), erhält sich am besten durch die Dankbarkeit gegen Gott. Ich sage, Gott ist die Liebe!

*) Aus einem Briefe an die Baronin B. von Uexküll.

Joh. 14, 16. Fühlen Sie nicht, als eine Nötigung in Ihrem Herzen, Gott zu lieben, unbedingt, ob Ihnen das Dogma der Dreieinigkeit begreiflich und annehmbar geworden oder nicht?

Haſſen ſoll man nicht, auch nicht die Semiten. — Da hat das Wort des Ev. Joh. ſich als Wahrheit erwieſen, daß, wer haßt, ein Menſchenmörder, wenn auch ſehr indirekt, ſein kann, wie die Judenmorde in Rußland beweiſen. — — — — — — — — — — —

Das Dauernderе.

In Berlin haben Sie viel geiſtige Nahrung gefunden! . . . Aber wozu? wozu? Das iſt die Frage, die man nicht los wird, außer im Beruf oder in Unternehmungen für etwas *Bleibenderes*, als wir ſelbſt. Jetzt, auf dem Lande, pflanzen Sie Bäume; Beſſeres kann man nicht thun für die Zukunft. *Dem Ewigen zu dienen*, damit es nicht eine hohle Phraſe wird, empfehle ich *durch die Bevorzugung des Dauernderen*, was dem Menſchen doch möglich iſt. — Dazu gehört für mich in dieſem Augenblick eine kühn entworfene Steinbrücke, die zu beſehen ich Sie verlaſſe. — — — — — — — —

Humanität und Gemeinſchaft.

Man muß bekennen, daß es eine widerchriſtliche Humanität gar nicht geben kann, ebenſowenig wie einen viereckigen Kreis. — Indes beſcheiden wir uns . . . Sehr fern ſind noch die Zeiten und kaum begriffen, wo die Humanität innerlich von uns verſtanden ſein wird und äußerlich über den ganzen Erdball zu einer Anerkennung gelangen könnte, wie ſie zur Zeit nicht denkbar ſcheint.

Es iſt unendlich ſchwer, auf dem religiöſen Gebiete die Tendenzen der Gegenwart oder gar ihre Ziele zu beurteilen. Stillſtand hervorzubringen, das hat die Kirche immer gehofft oder ſich angemaßt. Selbſt der ruſſiſchen Kirche gelingt es nur relativ; ſie hat weniger wirkliche Forſcher.

Die Gemeinſchaft muß immer neu belebt werden aus dem *unerſchöpflichen Quell des einzelnen Menſchen*. Der Einzelne wird ſich vielleicht in dieſe Aufgabe immer mehr und mehr verſenken müſſen. Das iſt die Bedeutung *ſeiner Unerſchöpflichkeit und Ewigkeit*. In den Zeiten eines gewiſſen überſinnlichen Trachtens machte ich mir den Spruch:

Keyſerlings Sinnſpruch.

> *Selig, wer ſein Glück ſucht weder im Himmel noch auf Erden, ſondern ſeiner ſelbſt vergißt in dem ewigen Werk und in der Liebe.*

Es iſt eine Formel, die, wie jede Formel, das Leben nicht bemeiſtert, aber doch helfen kann, es zu dirigieren. Zu der *größeren Gemeinſchaft* der Menſchen auf Erden, dazu führt das Wirken des Ewigen oder das ewige Werk, ſo viel glaube ich aus der Geſchichte

erſehen zu können, und daher ſteckt vielleicht in dem religiöſen Separatismus eine vorbereitende Zerſetzung. Die endliche Einigung aus den Beſtandteilen, die ſich unzerſtörbar erwieſen haben, liegt in unendlicher Ferne!

---

21. Sept. — Die außerordentliche Bedeutung der Liebe für das Streben zum Ewigen und für das Empfinden des Ewigen iſt unter den Menſchen in der Erfahrung oft zu beobachten. Sie verlieh, wie ich denke, dem Chriſtentum einen weſentlichen Teil der Kraft, mit der es das Heidentum der griechiſch-römiſchen Welt überwunden.

Gründe der Ohnmacht des Chriſtentums dem Islam gegenüber.

Dem Islam gegenüber iſt das Chriſtentum machtlos. Die Geſchichte lehrt, daß hier für uns ein ſchwer begreifliches Problem vorliegt. Mohammedaner können beſiegt werden, aber nicht belehrt. Weshalb? Das Chriſtentum hat mit ſeiner Liebe nichts bei ihnen ausgerichtet, vielleicht weil die Bildung des Weibes bei den Völkern des Islam zu tief ſteht. Das Verbot der geiſtigen Getränke, bemerken Reiſende in Afrika, hat auch dazu beigetragen, den Islam über das Chriſtentum zu ſtellen, ferner der von Heiligenanbetung, Dreieinigkeit, Gottesmutter u. ſ. w. weniger getrübte Monotheismus, — endlich die Charakterfeſtigkeit, die aus der fataliſtiſchen Reſignation entſteht. Tauſendjährige Erfahrung hat gezeigt, daß dem Chriſtentum gegen den Islam keine überwindende Kraft beiwohnt, wie dem Heidentum gegenüber. Afrika wird ziviliſiert, aber niemals chriſtianiſiert werden. — Aegypten und Karthago werden nie mehr Lichtpunkte der Chriſtenlehre werden.

Drummond „Das Beſte in der Welt".

17. Okt. — Wir und das Beſte? Wer ſind die Wir? ... Etwa wir, die da lieben. Um das bildlich ſich zu verdeutlichen: Wir, die wir zuſammenklingen! — Das Gefühl unſres Zuſammenklingens, unſrer Harmonie mit dem All iſt vielleicht das Sicherſte, was wir von Gott erfahren, und iſt nichts weiter als die erweiterte Liebe. Der Liebe zu entſagen, um Gott zu lieben, iſt verkehrt! — So denke ich.

Profeſſor Moritz Engelhardt ſagt ſo wahr: „Die Welt ohne Liebe wird zu einem bloßen Arbeitshauſe."

Ueber die Liebe (das Beſte in der Welt) hat Henry Drummond auf Grundlage des 13. Kap. Korinth. I. eine ſchöne Rede gehalten, die zum Nachdenken veranlaßt. Das eine iſt von der Liebe aber noch hervorzuheben: ſie iſt originell. Ob von der Liebe in der niederen Sphäre, die durch die Begattung Erſchöpfung findet, die Rede iſt, — oder von jener überſchwenglichen Liebe zum Höheren, Ewigen, die ein unbefriedigtes Sehnen bleibt, das in gleich bleibender Span-

Originalität jeglicher Liebe.

nung kaum 24 Stunden ſich erhalten kann — was der Eine thut, kann der Andre auf dieſen Gebieten nicht fortſetzen. — Anders in der Wiſſenſchaft, in den ſtaatlichen Einrichtungen, in den Erfindungen. Für die Menſchheit iſt die Liebe, wie der Herzſchlag für den Körper ewig erneute Auf- und Abbewegung, die aber nicht aus der Stelle kommt. Die Liebe iſt notwendig, um die Art zu erhalten und um die geiſtigen Funktionen zu beleben und zu erheben; — aber um die Gemeinſchaften der Menſchen zu höherer Kultur zu fördern, dazu genügt ſie nicht, und ſelbſt kann ſie zwar in einem Weſen viel kräftiger und ſchöner als in dem andern auftreten, nicht aber in einer Geſchichtsepoche viel anders als vorher. Sie ſpricht alle Sprachen, ſagt Drummond, d. h. ſie iſt weſentlich dieſelbe, ob eine Sprache die höchſten Geiſtesblüten der Menſchheit zum Ausdruck gebracht hat, — oder ob ſie nur niederen Bedürfniſſen diente, — unter Wilden, wie unter den Völkern an der Spitze der Menſchheit. Sie gehört zu den pulſierenden Funktionen der organiſchen Individuen, ihrer Aktivität nach, — wenn ſie auch eine ganz paſſive Welt umfaßt. Das iſt die gewichtigſte Einſchränkung, die bei den Betrachtungen über die Liebe nicht übergangen oder überſprungen werden kann. — Außerdem thut aber auch eine Warnung not. Solche Betrachtungen verführen, die Zuſtimmung der Menſchen auf leichterem Wege zu ſuchen, anſtatt auf dem ſchwereren Wege ſie zu verdienen. Leſſing hat es geſagt: andächtig ſchwärmen mögen viele ſchlaffe Menſchen, weil es leichter iſt, als gut handeln, und von dem Handeln dispenſiert. — So viel vorbehalten, ſtimme ich dem Inhalt der Drummondſchen Rede bei. —

Die Auf- und Abbewegung der Liebe belebt und erhebt, aber genügt nicht zur höheren Menſchenkultur.

Die Liebesmacht iſt individuell.

Warnung.

Pro memoria IV.

Einleitung.

Zur Unterhaltung mit Andern mindert sich mit dem Alter der wechselseitige Zug. Selbstunterhaltung kann einigen Ersatz bieten, wenn sie niedergeschrieben wird. Beschränkte sie sich auf bloßes Denken, würde sie sich verflüchtigen, wie Träume es thun. Auf Leser verzichte man. Die Wahrhaftigkeit ist um so unbehinderter. Der Gewinst: Beschäftigung, die nie ermattet; — Klarheit, die durch den sorgsamen Ausdruck kommt; — Befestigung im Gedächtnis; — sicherer Rückblick; — längere Geistesregsamkeit durch die kleine Gymnastik.

Religion (1890).

(Fortsetzung.)

Lange, lange habe ich geschwiegen. Der rege Anteil an den Dingen schwindet unaufhaltsam, wenn die Lieben gestorben oder das Haus verlassen haben. Die Liebe zum Ewigen ist in der Zeitlichkeit kein voller Ersatz und fordert eine Spannung, die mit dem Alter und den Kräften schwindet. Man soll immer seine Pflicht thun; wartet man aber auf den eigenen Tod und hat nichts Liebes im Hause, so ist man nicht unzufrieden, das Aufhören sich vorzustellen.

Ich sollte pro patria wieder den Silberstab*) ergreifen, — als wäre ich ein Rettungsanker. Der Anker hat keinen Ankergrund mehr. Am Rande des Grabes wohne ich. . . . Würde es mir doch vergönnt sein, sanften Todes zu sterben.

Mir scheint meine Brustaffektion sich zu verziehen. Geht man zur Ruhe und denkt an die Ewigkeit, muß man gestehen, daß man nichts davon hat, wenn man sie nicht *personifiziert*. Ewigkeit und Unsterblichkeit personifizieren mag widersinnig sein. Aber so steht es mit der menschlichen Natur. Gott zu lieben, gar nicht oder unsinnig, das ist die Alternative. So lange der Mensch etwas andres zu lieben hat, mag er zum ersten neigen, aber wenn ihm geschwunden, wenn ihn verlassen, alles was er je geliebt! Gott allein bleibt ihm — oder es ist ihm nichts mehr in der Welt lieb.

Nicht viel anrühren ist oft zur Heilung von Wunden Vorschrift!

---

*) Symbol der Würde des Ritterschaftshauptmanns. Siehe Lebensskizze S. XXV, Z. 33.

Was Sie von meiner Vereinſamung ſagen, iſt wahr. . . . Am Ende des 75. Jahres kommen wir ſchon in die Region der Stille, die uns bald aufnehmen ſoll. . . . Was ich im Leben noch zu leiſten habe, kommt mir einfach vor und auch wenig. Ich werde wohl meinen Gedanken nachhängen, ich glaube aber, daß der jetzigen Generation durch Zeitungs- und andern Schwatz ſo viel zugeführt wird, daß auf dem Markte keine Nachfrage für Gedanken geblieben iſt. Getreide, Wolle und Maſtochſen, für die gibt es immer noch Abſatz, wenn auch zu gedrückten Preiſen. In mir aber möchte ich die Liebe pflegen und möchte auch in der Abgeſchiedenheit dabei bleiben.

---

30. Okt. — Pascal iſt ein Geiſt, der immer wieder eindringliche Betrachtungen verdient und findet. In dem diesjährigen Heft vom 15. Okt. der Revue des deux Mondes findet ſich eine bemerkenswerte Studie von Sully-Prudhomme: „Sur le Pyrrhonisme de Pascal.“ Pascal zweifelte nicht, meint der Autor, an der Wiſſenſchaft und an der Außenwelt; er glaubte aber auch immer den Lehren der Kirche; — erſt, weil der Vater ſie ihm anlernte, als ein Gebiet, auf das ſich die weltlichen Wiſſenſchaften nicht erſtrecken; — dann als Zuflucht des ruheloſen Herzens, vom 21. Jahre ab; — endlich als Erleuchteter, den eine nächtliche Ekſtaſe einmal beglückt hatte, vom 31. Jahre ab. — Sehr merkwürdig bleiben die ſogenannten Durchbrüche, plötzliche innere Erleuchtungen, als wäre Chriſtus dem verlangenden Geiſte in Perſon offenbar geworden; — gleichwie bei den Anhängern von Lord Radſtock, bei unſern Paſchkowiten in moderner Zeit, dahin auch unſre baltiſchen Erweckten gehören. Es iſt immer dieſelbe Erſcheinung wie bei Pascal, als er die unzuſammenhängenden Worte auf ein Billet ſchrieb . . . joie*), joie, pleurs de joie . . . etc. — das auf ſeinem Körper beim Tode wie ein Amulett bewahrt, gefunden wurde, und wie bei vielen andern Exaltierten der Religion, von denen die ſektenbildende Schwärmerin, die grundhäßliche, aber doch bezaubernde Witwe Bourignon aus Lille, angeführt ſei, — weil ſie in Verzückung wie Liebesumarmungen des Geiſtes empfand. Es ſcheint die Liebe zum Ewigen zu Exaltationen ſich zu ſteigern, die einen Höhepunkt erreichen, bis zu ſeliger Erſchlaffung. Ob dieſe Verzückungen nicht bei Perſonen ſich eher einſtellen, denen ein normales Geſchlechtsleben verſagt iſt? Pascal, nach dem „Discours sur l'amour“ zu ſchließen, hat eine feurige edle

Pascals Ekſtaſe.

Witwe Bourignon.

*) Freude, Freude, Freudenthränen u. ſ. w.

Liebe tiefer durchdacht und empfunden, als Menſchen es gewöhnlich thun; und doch hat er wohl niemals einem Weibe beigewohnt. Es iſt die Verzückung wie ein ſtellvertretendes höchſtes Luſtgefühl, auf dem Gebiete des höheren Geiſteslebens, mit ähnlichen Nervenergriffenheiten. Pascal kennt die Liebe edelſter Art.

2. Nov. — Der Vergleich zwiſchen Pascal und Kant iſt ſchon II. S. 62 u. f. beſprochen; es ſoll aber ergänzend angeführt werden, daß beide die Unmöglichkeit, das Daſein Gottes zu beweiſen, behaupten; — Pascal geht über Kant noch hinaus, wenn er die Wertloſigkeit ſolcher Beweiſe, falls ſie ſich finden ließen, beleuchtet, und auf das Verfehlte der Beweiſe aus den Einrichtungen der Natur und aus dem Laufe der Geſtirne hinweiſt. Wenn Kant eine gewiſſe Schonung übt gegenüber dem phyſiko-theologiſchen Beweiſe, „dem geſtirnten Himmel über mir“ eine gewiſſe Ueberzeugungskraft zuſchreibt, ſo opferte er dem Zeitgeiſt. Dagegen iſt Kant überlegen, ſehr überlegen durch die Freiheitslehre und durch die zuſammenhängende Ausbildung einer Sittlichkeitslehre. Pascal rettet ſich in die Empfehlung eines hypnotiſchen Zuſtandes. „Prâtiquez, prenez de l'eau bénite et abêtissez-vous;“ das ſind ſeine berühmten Worte. Ergänzung zum Vergleich zwiſchen Pascal und Kant II. S. 62 u. f.

3. Nov. — An Pascal hebt Sully-Prudhomme hervor den Zug zum Ideal, daraus die „religion spontanée“ und die Liebe zum Aeſthetiſch-Schönen, oder zu den Künſten entſteht. Religion und Kunſt haben in dem Menſchen gemeinſame Grundtriebe neben den beſonderen, die ſich hinzugeſellen. Wenn aber Sully-Prudhomme auf ein (transſubjektives) objektives Ideal ſchließt, weil der Grundtrieb auf ein unbeſtimmtes Etwas gerichtet iſt, das im Subjekt fehlt, ſo überſieht er die Bedeutung der idealen Befreiung von ſubjektiven Schranken. Das Beſchränkte iſt gegeben und läßt ſich vollziehen, — das Schrankenloſe wird gefordert und bleibt ein Sehnen nach dem unvollziehbaren Ideal. Dieſes Ideal iſt zwar im Subjekt nicht anzutreffen, aber durch die Schranken, von denen das Subjekt loskommen will, angezeigt, wie durch ein Gegenbild. Zug zum Ideal.

5. Nov. — Leroy Beaulieu in ſeiner großen Studie über die ruſſiſche Kirche ſpricht von myſtiſchen Richtungen höchſten Spiritualismus' unter ruſſiſchen Bauern. Es gäbe ſolche, die nur in den Vorſtellungen und Empfindungen der Menſchen eine Exiſtenz Gottes glauben. Haben dieſe nicht die richtige Löſung getroffen? Kann man nicht in den ſubjektiven Gott ſich verſenken? Kann man in dieſer Verſenkung nicht Freiheit fühlen von allen Hemmungen und ſinnlichen Gelüſten der eigenen Endlichkeit? Fröhlichkeit bis in den Tod? Nirwanaſeligkeit? Wozu dann der transſubjektive Gott, für den kein Amt Leroy Beaulieus Studie über die ruſſiſche Kirche. Er findet ſpiritualiſtiſche Richtungen im ruſſiſchen Volk.

vakant und den keine Thatsachen nachweisen? Man kann den subjektiven Gott aber finden in den Worten der Gottesmänner; in diesen Worten spiegelt sich die Schönheit und das Feuer der Gottesempfindung und man kann aus ihnen diese wahre Empfindung wieder schöpfen. Das sind Offenbarungen, — aber nicht von Begriffen, sondern nur von Empfindungen, und gegen die hat das Vernünfteln keine Berechtigung.

In den Worten der Gottesmänner findet man Empfindungs-Offenbarungen, gegen welche das Vernünfteln keine Berechtigung hat.

Die bloß subjektive Welt im Kopf des einzelnen Menschen würde vergehen, wenn sie sich nicht übertrüge durch Zeichen und Sprache. Durch Tradition wird sie unvergänglich, solange das Menschengeschlecht fortbesteht. Eine subjektive Welt mag bei höheren Tieren schon in rohen Andeutungen bemerklich werden; da aber eine bewußte Mitteilung ohne Sprache und Schrift unter ihnen fehlt, so fängt die dauerndere subjektive Welt mit dem Menschen erst an. Sie ist ein Produkt der höchsten organischen Entwickelung auf Erden, — vorbereitet auf niedrigeren Stufen. Die subjektive Welt, von der hier die Rede ist, kann Menschheitswelt genannt werden. In der subjektiven Menschheitswelt treten auf humanes Pflichtgefühl, Kunstsinn, Religion mit ihren transscendentalen Forderungen der Freiheit, des Ideals und der Gottheit. Die Sucht, alle diese Ideen in die transsubjektive Welt zu versetzen, führt irre. In der transsubjektiven Welt lassen sie sich nicht vollziehen. Das spricht indes gar nicht gegen ihr dauerndes Vorhandensein in der Subjektivität der Menschheit. Sie sind eben die intelligible Welt Kants, — die menschheitliche Vorstellungswelt. Gott, immanent in der Erdenwelt, bis er aus der höchsten Stufe organischer Wesen hervorgeht, — wegen der Immanenz ihn Schöpfer zu nennen, ist mißverständlich, wenn er doch erst aus den Geschöpfen aktiv entsteht. Das Subjektive wirkt Bewegungen, — wie aus dem Erröten um Vorstellungen willen hervorgeht, und Bewegung beeinflußt die subjektive Welt. Der Mechanismus ist noch unerklärt, aber die Thatsache besteht. Der Aether, wie er Wärme, Licht, Elektrizität leitet und alles durchdringt, tritt in die Nervensubstanz auch hinein. In ihr nimmt er oder seine Spannkräfte einen äußerst labilen Zustand an, muß man voraussetzen, und die Empfindungen, Begehrungen, Erkenntnisse, — zum Teil ganz geringfügig, — könnten genügen, um Spannkraft in den Hirnkügelchen zu sammeln oder auszulösen und durch die Nervenleitung nach verschiedenen Körperteilen zu dirigieren. Die transsubjektive Welt bleibt aber eine solche, darin Freiheit und Gott nicht möglich sind.

Subjektive Welt-Menschheitswelt.

Pflicht — Freiheit. Kunst — Ideal. Religionssinn — Gottheit.

Immanenz Gottes in der Erdenwelt.

Gott und Freiheit unmöglich in der transsubjektiven Welt.

Die vorſtehend genannte, traditionell ſubjektive Welt hört auf, durch die Tradition, das *Individuum* zum Subjekt zu haben. Die Menſchheit wird ihr Subjekt, mit deren Ausſterben ſie notwendig verſchwindet. Sie verdient ſtatt ſubjektiv, — *interne* Welt, und die transſubjektive, die *externe* Welt der Menſchheit genannt zu werden. Die Menſchheit hat eine Welt von inneren Vorſtellungen, ausgehend von dem Pflichtgefühl mit der Freiheit, bis zu dem Gefühl der Gottinnigkeit, die außerhalb der Menſchheit nicht vorkommt und nicht darſtellbar iſt. Kant nahm aber eine transhumane, intelligible Welt an, und das war wohl nicht begründet.

Interne und externe Welt.

Kant.

---

13. Nov. — Die Axiome des Inneren der menſchlichen Geſellſchaften ſind Empfindungen. Man kann ſie empfinden, aber nicht wie äußere Wahrnehmungen logiſch bearbeiten. Zu Gott beten, ſingen, entſpricht dem Gefühl; — über ſeine Beſchaffenheit zu denken und über die Beweiſe ſeiner Exiſtenz zu *grübeln* iſt *vergebens*. Für die *transſubjektive logiſche* Welt iſt die Gottesidee keine Führerin, da iſt nur nach den nächſten Urſachen mit Regreß in infinitum zu forſchen. Für das Gemütsleben der menſchlichen Geſellſchaft iſt Gott dagegen, wie für eine rankende Pflanze *die Stütze*. Gott iſt *da*, *im Geiſte*, aber ein Grund (Beweis) für ſein Daſein iſt nicht zu finden. Ich möchte mir die Gabe und Gewohnheit anlegen, von Zeit zu Zeit Gebete zu Gott zu verfaſſen. Nicht, daß es deren nicht ſchon viel beſſere gibt, — aber man ſoll auf dieſem Gebiete ſelbſtthätig ſein. Das Fremde führt leicht zu gedankenloſem Nachſprechen.

Gott wird empfunden, und es iſt vergeblich, ihn logiſch zu beweiſen.

Wunſch Keyſerlings, Gebete ſelbſt zu verfaſſen.

18. Nov. — Pascal hielt dafür, daß der Glaube um ſo richtiger iſt, je *feſter* er iſt. Die Religionen befeſtigen aber den Glauben mit Erfolg durch hypnotiſierende Wiederholungen. Wenn feſter Glaube glücklich macht, Hypnotiſierung Wahn befeſtigt, ſo kommt es auf *Wahrheit* nicht an. Der Islam triumphiert deshalb über das Chriſtentum. Er dehnt ſich aus auf Koſten des Chriſtentums, weil er mehr fanatiſiert, — nicht weil er mehr Wahrheit gibt.

Wahn und Wahrheit, Islam und Chriſtentum.

19. Nov. — Ich dachte an einen Beweis für das Daſein Gottes, der mir vor vielen Jahren eingefallen iſt. In Kants Kritik der reinen Vernunft finden ſich, mit Widerlegung, alle Beweiſe aufgeführt. Iſt mein Beweis unter einem der drei Beweiſe: 1. ontologiſcher Beweis, — 2. kosmologiſcher Beweis, — 3. phyſiko-theologiſcher Beweis, — einzuordnen?

Früherer Beweis Keyſerlings für das Daſein Gottes.

Er lautet: Aus den Werkzeugen der Kreaturen kann man auf die Natur des Stoffs, den sie bearbeiteten, schließen; aus den Zähnen eines vorweltlichen Tieres erkennt man, ob es Pflanzen, Fleisch, Insekten gefressen hat, — aus seinen Gliedmaßen, ob es im Wasser, auf der Erde, auf Bäumen oder in der Luft sich bewegte; — aus den Einrichtungen des Auges (der Trilobiten z. B.) Anordnungen für Lichtstrahlen, die, wie in der Jetztwelt, Brechungsvorrichtungen erforderten. Die Freßwerkzeuge lassen mit Sicherheit den Schluß auf ein Dasein des entsprechenden Nährstoffs zu, — ob auch das Einzeltier, dessen Reste beobachtet werden, an Mangel könnte zu Grunde gegangen sein. Nun kann man aus dem Organ noch einen andern Schluß, ebenso zwingender Natur ziehen. Aus den Freßwerkzeugen kann man auf den Hunger schließen, — aus den Gliedmaßen auf Bewegungsbedürfnis, — aus den Augen auf den Sehtrieb. Würden diese Triebe zu gewissen Funktionen direkt erkennbar sein, wie die Organe, so wäre der Schluß aus dem Triebe auf die Werkzeuge und auf deren Objekte voll berechtigt. Der Trieb zum Ewigen findet sich nur im Menschen; daher ist *im Menschen* ein Werkzeug für das Ewige und auch ein entsprechendes Wesen vorhanden, wie es seinem Verehrungs-, Furcht- und Liebesbedürfnis entspricht.

Der vorstehende Versuch ist dem physiko-theologischen Beweise insofern zu vergleichen, als er von empirischen Einzelthatsachen anhebt, — endlich aber aus dem Triebe im Menschen, den er empirisch voraussetzt, auf eine Existenz *außerhalb* des Menschen, — ohne Berechtigung, — schließt. Aber wenn er Gott nur *im* Menschen annimmt, so gilt der Vorwurf nicht. Das ewige Wesen im Menschen braucht weder ein letzter Grund alles Daseins, noch der Weltschöpfer zu sein. Genug, daß er *immanent*, im Menschen erscheint. Ehe es Menschen gab, konnte eine solche Idee nicht auftauchen, — aber die ältesten Tempel und heiligen Lieder zeigen sein Dasein an. —

Widerlegung des obigen Beweises.

20. Nov. — Die Kritik kann in dem Vorstehenden nur Scheingründe erkennen, die, bei schöner Form bestechend, nicht aber beweisend sind. Schöngründe könnte man sie nennen. Der Schluß vom Hunger auf das Vorhandensein von Speise geht auf ein Objekt sinnlich-logischer Wahrnehmung, — der Analogieschluß vom empirischen Streben zu dem Dauernderen, auf das Dasein desselben in der inneren Welt der menschlichen Gesellschaften, auf etwas in der Erfahrungswelt nicht Gegebenes, hat nicht gleiche Berechtigung. Ferner leidet er an dem Fehler, aus einer Relation, — hier aus der Bevorzugung des Ewigen vor dem Vergänglichen durch das Ich, ein Subjekt zu abstrahieren,

das weiter existieren soll, wenn die relativen Gegenstände aufhören. — Ueber Kants Kritik sind hinzugekommen die Aufklärungen über die Ursachen der Neigung im Menschen, ein göttliches Wesen anzuerkennen, die Ludwig Feuerbach beleuchtet hat. Aus den Schranken hinauszukommen, ist der Grund, der zu der Vorstellung von einem unbeschränkten Wesen drängt; nur die Negation der Schranken macht sein Wesen; nicht beschränkt wie der Mensch soll es sein, und wir kennen die menschlichen Eigenschaften, die das ewige Wesen *nicht* haben soll, aber nichts von seinen *eigenen*, positiven Eigenschaften. Daher lassen sich die Begriffe von Gott weder realisieren, noch logisch, ohne Widerspruch, denken. Ebenso schwach ist der Schöngrund aus dem durch die Paläontologie bewiesenen Fortschritt der Organismen. Was sich herausbildet, bestand zuvor in der Anlage. Ist die Anlage der Organismen so gewesen, daß sie unter den auf Erden sich vollziehenden andern Veränderungen zu höherer Ausbildung gedrängt worden, so berechtigt das zu einem gewissen Optimismus, nicht aber zur Personifikation eines Optimismus.

Gottes Wesen nach Ludwig Feuerbach.

Der Optimismus ist berechtigt, nicht aber die Personifikation desselben.

Von der Liebe ist nicht zu bestreiten, daß auch sie einen Drang bekundet, Schmerz und Lust mit Andern, — schließlich mit der ganzen Welt zu teilen. Die Lust, die der Einzelne in Andern wahrzunehmen vermag, indem er zu ihren Aeußerungen diejenigen Empfindungen gesellt, denen bei ihm dieselben Aeußerungen entsprechen, wird ihm als realisiert zurückkommen; sie verstärkt und vergrößert außerordentlich die eigenen Gefühle; sie füllt die Leere des Einsamen. Doch ist aus dem Drange nach Sympathie nicht auf die Existenz eines universellen Sympathikus in der Welt zu schließen.

Wirkung der Liebe.

Kurz, es bleibt dabei: Die Wissenschaft hat seit meinen Lebzeiten viel Glauben eingeschränkt; die Wunder der christlichen Religion sind als symbolische Träume der Volksseele aufgefaßt; — von poetischem Wert, aber ohne Realität. Der Islam kann nur durch die Wissenschaft ernüchtert werden und erst dann wird die Zuchtrute zerbrechen, die Mohammed über die Menschheit geschwungen hat.

Die Wissenschaft hat den Glauben eingeschränkt und kann auch allein den Islam brechen.

Inmitten dieses Zusammenbruchs bleibt nur *eines* aufrecht. Das Verantwortlichkeitsgefühl ist eine *empirische* Gewißheit. Sie beweiset die Freiheit. Die Freiheit ist möglich, nicht in der Zeit, wohl aber auf der Grenze der Zeit, — d. h. zwischen Vergangenheit und Zukunft, — in der Gegenwart, — die eben keine Zeit ist. Die Handlungen vergangener Zeit werden moralisch beurteilt, nur wenn man sie sub specie praesentis, während der Willensentscheidung betrachtet. Kant wollte *auf die Moralität* gründen den *Glauben an Gott*.

Resume.

Es bedarf keines Extrawesens zur Begründung der moralischen Normen im Menschengeschlecht. Die Normen, die dem Menschen das würdigste Dasein liefern, entstehen mit Notwendigkeit aus dem Zusammenleben; es sind Erfahrungen des gesellschaftlichen Daseins, die sich sammeln und in jedem einzelnen ein Ideal schaffen, nach welchem er sich richten muß. Das Sittengesetz beweiset nicht das Dasein Gottes. —

Die zehn Gebote.

Schwierigkeit, die zehn Gebote der Jetztzeit anzupaſſen.

8. Nov. — Die zehn Gebote unſrer Zeit anzupaſſen iſt ſehr ſchwierig. Gleich das erſte: Ich, der einzig Ewige, bin in den Menſchen der Geiſt, der aus der Knechtſchaft des Stärkeren die Menſchheit herausgeführt hat zum Beſſeren. Du ſollſt keine andern Götter neben mir haben. Das Hauptgebot bleibt zeitgemäß. Statt Aegyptenland, dem Dienſthauſe, iſt allgemeiner zu ſagen: Knechtſchaft der ſtärkeren und böſen Begehrlichkeiten der Wildheit; da die Menſchheit thatſächlich noch ſehr darin ſteckt, ſo iſt nur von dem zur Zeit beſſeren Stande zu reden. Wenn es hieß: Dein Gott, ſo kann darunter ein nationaler Gott verſtanden werden, bloß für Israel oder bloß für Rußland; daher beſſer geſagt: innerlich, in allen Menſchen, als treibender Drang zum Guten. —

Das vierte, oder nach lutheriſcher Zählung das dritte Gebot, heißt in einem Verſuch, den ich gemacht habe (der mich aber nicht befriedigt), Moſis zehn Gebote unſrer Zeit anzupaſſen: „Du ſollſt ſechs Tage der Woche arbeiten und den Feiertag nicht mißbrauchen, — auf daß du anſtändig lebſt, erwirbſt und nicht bettelſt;“ — gut gegen die Sozialdemokraten mit ihren vielen Strikes, auch gegen die vielen Kronfeiertage*). Die Kleriker ſtellen den Sonntag voran, — denn das war ja ihr Tag für allerlei Riten und Erbauungen, zu dem ſie das Publikum gebrauchen. An die Vorbedingung, an die ſechstägige Arbeit, hielten ſie weniger! und deshalb heißt es beſſer „nicht mißbrauchen“, ſtatt „heiligen“, denn darunter wurde verſtanden: müßig gehen, Wirtshäuſer frequentieren u. dergl., wie es leider überall unter der Chriſtenheit geſchieht, trotz Jeſu Vorgang, bei nützlichen Beſchäftigungen und notwendigen Dingen das phariſäiſche Sabbathgebot zu mißachten. — Am ſchwierigſten erwies ſich das Ehegebot. Es ſoll nur Sittlichkeit dieſer Welt anſtreben, frei von aller Ueberſchwenglichkeit, aber auch von der für unſre Zeit anſcheinend zu plumpen Faſſung, — es ſoll

*) In Rußland.

gleichbedeutend ſein für beide Geſchlechter: „Du ſollſt kein Nebengemahl haben und keine Kinder außer der Ehe, — auf daß die Kinder ihr Elternpaar für ſich haben und ſie kennen (nicht allein in der Welt ſtehen);“ — oder: „Du ſollſt dein Gemahl nicht vernachläſſigen und nicht erniedrigen.“ — Welche Faſſung wäre vorzuziehen? Strenge Monogamie kann man verlangen und beſonders wegen der Kinder iſt es notwendig. Mit der ehelichen Treue, wenigſtens der Männer, und in beſchränkter Zahl auch der Frauen, hat es zu allen Zeiten und an allen Orten ſo viele Schwankungen gegeben, als wäre die Natur nicht ganz damit zu befriedigen und die Kunſt erſt recht nicht. Aber vielleicht ſind dergleichen Verſuche, wie die vorſtehenden, nur dazu gut, um zu zeigen, wie Moſes es unübertrefflich gemacht hat; — da iſt Einfachheit, Klarheit! —

---

7. Dez. — Moſis zehn Gebote unſrer Zeit angepaßt.

1. Ich bin in dir der Ewige, der dich erhebet über alles Leid. Du ſollſt keine Götter haben neben mir.
2. Bildniſſe und Reliquien bete nicht an und diene ihnen nicht.
3. Mißbrauche nicht den Namen des Ewigen.
4. Sechs Tage arbeite und den ſiebenten feiere enthaltſam.
5. Ehre Vater und Mutter.
6. Du ſollſt nicht morden.
7. Du ſollſt dein Gemahl nicht vernachläſſigen und mit andern keine Kinder haben.
8. Du ſollſt dein Wort halten und wahrhaftig ſein.
9. Du ſollſt nicht ſtehlen und jedem das Seine laſſen.
10. Du ſollſt die beſtmöglichen Verhältniſſe fördern und erhalten.

10. Dez. Das Ehebruchsverbot macht die meiſten Schwierigkeiten bei der Anpaſſung.

Nach der Ueberlieferung der Evangelien I. II. III. hat Jeſus die erſten vier Gebote als ſolche nicht anerkannt. Sie haben keine chriſtliche Bedeutung. Die Aufeinanderfolge iſt nicht dieſelbe in allen drei Evangelien. I. ſtellt an die Spitze „Du ſollſt nicht morden“, II. und III. „Du ſollſt nicht ehebrechen.“ Im Ev. I. kommen die Gebote vor: erſt in der Bergpredigt Kap. 5, $^{21-43}$, mit freierer Ausführung; namentlich das achte vom Falſchzeugen iſt erſetzt durch Gebote von falſchen Eiden oder Gelübden; und dann folgen andre

Gebote der Bücher Moſis, die aber zu den zehn Geboten nicht gehören. An der zweiten Stelle I. Ev. 19, 18–19 — iſt die Aufzählung genauer. Gebot 6, — 7, — 9, — 8, — 5, — 10 nach obiger Numeration iſt die Reihenfolge. Das letzte Gebot, an Stelle des Gebots vom Gelüſten, iſt das Gebot, den Nächſten zu lieben. Zu vermuten iſt, daß Jeſus nur ein Fünfgebot in dieſen Stellen anerkennt. Dann wäre das Sabbathgebot als viertes beſonders zu zählen, neben dem Gebot: ſechs Tage zu arbeiten. Ehre Vater und Mutter käme dann auf die zweite Tafel, und zuletzt. Im II. Ev. folgen ſich die Gebote in der Parallelſtelle (II. Ev. 10, 19) 7, — 6, — 9, — 8; dann folgt ein Gebot, das in dieſer Faſſung im Alten Teſtament ſich nicht findet, und das wohl richtiger überſetzt, heißen ſoll: Du ſollſt niemand ſchädigen. (Neminem laede) Luther überſetzt täuſchen „ἀποστερήσειν.“ Als ſechſtes Gebot tritt wieder ein: Vater und Mutter ehren. III. Ev. 18, 18–30 gibt die Folge: 7, — 6, — 9, — 8, — 5. Das iſt die unzweideutigſte Zählung und dann fällt das Gebot von dem bloßen Gelüſten weg, da es nichts Beſonderes bietet und mehr die Geſinnung in Bezug auf frühere Gebote angeht; und auch das ſechſte im I. und II. Ev., die das Liebesgebot hierher nehmen, obwohl auch dieſes mehr die Geſinnung, die Herzensſtellung betrifft. Die chriſtlichen fünf Gebote wären demnach 1. Nicht ehebrechen, — 2. Nicht morden, — 3. Nicht ſtehlen, — 4. Nicht falſch zeugen, — 5. Vater und Mutter ehren.

Verſuch einer Umarbeitung der zehn Gebote.

1. Ich, der Ewige, bin dein Gott. Dir gelte als Gott nur das ewige Weſen.

   Ob das ewige Weſen ein Ich iſt, ob es für die Einen ein Gott iſt, für Andre nicht, das ſind Vorſtellungen, die nicht klar ſind; daher „dein“ nicht wahrhaftig kann geſagt werden.

2. Du ſollſt dir kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis machen. ... Bete ſie nicht an, und diene ihnen nicht.

   Du ſollſt Bilder und Symbole nicht anbeten und ihnen nicht dienen.

3. Du ſollſt den Namen des Ewigen (deines Herrn) nicht mißbrauchen.

   „Deines Herrn“ wegen der Einengung auf einen Nationalgott, wegzulaſſen.

4. Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligeſt, — müßte als Einleitung zu dem eigentlichen Gebote angeſehen werden. Das eigentliche Gebot beginnt: ſechs Tage ſollſt du arbeiten, ... aber am ſiebenten Tage iſt der Sabbath des Ewigen. — Eine ſolche Folge iſt eingehalten in den Textworten: Denn in ſechs Tagen hat der Ewige den Himmel und die Erde gemacht ... und ruhte am ſiebenten, — Ruhe iſt erſt durch die vorhergegangene Arbeit berechtigt. Sechs Tage der Woche ſollſt du arbeiten, und nicht mehr als einen in würdiger Ruhe und Unterhaltung verbringen.

5. Du ſollſt deinen Vater und deine Mutter ehren — bleibt.

6. Du ſollſt nicht töten.

7. Du ſollſt nicht ehebrechen. Du ſollſt nicht zeugen außer der Ehe.

8. Du ſollſt nicht ſtehlen.

9. Du ſollſt kein falſch Zeugnis reden wider deinen Nächſten. Du ſollſt nicht lügen.

10. Laſſe dich nicht gelüſten. ... Alles was dein Nächſter hat.

1. Als Gott gelte dir nur das ewige Weſen, nach deſſen Geſetzen du leben ſollſt, auf daß du nicht in widernatürliche Ausſchweifungen oder Selbſtmord verfällſt.

2. Du ſollſt nicht Bilder und Gleichniſſe anbeten, noch ihnen dienen, auf daß du nicht Verſuchungen ſchaffſt zum Aberglauben, zum Truge, oder zum Haſſe.

3. Du ſollſt den Namen des Ewigen heilig halten, auf daß du nicht trügeſt, die dich hören.

4. Sechs Tage der Woche ſollſt du arbeiten, den Feiertag aber nicht mißbrauchen.
   Denn du ſollſt erwerben und nicht betteln, und anſtändig leben.

5. Du ſollſt deinen Vater und deine Mutter ehren, und die Familienbande achten.
6. Du ſollſt nicht morden.
7. Du ſollſt deinen Gatten lieben als dich ſelbſt, und Kinder nicht zeugen außer der Ehe, denn es iſt nicht gut, daß Menſchen alleine ſind.
8. Du ſollſt nicht ſtehlen, ſondern jedem das Seine gewähren.
9. Du ſollſt nicht lügen.

10. Du ſollſt niemand verletzen, ſondern ſuchen, mit den Menſchen und zwiſchen den Menſchen die beſtmöglichen Beziehungen zu pflegen, auf daß du der Gemeinde und dem Vaterlande dieneſt in Gerechtigkeit nach Vermögen.

Mosis zehn Gebote nach Martin Luther.

1. Ich bin der Herr dein Gott; du sollst keine andern Götter haben neben mir.

2. Du sollst den Namen deines Gottes nicht unnützlich führen; denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht.
3. Du sollst den Feiertag heiligen.

4. Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß es dir wohl gehe und du lange lebest auf Erden.

5. Du sollst nicht töten.

6. Du sollst nicht ehebrechen.

7. Du sollst nicht stehlen.

8. Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten.

9. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus.

10. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, Knecht, Magd, Vieh oder alles, was sein ist.

1. Gott iſt nur das Ewige und nach ſeinen Geſetzen ſollſt du leben, auf daß du nicht widernatürlichen Ausſchweifungen oder dem Selbſtmorde verfällſt.
2. Du ſollſt nicht Bilder und Gleichniſſe anbeten, noch ihnen dienen, auf daß du nicht Verſuchungen ſchaffeſt zum Aberglauben, zum Truge, zum Haſſe.
3. Du ſollſt den Namen des Ewigen heilig halten, auf daß du nicht trügeſt, die dich hören.
4. Sechs Tage der Woche ſollſt du arbeiten, den Feiertag aber nicht mißbrauchen, auf daß du anſtändig lebeſt, erwirbſt, und nicht bettelſt.
5. Du ſollſt Vater und Mutter ehren, auf daß die Liebe gedeihet in der Familie und ſich ausbreitet.
6. Du ſollſt nicht morden, auf daß du die Ruhe nicht verlierſt auf immer.
7. Du ſollſt deinen Gatten lieben wie dich ſelbſt und Kinder nicht zeugen außer der Ehe, — denn es iſt nicht gut alleine ſein.
8. Du ſollſt nicht ſtehlen, — auf daß jedem das Seinige verbleibe.
9. Du ſollſt nicht lügen, — auf daß Treu und Glauben ſich mehren kann unter den Menſchen.
10. Du ſollſt in Gerechtigkeit nach Vermögen dienen der Gemeinde, dem Vaterlande, den Menſchen, — und die beſtmöglichen Verhältniſſe pflegen mit den Menſchen und zwiſchen den Menſchen, auf daß Freundſchaft und Friede ſich mehre im Lande.

Nachtrag zur Toleranz.

Der Protestantismus kann sich halten nur auf dem Grundsatz, daß die Menschen vor Gott nicht in Laien und Priester geteilt stehen. Alle sind sie Priester, hat Luther gelehrt, und der Hierarchie damit die Wurzel abgeschnitten. Die Befreiung der Seelen von der Priesterknechtschaft, das war das Zeichen, unter dem die Protestanten siegten. Eine auf Terrorismus und sklavische Fesselung der Seele in Kirchenzucht und Kirchendogmen gegründete protestantische Lehre ist eine durch und durch abtrünnige Kirche; — abtrünnig vom Katholizismus und abtrünnig vom Protestantismus!

Ich glaube, daß wir lange nicht zu Ende sind mit den europäischen Religionskriegen. Die Republik in Frankreich ist viel zu antiklerikal, um tolerant sein zu können. Der Klerus in Frankreich ist mit den Familien zu sehr verwachsen, in gutem und in schlimmem Sinne, um vor den Gründen der Freidenker oder den Dekreten der Gewalthaber zu weichen. Zwischen dem Deutschen Kaiser und dem Papst ist der versöhnliche Zug wohl beachtenswert und merkwürdig. Der kluge Katholizismus dürfte endlich einsehen, daß er sich dem deutschen Protestantismus gegenüber stellen sollte, wie zu einem verlorenen, aber lieben Sohne. Ganz anders wird einst der Konflikt zwischen der cäsaristischen Orientkirche einerseits, und der papistischen Romkirche andrerseits werden. Der unsichtbare Gott, der inwendige, — und der Kultus in Worten, die den gegenwärtigen Gedanken entsprechen, — ist zu tiefgründig für die Masse der südlichen Völker; ohne ihn gibt es aber keinen Protestantismus.

Das Recht der Eltern, die Kinder in der Religion zu erziehen, die ihnen paßt, ist das wahre Fundament religiöser Freiheit.

Verschiedene Grade der Unduldsamkeit je nach den verschiedenen Religionen.

Universalreligionen zu sein, haben die Vielgöttereien des Altertums wohl nicht beansprucht. Ihnen genügte die Heiligkeit innerhalb der Staatsgrenzen und unter den Staatsangehörigen. Anders die

großen aſiatiſchen Religionen. Die von den Vedas, von der Zend-aveſta ausgehenden Religionen der brahmaniſchen, buddhiſtiſchen und parſiſchen Lehren, die des Fo, des Confucius halten ſich wohl für allgemein gültig, weil nur in ihnen die Wahrheit. Sie haben aber keinen, das Treiben der Menſchen leidenſchaftlich liebenden oder haſſenden einigen Gott, der ſie verpflichtet, die Ungläubigen zu verfolgen und zu unterdrücken. Es iſt die zu Grunde liegende Gottesvorſtellung, die den Juden, den Chriſten und den Moslem im Prinzip unduldſam machen muß. Da dieſe Gottesvorſtellung in jedem Menſchen anders ſich erfahrungsmäßig formt und formen muß, ſo konnten die Gläubigen nicht anders zuſammengehalten werden, als durch autoritative einheitlich formulierte Dogmen. Die eigne Vorſtellung muß der kirchlichen ſich unterordnen. Es iſt nun geſchehen und konnte anders nicht geſchehen, als daß die Menſchen ihrem eingeborenen Wahrheits- und Freiheitsdrange gemäß, und infolge der fortſchreitenden Kenntnis, mit den kirchlich autoriſierten Vorſtellungen ſich nicht genügen ließen. Sekten und neue Religionen entſtanden, und verfolgten und wurden verfolgt. Zu einer Univerſalreligion können nie führen, weder Juden, noch Chriſten, noch Moslem. Ihr Gott iſt unduldſam für alle, die an ſeiner Exiſtenz und der ihm zugeſchriebenen Natur zweifeln. Er kämpft um ſein Daſein. Was Ihr Philoſophen Verfolgung nennt, iſt nichts als Notwehr unſres Gottes, kann ein Arbuez, ein Torquemada rufen! Soll es daher eine Univerſalreligion geben, ſo kann ſie nicht anders ſein, als wie in der theoſophiſchen Geſellſchaft in Madras und vielleicht in der letzten Form der Brahma-Somai-Religion in Calcutta*).

*) In der Beilage der Allgemeinen Zeitung vom 27. Februar 1891 leſe ich, Karl von Scherzer referiert über ein Werk, das die Reiſen des Erzherzogs Leopold Ferdinand ſchildert und den Titel führt: An Aſiens Küſten und Fürſtenhöfen.

„In Madras eine neue Religionsſekte ... eine Moralphiloſophie, als Univerſalreligion, — mit vielen Zweigvereinen in Europa und in Nordamerika ... gegen den Materialismus ... Wahrheit und Humanität zu pflegen ... gegenſeitige Unterſtützung. — Schon 1830 gründete Radjah Ram-Mohum-Rai eine neue Sekte, Brahma Somaji, darin Duldung Andersgläubiger zum Dogma erhoben. Abſcheu vor der chriſtlichen Liebe der europäiſchen Kulturvölker müſſen die Hindus empfinden bei den pöbelhaften Ausſchreitungen der Antiſemiten.

Gedanken über den Selbſtmord.

29. April 1887. In Anlaß des Selbſtmordes des einzigen Sohnes ... wird es mir klar, daß gegen den Selbſtmord die eigentlichen entſcheidenden Gründe mir nicht klar geweſen ſind. Das Unrecht gegen ſeine Angehörigen, gegen ſeine Freunde, gegen ſeine Mitmenſchen iſt ein unverbeſſerliches. Die Zeit kann es verdunkeln, heilen kann ſie es nicht. Das darfſt du deinen Mitmenſchen nicht anthun! ſo muß das Urteil lauten; es iſt infam, ihre Sympathien ſo grauſam zu verletzen; und wer den Selbſtmörder in ſeinem Blute findet, wendet ſich ab von dem Entſetzlichen, das iſt real! Nicht gegen Gott, nicht gegen ſich ſelbſt, gegen die Andern biſt du zu leben verpflichtet.

Eben darum gibt es aber Ausnahmen! Wo ich mein Leben opfere für Andre, da iſt es eine edle That; ein Arnold von Winkelried wird gefeiert. Aber auch eine Lucretia wird nicht verdammt. Iſt die Ehre nicht auch ein Gemeingut des Mitmenſchen? Iſt ſie in meiner Perſon ſo geſchändet, daß davon alle Mitmenſchen mehr leiden, als von dem Entſetzen des widernatürlichen Selbſtmordes, ſo iſt der Selbſtmord gerechtfertigt. Die Ehre iſt konventionell, ſie iſt das Ergebnis der Erfahrungen und der Vorſtellungen, die ſich in dem Lebenskreiſe angeſammelt haben, dem ich angehöre. Kann ich dieſe Ergebniſſe nicht ändern, muß ich mich ihnen fügen.

Um mich ſelbſt vor Gefahr und Leid zu ſchützen, darf ich niemals mich morden, — auch nicht um zu dienen den Individuen, die ich liebe. Mit Seelengröße und Demut alles über mich ergehen zu laſſen, iſt für die Geſellſchaft der Mitmenſchen beſſer. Ihnen biſt du eingegliedert, und welche Funktionen du ihnen zu leiſten haben wirſt, das vorausſehen zu wollen, iſt Wahn. Niemand iſt unnütz, niemand erſetzlich, niemand unentbehrlich.

7. Mai. — Der Menſch gehört andern; wird er geboren, gehört er den Eltern, ſtirbt er, gehört er denjenigen, die ihn anſtändig begraben. Sein Wille kommt bei dieſen Akten nicht in Betracht. Daß er aber in der Zwiſchenzeit immer eingefügt geweſen iſt, als ein eigenartiges Weſen, zwiſchen Zeitgenoſſen, denen er nicht entriſſen werden kann, ohne zu fehlen, bis darüber die Erlebniſſe eine Decke bilden, läßt ſich wahrnehmen. Der Tyrann wird ebenſo vermißt, wenn nicht ſo betrauert, wie der edle Herrſcher, und der reiche Wohlthäter wird von den Elenden entbehrt, wie der Elende von ſeinen Verpflegern.

Daher iſt der Selbſtmord ein Raub, der Andern zugefügt wird, ohne erſichtlichen Genuß oder Vorteil für das Selbſt; — es iſt wie das Mordbrennen; — es entſteht daraus ein Verluſt ganz ohne Verhältnis zu dem egoiſtiſchen Gewinn. — Die Folgen machen ihn aber nicht unſittlich, ſondern ſeine Naturwidrigkeit. Die Maxime, die ihn begehen läßt, eignet ſich nicht zum Naturgeſetz, nicht zu einem univerſellen Willen.

---

21. Mai. — Nichts iſt ſo dazu angethan, die Grundlehre Kants für die Sittlichkeit annehmbar zu machen, als der Selbſtmord. Nicht wegen des Schadens, den er Andern bringt, iſt er entſetzlich, aber wegen des Willens, dieſen Schaden zu ſtiften. Man kann Umſtände denken, wo von dem Schaden kaum die Rede iſt. Der ſich in Todeswehen windet, warum ſoll er nicht ſich und Andern die Qualen um einige Tage kürzen? Wie wenig achtet doch die Natur ein Leben, die Tauſende in Sekunden, durch Erdbeben z. B., vertilgt. Auf das Unglück kommt es eben nicht an, aber auf die Schuld. Die Natur hat nie Schuld, der Menſch aber iſt verantwortlich. Sein Wille ſoll nicht in Widerſpruch ſtehen mit den Grundgeſetzen alles Willens. Der Wille iſt nicht bloß der des Einzelnen, ſondern zum Teil ein und derſelbe für alle. Der Wille macht die Schuld, ganz abgeſehen von den guten oder ſchlechten Folgen.

---

5. Febr. 1891. — Ueber den Selbſtmord nachzudenken, veranlaßte mich geſtern ein Beſuch bei dem unheilbar darniederliegenden W. Er erzählte, wie die Aerzte ihn, zu voller Bemeſſung ſeines Krebsleidens, ein Stündchen in der Chloroformnarkoſe gehalten und wie er es für beſſer gehalten hätte, wenn ſie ein wenig länger angedauert hätte, ſo daß es mit ihm ganz aus geweſen wäre. Ich nahm Veranlaſſung wieder zu ſagen, was ich ſchon in Friedrichsruhe in einer Unterhaltung mit dem großen Bismarck ausgeſprochen hatte. Gedenkend des Eleaſar (II. Makk. 6, 18–31) ... der vornehmſten Schriftgelehrten einer, — der nun 90 Jahre alt iſt, erinnerte ich an ſeine Worte 27, darum will ich jetzt fröhlich ſterben, weil es mir altem Manne wohl anſteht, 28 und der Jugend ein gut Exempel hinter mir laſſen, daß ſie willig und getroſt um des herrlichen, heiligen Geſetzes willen ſterbe, 30 der Herr weiß es, daß ich großen Schmerz, den ich an meinem Leibe trage, wohl hätte mögen umgehen, wenn ich gewollt hätte, aber der Seele nach leide ich es gern um Gottes willen. —

Hinterdrein kommen mir die Beweiſe nicht einleuchtend genug vor, daß der Selbſtmord in der That zuwider geht gegen das heilige Geſetz und Gottes Wille. — In zweiter Stelle habe ich die Kantſche Lehre angeführt, nach welcher die Maxime, ſich des Lebens, wenn es zur Laſt wird, zu entledigen, zu einer univerſellen ungeeignet iſt; ſie kann nicht anerkannt werden, wie ein Naturgeſetz, und iſt deshalb unſittlich. — Iſt es denn wirklich ſo in dem vorliegenden Falle? Ein 74jähriger Mann, von Krebsleiden befallen, von Schmerzen gequält, die ihm unerträglich ſcheinen, eine Laſt für alle ſeine ihn pflegenden Lieben, wie ſoll der nicht wünſchen aus dem Leben zu ſcheiden?

Es iſt in jedem Menſchen ein verborgenes, aber erweckbares Gebot, ſich ſelbſt ſo erhaben und ſo groß wie möglich zu erweiſen, namentlich ſich durch die auf das Selbſt beſchränkte Not nicht überwinden zu laſſen. Phyſiſche Schmerzen, die Sorgen der Geldnot, die Ehrverluſte und Liebesnot, ſind keine allgemeinen Kalamitäten. Andre fördert der Leidende in ſolchen Lagen wenig. Ein Arnold von Winkelried, der ſtirbt, das Vaterland zu retten; — die Fr. von Stieglitz ermordet ſich kühn, in dem Wahn, die tragiſche Stimmung würde nun ihren Mann zum wahrhaft großen Dichter machen. Auch in dieſem letzten Fall klingt durch die Berichte nie etwas andres als ſympathiſche Achtung durch, wenn man auch den Irrtum beklagt! Es iſt alſo falſch, den Selbſtmord unbedingt für unſittlich zu erklären. Aus altruiſtiſchen Gründen wird er in einer andern Weiſe beurteilt, aber aus egoiſtiſchen Gründen, — da zeigt der zur Ausführung gekommene Wille (der bloße Verſuch nicht!) — daß die Selbſtachtung dem Thäter abhanden gekommen. Es handelt ſich um den Wert des Menſchenſeins im allgemeinen. Die That des einen verletzt den Wert in allen andern. Wünſchen kann man ſich den Tod, — man kann ihn herankommen laſſen, um ſeinen Glauben, ſeine Ehre u. ſ. w. zu bewahren, ohne zu fliehen. Aber Hand an ſich zu legen, das kann man nicht, ohne ſich verächtlich zu machen, d. h. um perſönlicher Leiden willen. *Halte aus, auf daß du nicht verächtlich werdeſt allen Menſchen, wie du dir ſelbſt es geworden biſt!* — Das von Schmerzen unbeſiegbare Selbſt wird zu größerer Höhe geläutert und Gegenſtand der Verehrung. Da faſt jeder Menſch Momente hat, wo er in Verſuchung kommt, ſich umzubringen, ſo ſollte er auch ſchon bei der Erziehung mit den wahren Gründen gegen den Selbſtmord bekannt gemacht werden. Solche Gründe aber: „Du ſollſt nicht töten“ ſei Gebot, — wobei das Töten im Kampf und ſelbſt das Töten des beſiegten Gefangenen, wie Samuel es als Gott gefälliges Werk übte, ſchon nicht

mit inbegriffen war, und worunter ſicherlich der Selbſtmord nicht gemeint war, — oder wie der Sokratiſche, den Plato im Phädon anführt, daß man den Platz, auf den die Götter den Menſchen hingeſtellt haben, nicht verlaſſen darf, — oder, man hat das Leben ſich nicht gegeben, und darf es daher ſich nicht nehmen, — ſind zu ſchwach. Wohin man ſich auch begibt, Gott entflieht man ja nicht; — und wenn man auch das Leben ſich gegeben hätte, könnte man es ſich denn etwa leichter und mit mehr Recht nehmen? Können die Eltern, die das Leben den Kindern geben, es etwa leichter ihnen wieder nehmen? Volenti non fit injuria entſchuldigt mehr den Selbſtmord, als den Kindermord z. B. einer Medea! Auch das iſt hinfällig geworden, was ich in jungen Jahren vom äſthetiſchen Geſichtspunkt anführen konnte: Man könnte Selbſtmordtempel einrichten, darin man in ſüßer Chloroformnarkoſe ſanft aus dem Leben ſcheidet. In ihnen könnten die Todesſtrafen in einer Weiſe vollführt werden, die das Schönheitsgefühl und das Mitgefühl der Andern nicht beleidigen. Aber auch Privatgebrauch, gegen Zahlung, könnte für ſolche Ausgangspforten aus dem Leben zugelaſſen werden. Als ſtrafbares Verbrechen läßt ſich der Selbſtmord weder praktiſch behandeln, noch kriminal-theoretiſch begründen. Es iſt eben in dieſem Falle nicht der Wille, der ſchon ſchuldig macht. Der gerettete Selbſtmörder muß und wird wieder verpflegt werden, ſorgſamer als zuvor. Die Willensthat, als vollführte, macht ſchuldig, entzieht aber jeder Strafe. Aberglaube, die prieſterlichen Lehren von Unreinheit u. dergl. haben die Begräbnisehren dem Selbſtmörder verſagt; aber dieſer Aberglaube iſt ſelbſt unrein, mehr als die Leiche! Was ſoll dem Selbſtmörder die Sühne? was ſoll andre abſchrecken? Ich erinnere mich in der Korreſpondenz von Sismondi, ſeine Aeußerung geleſen zu haben, daß in der Meinung der Menſchen, die den Selbſtmord verdammt, nur verletzte Eigenliebe ſpricht! Es thut keine Not gegen ein ſo naturwidriges Beginnen, wie den Selbſtmord, noch Menſchengebote zu richten; — es bleibt eine verſchwindende Ausnahme. Die Bibel hat recht, nichts dagegen anzubringen, und nicht ſchlechte Gründe, wie es die Philoſophen gethan haben. „Mache dich nicht verächtlich, wie es der Selbſtmörder thut!“ — ſo, denke ich, muß der Grundſatz lauten, den man der Jugend zu lehren hat; und hinzu kann man fügen: je mehr unverſchuldete Not und Schmerzen du erträgſt, um ſo höher ſteigſt du! —

Wie ſehr dieſes ethiſche Problem meinen Vater beſchäftigt hat, beweiſen folgende am 6. Februar an mich gerichtete Zeilen, welche dieſelben Gedanken in Kürze wiedergeben:

„Früh fuhr ich nach M., um den an entsetzlichen Schmerzen unrettbar zu Ende gehenden alten Nachbar etwas zu zerstreuen. Besser, meinte er, wenn er in der langen, zur Untersuchung seines Uebels angewandten Chloroformnarkose, für immer eingeschlummert wäre! — Ich wiederholte gegen den Selbstmord, was ich schon öfters gesagt habe, (Makk. II. 6, [30]) . . . und dann nach Kant: es kann nicht allgemein, wie ein Naturgesetz anerkannt und empfohlen werden, des Lebens sich zu entledigen, wenn es zur Last wird; und ist es deshalb unsittlich und widernatürlich, Hand an sich zu legen. Als ich später allein darüber nachdachte, fand ich doch, daß diese Gründe gegen den Selbstmord den Kern nicht recht treffen. Ich denke, es schläft in jedem Menschen das Gebot, sich groß, sich erhaben zu zeigen. Es liegt daher in dem Selbstmord, um Schmerzen willen, um Finanznot, um Ehrverletzung, eine Selbstverachtung, für die kein Mensch Nachsicht fühlen kann. Der Leidende muß darthun, daß in ihm ein Selbst lebt, das die Schmerzen und egoistischen Leiden nie bezwingen können. Es handelt sich um den Wert des Menschseins und dieser wird, in allen Menschen, durch den Selbstmord des einen zu Schanden gemacht. Anders, wenn man sich den Tod gegeben hat, um des Vaterlandes willen u. dergl. Es ist der Selbstmord daher nicht so unbedingt unsittlich; aber wohl, wenn er um der Not willen geschehen, die das eigne Selbst betroffen hat. Die Selbstverachtung, die darin liegt, macht eben verächtlich. Selten vergeht ein Leben, ohne daß an den Menschen die Versuchung zum Selbstmorde herantritt, wenn auch vorübergehend. Es ist daher nicht müßig, die Geisteswaffen dagegen, in der Erziehung, auch der Jugend zu überliefern. Die Trivialitäten dagegen, die man zu hören bekommt, sind meist so wenig stichhaltig, daß sie auseinander stieben, sobald ernstlich darüber nachgedacht wird.

Philoſophie und phyſiologiſche Pſychologie (1891).

(Letzte Aufzeichnungen über Raum und Zeitvorſtellungen.)

11. Jan. — Die Gegenwart iſt die Grenze zwiſchen allem vorherigen und nachherigen Geſchehen in der ganzen Welt. Sie hat keine Dauer und iſt daher keine Zeit. Vor und nach gibt es eine Dauer; ein Geſchehen, das gedauert hat, von deſſen Vorſtellung, Vergangenheit und Zukunft abſtrahiert ſind. Die Zeit ſelbſt kann keine Grenzen haben und iſt eine innere Anſchauung, die erſt ermöglicht, das Geſchehen in eine Zeit zu verlegen. Die Willensfreiheit kann nur vorgeſtellt werden in der Gegenwart; ſobald ſie entſchieden hat, hört ſie auf; das Vergangene kann nicht ungeſchehen gemacht werden und das Zukünftige nicht ſchon erfüllt werden. In der Zeitdauer kann nichts geſchehen ohne zureichenden Grund in der vorhergehenden Zeitdauer. Aber da die Gegenwart keine Dauer hat, ſo kann zu den vorhergegangenen Gründen noch ein Anſtoß in der Gegenwart hinzukommen. So klein er auch ſein mag, er genügt zur Erklärung des Gefühls der Verantwortlichkeit. — Zeit ohne ein Geſchehen hat keine Grenzen, und daher weder Vergangenheit noch Zukunft; dieſe ſind Zeitdauern, abſtrahiert aus dem Geſchehen.

Geiſtiges Weſen des Hundes*).

(Entnommen den naturwiſſenſchaftlichen Aufzeichnungen vom 23. und 26. Februar 1891.)

Ueber Abſtammung und Weſen des Haushundes habe ich geſtern in der neuen Ausgabe von Brehms Tierleben geleſen, was nach dem Vorgange von Pallas und ſchließlich nach den Erwägungen von Blaſius und endlich von Darwin, als zur Zeit für das Wahrſcheinlichſte über deſſen Urſprung gelten könnte. . . . Das Wunderbare bleibt ſeine eminente Beanlagung zur Symbioſe mit dem Menſchen. Kann in vielen Ländern der Menſch kaum ohne Hund leben, in noch mehreren Ländern könnte der Hund ohne den Menſchen nicht leben. Beſonders iſt die Aehnlichkeit zwiſchen Geſchöpfen, die dem Körper nach ſo weit auseinander ſtehen, wie Hund und Menſch, in Bezug auf die pſycho-

*) Siehe Religion 1882. 24. Mai. S. 60.

logiſchen Funktionen recht eine unenträtſelte Offenbarung. Das Verehrungsbedürfnis, welches den Menſchen zur Vorſtellung überſinnlicher Weſen gedrängt hat, iſt beim Hunde ebenſo lebhaft vorhanden, aber in einer glücklicheren Lage, da es ſich an dem ſinnlich vorhandenen Menſchen hat Genüge thun können. Das Verantwortlichkeitsgefühl iſt beim Hunde einer hohen Ausbildung fähig, und die Grundlage zu einer ſittlichen Würde, wie ſie der Menſch exkluſiv ſich auf Erden beizulegen gewohnt iſt, kann dem Hunde nicht ganz abgeſprochen werden. Inwieweit die der Beobachtung viel mehr entzogenen, anthropoiden Affen geiſtig dem Hunde gleich oder noch höher ſtehen, iſt unentſchieden; gewiß iſt indes, daß auch unter ihnen keine Art ſich findet, die in demſelben Grade, wie der Hund, auf das Zuſammenleben mit dem Menſchen geradezu angewieſen iſt. Das iſt es, was ihn erhoben hat über alles andre Getier, und es macht, daß auch er verdiente, wie Linné den Menſchen homo sapiens nannte, nicht bloß nach leiblichen Kennzeichen unterſchieden zu werden. Nach ſeiner geiſtigen Natur müßte neben der cauda recurbata noch etwa zur Charakteriſtik ſtehen: Non viget nisi homini consociatus.

Ich fahre fort, Brehms Tierleben als Unterhaltung zu leſen. Wenn man nach der Seele des Hundes fragt, wie ſie aus den verſchiedenen Schilderungen Brehms hervortritt, ſo iſt ſie der Geſinnung nach nicht ſelten ein Muſter für den Menſchen. Seinen Beruf zu erfüllen, ſcheut ein mutiger Hund niemals den Tod. Die vollendetſte Humanität, die von Gottes Lohn oder Strafe ganz abſieht, iſt im Bernhardiner Hunde repräſentiert; der berühmte Barry voran. Unter dem Einfluß des Menſchen erwarb der Hund dieſe Tugenden, und das beweiſet, wie ſehr die Menſchen der Tugenden der andern Weſen bedürfen. Dann aber dürfen ſie auch ſelbſt dieſelben nicht verleugnen. Dem Pflichtgebot liegt zu Grunde, unbewußt, das allgemeine Bedürfnis; — dem kategoriſchen Imperativ ein abſolutes Verlangen.

Am 26. März ſchrieb mein Vater in den „Perſonalia“:

Lektüre hat mich abſorbiert. Wundts Phyſiologiſche Pſychologie gab mir Baron Alexander Uexküll zu leſen. Ehe ich das Buch durchgeleſen, habe ich keine rechte Ruhe. Es dürfte meine Anſichten über Seele, Geiſt, Gott beeinfluſſen; meine philoſophiſchen Vorſtellungen über die menſchliche Erkenntnis erweitern. —

Wundts Phyſiologiſche Pſychologie.

26. März. — Wundts Phyſiologiſche Pſychologie, 5. Auflage, muß ich erſt durchgeleſen haben, ehe ich abſchließend ſagen kann, zu

welchen Anſichten es mich bekehrt hat. Aber ſchon jetzt, wo ich 158 Seiten des I. Bandes durchlaufen habe, muß ich ſagen, daß ich ſeit lange nichts geleſen habe, das eine ſo große Belehrung mir zugeführt hätte. Die Einzelheiten in der Theorie der Gehörs- und Geſichtsempfindungen ſo gründlich durchzunehmen, daß ſie mir ohne Experimente gegenſtändlich und klar geworden wären, das habe ich unterlaſſen, — und dazu hatte ich kein Intereſſe. Dennoch habe ich, wenn auch unverſtanden oder halbverſtanden, alles geleſen, weil die Präziſion der Methode und das umfaſſende Erwägen der denkbaren Fälle hervorleuchtet und anzieht. Aber der 1. Abſchnitt: „Von den körperlichen Grundlagen des Seelenvermögens“ bot Aufſchluß über viele Probleme, die mich beſchäftigt haben: Groß iſt die Einförmigkeit des Baues der körperlichen Elementarbeſtandteile der Nerven und der Ganglien. Dieſem Befunde gegenüber muß ich mich von Wundt überzeugen laſſen, daß von ſpezifiſchen Energien der Zentralteile des Nervenſyſtems wenig, von der ſpezifiſchen Energie der Nerven ſelbſt, aber gar nichts mehr zu halten iſt. Die Verſchiedenheit der Gebilde im Gehirn hängt ab von ihren Funktionen, die zugeleiteten Reize zu einander hin und her zu leiten, in der verwickelteſten Weiſe. Dieſe Durcharbeitung der Reize bewirkt in gewiſſen Teilen die Anſammlung und Verſtärkung der Erinnerungsbilder, der Bewegungskomplexe u. ſ. w., ſchließlich des Denkens. Großhirn und Kleinhirn ſind hohlſphäriſche Apparate, die ſchließlich ihre Produkte in das verlängerte Mark zuſammentreten machen und dort wohl erſt zu Bewußtſein kommen laſſen. Was durch die Aſſociationsfäden und äußeren Nerven geleitet wird, iſt wahrſcheinlich molekulare Arbeit, die Molekeln in der Hirnzelle rücken bald zuſammen und binden dort Energie, oder treten auseinander und verbrauchen die gebundene Energie, die aber auch unter beſtändigem Einfluß der Säftezufuhr und Ableitung ſich befindet. Es ſind demnach vorzugsweiſe chemiſche Wellen, die in den Ganglienkernen ausgelöſet werden und durch die Nerven weiter geleitet, und von einem Zentralgebilde zum andern zu den verſchiedenartigſten Kombinationen und Aſſociationen einander überliefert werden. Der Leib hat die Seele weniger nötig, als die Seele den Leib. In ihrer wechſelſeitigen Abhängigkeit nimmt die Seele die höhere Stelle ein, aber der Leib die fundamentale.

30. März. — In Wundt vorgerückt durch die Sinnesvorſtellungen

bis zu Ende der Geſichtsvorſtellungen. Von der Hypotheſe einer Subſtanz, die Bewegungen verſpürt, kann man niemals loskommen. Bisher hat ſie aber Wundt mit Stillſchweigen bedeckt. Eine ſolche Subſtanz angenommen, wird das Du Bois Reymondſche ignorabimus! überſprungen. Bewegung wird zur Empfindung, Empfindung iſt eine Art Bewegung und kann in Bewegungen ſich umſetzen. Das Empfundene iſt die Bewegung; einfacher, wenn man die Bewegung in die empfindende Subſtanz ſelbſt verlegt. Bebungen können von allen Sinnen zugeleitet werden, von allen Nerven zurückgehalten oder befördert werden, ſchließlich in eine Gegend des verlängerten Markes reflektiert ſich ſammeln. Wo ſich die Bebungen anſammeln, und zwar wo ſie überwiegend ſich anſammeln, da verleihen ſie einem Komplex von verbundenen Zellen das Bewußtſein. Es iſt das Bewußtſein in einem Organ lokaliſiert, nicht durch exkluſive, eigenartige Struktur, ſondern durch eigenartige Aſſociation. Daher kann das Ich wechſeln, im Traum, in Krankheiten. Das Ich iſt nicht eine Reſultante von lebendigen Kräften, ſondern die Reaktion auf das Nicht-Ich, auf die der Außenwelt beizumeſſenden, zugeleiteten Bebungen. Eine ganz unnütze Komplikation einer ſo gewagten Hypotheſe, — ein wahrer Salto mortale — iſt die Zuhilfenahme einer nicht materiellen Seele, die als Zuſchauer die materielle Bewegung zu beurteilen hat. — Die vom Selbſt alſo in Empfindungen, und weiter in Vorſtellungen umgeſetzten Bewegungen, ſind ein komplexes Phänomen. Quantum, Quale, Richtung, Locus ſind verſchiedene Eigenſchaften der Bewegung, die nicht die eine aus der andern erſt abzuleiten ſind. So kann der Geſichtsſinn nicht ſeine Reize im Raume einordnen, ohne durch Muskelbewegungen über die Entfernung und Richtung, in der die Objekte liegen, Erfahrungen geſammelt zu haben. Kommen dieſe hinzu, ſo geſellt ſich zu dem Reize eines Punktes der Netzhaut die Entfernung und Einordnung des geſehenen Gegenſtandes, wie eine feſt an den Punkt gebundene Vorſtellung hinzu. Der Raum iſt eine Anſchauung a priori (weil Denken Bewegung, die Raum und Zeit gibt), aber die begrenzte Ausdehnung empiriſch.

1. April. — Wundt II S. 234[1]. Die zurückbleibenden 1. Spuren der Vorſtellungen ſind als funktionelle Dispoſitionen zu denken. — 2. Die Veränderungen, die ſich dadurch (durch Uebungen) in den Organen vollziehen, haben wir uns aber offenbar als mehr oder weniger bleibende Molekularanlagerungen zu denken. — 3. Die aus dem Bewußtſein verſchwundenen (Vorſtellungen) werden pſychiſche Dispoſitionen

unbekannter Art zu ihrer Wiedererneuerung zurücklaſſen. — 4. Das Bewußtſein und die es begleitenden Gehirnprozeſſe . . . ſind Funktionen, die im Verhältnis unabänderlicher Koexiſtenz ſtehen. Dieſe Koexiſtenz iſt eine letzte Thatſache, wie die Exiſtenz der Materie. Die unabänderliche Koexiſtenz iſt meiner Anſicht nach etwas ſehr andres, als die Exiſtenz. Wo zweierlei koexiſtiert, iſt nicht ausgeſchloſſen, daß das eine zum andern im Kauſalzuſammenhange ſteht. Was sub 2 Molekularumänderung heißt, iſt eine pſychiſche Dispoſition unbekannter Art sub 3 genannt. Die Spuren der Vorſtellungen sub 1 ſind als Molekularumänderungen zu denken. Wie aus der Molekularumlagerung eine Empfindung entſteht, bleibt unbekannt, aber daß eine Reproduktion der Vorſtellung aus der Molekularumlagerung hervorgeht, bleibt eine den Monismus begründende Thatſache.

20. April. — Geſtern, endlich, habe ich das große Wundtſche Werk zu Ende geleſen. Nun iſt mir verſtändlich, auf welche Vorſtellung von der Seele ſeine Forſchungen geführt haben. Sie entwickelt ſich in der Subſtanz. Das Weſen der Subſtanz muß aber, um das verſtändlich zu machen, erweitert werden. Es muß ihm Trieb beigelegt werden. In der unbelebten Subſtanz iſt der Trieb der Molekeln ohne zeitlichen Zuſammenhang. In den komplizierten organiſchen Gebilden ſammelt er ſich, und erreicht in der Nervenſubſtanz ſchließlich jene Einigung, die das Selbſtbewußtſein, die Seele, ausmacht. Die Seele bildet ſich die Organe, ihrem Triebe gemäß; namentlich das Organ der Apperzeption, des Selbſtbewußtſeins. Es iſt eine pſychophyſiſche Subſtanz. Wo Wundt metaphyſiſcher Philoſopheme, religiöſer Dogmen gedenkt, geht er an ihnen vorüber, als an Vorausſetzungen, von denen er keinen Gebrauch hat machen können. Wundt ſchließt mit der Annahme: Was wir Seele nennen, iſt das innere Sein der nämlichen Einheit, die wir äußerlich als den zu ihr gehörigen Leib anſchauen.

Brief an den Baron Alexander Uexküll, geſt. 1892.

Raikül, den 20. April 1891.

Dieſer Brief, mein lieber Uexküll, ſoll Ihnen zugehen, gleichzeitig mit dem großen Werk des Profeſſors Wundt, das ich mit vielem Dank Ihnen zurückſtelle. Eine ſchwere Lektüre iſt es geweſen. Dafür muß ich mich aber entſchädigt halten, da ich ſeit lange nichts geleſen habe, was mir eine ſo große Belehrung zugeführt hätte.

Wundt schließt mit der Annahme: Was wir Seele nennen, ist das innere Sein der nämlichen Einheit, die wir äußerlich als den zu ihr gehörigen Leib anschauen. Sie ist eine psychophysische Substanz. Das Wesen der Substanz, um das verständlicher zu machen, muß erweitert werden. Es muß ihr Trieb beigelegt werden. In der unbelebten Substanz bleibt der Trieb der Moleküle ohne zeitlichen Zusammenhang. Anders in den höchst verwickelten Gebilden der belebten Wesen. Da steigert sich im Nervensystem die Einigung, — im Menschen bis zu dem entwickelten Selbstbewußtsein, bis zu der Menschenseele. Sie bildet sich ihre Organe, gemäß ihren Trieben, namentlich das Organ der Apperzeption, des Selbstbewußtseins. Groß ist die Einförmigkeit des Baues der körperlichen Elemente des Nervensystems. Von der spezifischen Energie der Nerven ist gar nichts zu halten; — von derjenigen der Zentralteile kaum etwas. Die Verschiedenheit der Funktionen der Hirngebilde entsteht durch die zugeleiteten und in der verwickeltsten Weise zirkulierenden Reize. Die Verarbeitung der Reize bewirkt in gewissen Hirnorganen die Ansammlung und Verstärkung der Erinnerungsbilder, der Bewegungskomplexe u. s. w., schließlich des Denkens. Groß- und Kleinhirn sind hohlsphärische Apparate, die schließlich ihre Produkte in das verlängerte Mark zusammentreten machen, und dort wohl erst zum Bewußtsein bringen. Was durch die Nerven und Assoziationsfäden der Ganglienzellen geleitet wird, ist wahrscheinlich molekuläre Arbeit; die Molekeln in der Hirnzelle binden Energie beim Zusammenrücken, und verbrauchen sie wieder beim Auseinandertreten, unter beständigem Einfluß der Säfterieselung. Es sind demnach vorzugsweise chemische Wellen, die in den Ganglienkernen ausgelöset werden, und, durch die Nerven weitergeleitet, von einem Zentralgebilde zum andern, zu den verschiedenartigsten Kombinationen und Assoziationen einander überliefert werden. Die aus dem Bewußtsein entschwundenen Vorstellungen hinterlassen physische Dispositionen, unbekannter Art, zu ihrer Wiedererneuerung.

Vorstehend wollte ich Ihnen ein Pröbchen geben von den Gedanken, die ich aus dem wunderbaren Werke habe schöpfen können oder aufnehmen. Wunderbar ist die Einfachheit der Mittel, mit denen in der Natur das Erstaunlichste zu stande kommt. Die Gravitation hält das Sternensystem der ganzen Welt zusammen, wie sie den Apfel vom Baume fallen läßt. Die Innervation in den scheinbar ganz kraftlosen Nervenfäden, von einer Konsistenz, die keinen Widerstand leistet, ist das Mittel zu den erstaunlichsten Kräften der menschlichen

Geisteswelt. Sie beherrschen die Verhältnisse an der Oberfläche der Erde und lehren sie erkennen in den fernsten Himmelsräumen. Das sind Leistungen, die so weichen Fäden und Klümpchen, wie sie das Nervensystem zeigt, nicht leicht können angesehen werden.

Ich fürchte, auf dieses schwere Buch hin, einen schweren Brief zu stande gebracht zu haben. Sie werden dem entnehmen, daß ich der Lektüre, die ich Ihnen verdanke, nicht wenig Interesse entgegengebracht habe. In alter Freundschaft . . .

Religion (1891).

Letzte Aufzeichnungen über Religion.

26. Jan. — Erst war es Gott, — dann die Vorsehung, — nun ist es die Ausmusterung, Darwins selection, französisch triage.

Gott — Liebe. Vorsehung — Bewunderung. Ausmusterung — Erkenntnis.

Zum Besten führt eines wie das andre, — aber Gott und Vorsehung gemäß von unerforschlichen und unbegreiflichen Ratschlüssen, — die Ausmusterung gemäß der Notwendigkeit. Gott kann man lieben, — die Vorsehung bewundern, — die Ausmusterung verstehen. Bescheiden muß man sich; aber man kann es mit Verständnis, nur gegenüber der Ausmusterung. Das Gefühl der Harmonie, des Zusammenklingens, ist die Liebe, — instinktiv im Geschlechtsleben, — das Gefühl der Harmonie mit Himmel und Erde ist die religiöse Ekstase, Schöpferin der höchsten menschlichen Vorstellungen, aber nicht Bürgin ihrer Wahrheit. Unter den Menschen erhalten sich diese Vorstellungen sehr lange, weil die Tradition ihnen recht bald eine Alters- und Invaliditätsversicherung gewährt. Es ist aber für die menschliche Fortbildung nötig, immer wieder zurück zu kommen auf das ursprüngliche Gefühl der Ergebung, der Liebe, und des Vertrauens zu der Weltordnung; — frei von den Dogmen und Manipulationen, die aus den selbstgeschaffenen Vorstellungen sich ablagerten, wie ein dunkler Schlamm auf den Wegen der Erkenntnis.

Einsames Dasein, ohne Geschäftsleben, und ohne müßig Geschwätz mit Standesgenossen, bleibt eine schwere Aufgabe. Das eigene Gedankenleben erschöpft sich im Alter und erscheint nichtsnutzig und einförmig. Religiöse Kontemplation und Kultus der Einsiedler und der streng in Klöstern abgeschlossenen Mönche üben Wiederholungen der

Handlungen, Gedanken und Empfindungen, — welcher Wiederholung eine myſteriöſe Bedeutung beigelegt wird; — es iſt ein Illuſionsleben ohne Klarheit und Wahrheit.

Ohne Gebet kein Umgang mit Gott. — Nachdenken über ihn iſt nicht Umgang.

1. Febr. — Ohne Gebet, kein Umgang mit Gott. Das Nachdenken über das Daſein und die Beſchaffenheit eines Weſens, iſt zwar Beſchäftigung mit ihm, aber nicht Umgang. Ohne Umgang mit Gott verliert aber der Menſch, beſonders aber das Weib, den Rückhalt gegen die Verſuchungen der ſinnlichen Preisgebung in der Fülle der Liebe.

Gottes Auftrag an einen Seligen.

Gott beauftragte einen der Seligen an ſeiner Stelle die von der Erde zu ihm aufſteigenden Gebete entgegen zu nehmen. Die Brahmiſten und Buddhiſten ermüdeten ihn ſehr durch Wiederholung derſelben Laute und Gebetsformeln, ohne rechten Sinn; — ſie waren in den Irrtum verfallen, man könne Gott zwingen, indem man Formeln wiederholt oder gar in Mühlen dreht, die ſehr langweilig werden können, wenn man ſo unvorſichtig iſt, darauf zu hören. Der Selige merkte auch bald, daß ſie nichts andres bewirken ſollten, als die Beter heilig machen. So unzweckmäßig das Mittel ſchien, man konnte ihnen die Spielerei belaſſen; nur daß ſie glaubten, damit jeder moraliſchen Pflicht überhoben zu ſein, war ein Uebelſtand. Bei der andern dreifachen Menſchenreligion, war es nicht ſo. Juden, Chriſten, Islams hatten moraliſche Vorſchriften, — die Gerechtigkeit, Liebe, Mildthätigkeit, — aber nicht gegen Andersgläubige. Der Glaube galt mehr, als die Tugend. Auch ſie glaubten durch Ritual, Geſang und heilige Worte, — lange Reden, — Aufzüge und Anzünden von Lichten, Gott gefällig zu ſein und geneigt zu machen. Darin ſtimmten alle überein, daß ſie ſehr viel Unvernünftiges erbeteten, und immer nur das, was ihren Trieben jeweilig dienen ſollte. Für den Nutzen der Menſchheit, im ganzen, hatten ſie kein Herz, und trafen ſie etwa einen Sonderling, der ſich dazu anſchickte, ſo verſpotteten ſie ihn, als Humanitarier. — Jetzt, ſagte der Selige zu dem wieder eintretenden Gott, verſtehe ich erſt: Soll man auf Erden zum Beſten regieren, muß man ſich um das bekümmern, was in den Gebeten nicht vorkommt; um das Wohlbefinden der Allgemeinheit der Menſchen. Das, was in den Gebeten vorkommt, kann man ruhig ſich ſelbſt überlaſſen. Nach Verdienſt wird es gefördert durch die Eintracht, oder gehemmt durch den Widerſpruch.

10. Febr. — Hunger und Durſt kann man ſich ſelbſt nicht vortäuſchen. Iſt es nicht ebenſo mit Liebe und Religion? Vergebens ſagt man ſich da: Du mußt! Vergebens rechnet man ſich die Wohl-

thaten vor, die zu Liebe aus Dankbarkeit verpflichten könnten. Man täuſcht damit ſich und andre und gerät in die Heuchelei. Hat der innere Drang zur Religion mich verlaſſen, ſo muß ich der Wahrhaftigkeit zu Liebe mich nicht anders anſtellen, wenn auch ich der Sitte der Menſchen mich unterziehe, um die beſtmöglichen Beziehungen zu pflegen*).

The bow is bent and drawn, make from the shaft,**)
Come not between the dragon and his wrath.

Dieſer Worte gedenke ich, da im ſtillen die Verſuchung mich befällt, dem gewaltigen Bismarck zu ſchreiben. Nicht, daß er in ſeinem gegenwärtigen Leben „keine rechte Befriedigung findet", — wie er ſehr milde ſich ausdrückt, iſt ihm zu verdenken.

Ah, l'âme que la gloire une fois a touchée,
Est pour le bonheur calme à jamais desséchée;
Elle garde, en sa chûte, un désespoir hautain,
Et ne peut plus rentrer dans le commun destin;
Du haut de sa ruine, elle écoute, isolée,
L'écho retentissant de sa grandeur croulée.***)

Hochtragiſch iſt Bismarcks Fall. Einen gleich allgemeinen Ruhm hat bei Lebzeiten niemand genoſſen, und kaum mag es eine wilde Völkerſchaft geben, die von ihm nicht gehört hätte.

Bismarck iſt wider Willen transfiguriert durch die Strahlen ſeiner großen Vergangenheit. Für die kleine Gegenwart, was bleibt ihm? Niemand kann ihm die Bitterkeit ſeiner Empfindungen verſüßen oder vorwerfen; aber erhaben ſoll er ſie tragen, wie einen phyſiſchen

---

*) Wie auf der See die Wellen auf- und abwogen, bald hoch, bald niedrig gehen, bald tiefe Meeresſtille eintritt, bis ein neuer Windhauch Bewegung weckt, ſo in der Seele die Gefühle der Liebe zu Gott und zu den Menſchen, — pflegte mein Vater oft zu ſagen.

**) Der Bogen iſt geſpannt, entflieh dem Pfeil! —
Tritt zwiſchen den Drachen nicht und ſeinen Grimm!
König Lear.

***) O! hat einmal der Ruhm die Seele ergriffen,
Iſt ſie für ruhiges Glück für immer verloren (vertrocknet),
Sie bewahrt in ihrem Sturze hochmütige Verzweiflung,
Und kann nicht wieder zurücktreten in das gewöhnliche Sein,
Von der Höhe ihrer Trümmer (ihres Ruins) lauſcht ſie vereinſamt
Dem verhallenden Schall ihrer verfallenen Größe.

Schmerz. Das Menſchenleben, im einzelnen Menſchen, trägt die Würde der ganzen Menſchheit. Kein Leiden ſoll größer ſein, als dieſes Selbſt im Leben. Je mehr es den Leiden gegenüber ſich unerſchütterlich zeigt, um ſo mehr bewährt es ſeine Höhe. Das iſt die Antwort auf meine Frage*), warum die Menſchen den Unſchuldigen im Leiden als das Höchſte ſchätzen, obwohl das keineswegs ein Ideal für ſie geweſen, nach dem ſie geſtrebt hätten. In dieſem Sinne läutern die letzten, oft ſo qualvollen Krankheiten wirklich den Menſchen.

Ich las kürzlich: „Thaten der praktiſchen Liebe ſind das Kennzeichen der Jünger Chriſti; nicht aber die Wiſſenſchaft der Ethik könne die Religion erſetzen, die kalten Abſtraktionen die Begeiſterung geben“ u. ſ. w.

Iſt es aber mit den Thaten nicht ähnlich? Tauſende kann ich kleiden und ſpeiſen und kann dabei der Liebe entbehren. Es bleibt mir ein großes Geheimnis in der Liebe. Weder Lehrbegriffe noch Werke können ſie erſetzen oder erſchöpfen. Muß nicht ein Hauch der Poeſie das Werk, das wir zum Beſten der andern thun, noch durchwehen? Oder iſt das nur eitel Schein? — Es wird das höchſte Sein ſein, über alles Denken hinaus. — Von den Dogmen wendet ſich in neuerer Zeit mancher Theologe ab, — den Werken darf er aber nicht zufallen, und die Liebe läßt ſich nicht feſthalten. So beſcheide man ſich. Das Vergängliche iſt doch ſchön geweſen und zum Ewigen führt es. — Es wird mir ernſt und geſchieden muß ſein.

„Les choses visibles durent peu,“ — die ſichtbaren Dinge dauern kurz, — aber ſie allein laſſen uns das Ewige auf Erden ahnen und empfinden!

---

3. März. — Was die Freundlichkeit der Menſchen anbetrifft, ſo erfährt man in ſchweren Lebenslagen dergleichen zu oft, um nicht neben dem radikal Böſen in der Menſchennatur auch ein eingepflanztes Gutes wirklich anzuerkennen und mit herzlichem Dank.

---

*) Siehe Bibelſtellen über die Zukunft der Verſtorbenen. Allgemeiner Rückblick S. 219. Leipzig 1876. (Als Manuſkript gedruckt).

Schluß.

Ueber Moltkes Tod heißt es in einem an meinen Bruder gerichteten Brief:

„Er ſtarb nicht, wenn man Siechtum und Todesqualen darunter verſteht, ſondern Gott nahm ihn hinweg, wie es von Henoch heißt.“

Am Oſterſonntag, 21. April, ſchrieb mir mein Vater:

„Ich komme eben von unſrer Grabſtätte.... Es iſt wie Du ſagſt, die Zeit der Sehnſucht, der Sehnſucht nach neuem Leben.

Der Frühling kam,
Die Halde grünt ringsum; —
Sein Flügel brach
Und ſeine Bruſt iſt ſtumm.

Dieſe Worte von Paul Heyſe geben der weichen Stimmung, die im Frühling Menſchen, die viel Leben hinter ſich haben, zuweilen beſchleicht, den rechten Ausdruck.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am 8. Mai war er nicht mehr unter uns!

Den Spruch, den er ſich zu ſeiner Grabſchrift erwählt, dem er gelebt hatte bis zum letzten Atemzuge, lautet:

„Der Geiſt der Wahrhaftigkeit
wird den Weg euch weiſen
in aller Wahrhaftigkeit!“
IV. Ev. 16, 13.

Zum Schluß mögen hier noch folgende Worte aus den perſönlichen Aufzeichnungen meines Vaters Platz finden.

H...s Notizen über Mariens letzte Tage geleſen. Ich muß viel Thränen dabei vergießen. Meine Stimmung iſt durch die viele Einſamkeit und das Alter weicher geworden.... Schon vorgeſtern, bei der Heimkehr aus Reval, beſchlich mich etwas Eigenes. Es iſt als riefe mich der Ewige aus dem unſteten vergänglichen Treiben. Es iſt der inwendige Gott, der weder in Schrift noch Ritualien offenbar werden kann. Wie ein tief am Horizont leuchtender Fixſtern, den man ſehen kann, erſt wenn die Dünſte und der Schimmer des Tages verſchwunden ſind, weiß man von dem inwendigen Gott nur in der Stille. Jedes Wort über ihn ſtört; ſoll ich voll fühlen, daß ich den Ewigen habe, und daß er mich hat, muß ich recht allein ſein. So hat Jeſus Gott gehabt am Oelberge. Aller Kirchendienſt, alle klügelnde

Lehre von Theologen und Philoſophen, alle Beſchäftigung mit der vergänglichen Welt zerſtreut. Ein ewiges, nicht zu ſagendes Geheimnis! Wenn ich aber die Seele darauf richte, dann erſt fühlt ſie ſich in Vollſtändigkeit und in dem Reiche der Ruhe. — Mag wohl in meinem Hirnleben eine phyſiſche Veränderung herannahen. . . . Immerhin iſt es meiner Natur jetzt angemeſſen, aufzuſchauen innerlich zu dem unbegreiflichen Gott. Menſchen, Kirche, Bibel, nichts gibt mir den inwendig verborgenen Gott, vielmehr bringt alles das Zerſtreuung, Verdunkelung. Gehe alſo ſchweigend durch die Menſchen und bewahre das Geheimnis! Auch Jeſus bewahrte es bis ans Kreuz. Seine Worte verzweifelten, aber der Ewige hatte ihn und er hatte den Ewigen bis zuletzt!

Allgemeine Betrachtungen.

Soziale und politiſche Fragen.

Soziale Frage! Eine Vexierfrage vielleicht, wie die Frage nach dem Dinge an ſich.

Die ſoziale Frage oder das Problem zwiſchen Kapital und Arbeit, wird mir viel zu ſehr vorausgeſetzt. Die Hand, die in die volle Taſche des Nachbars greift, ſcheint mir kein neues Problem aufzuwerfen. Wenigſtens iſt es mir nicht geläufig daran noch zu zweifeln, ob etwa der Mann die Schuld trägt, der ſich die Taſche gefüllt hat, oder derjenige, welcher ſie leeren möchte. Nur das iſt mir Problem, wie weit die Genoſſenſchaft in der ökonomiſchen Welt ihre Wirkſamkeit mit Erfolg ausdehnen kann. Die Freiheit der Arbeit wird von den Männern der Arbeitseinſtellungen verkannt, ſie drängen in die Leibeigenſchaft zurück. Die Wurzel alles Uebels und alles Terrorismus ſcheint mir aber die Vorſtellung zu ſein, das Glück für die Menge anzuſtreben, anſtatt das Glück für alle. Das letztere iſt nur in der höchſten Gerechtigkeit und Gemeinſchaft zu finden, — das erſtere vorübergehend in der Zerſtörung aller geſetzlichen Schranken, die für die Mehrzahl beſtändig hart bleiben werden. Die Darwinianer weiſen eigentlich nach, wie das Naturgeſetz die Ausmerzung der Mehrzahl verlangt und die Elite nur bleiben darf, und wie übel angebracht jenes Wohlwollen iſt, das alle, zur Herabwürdigung aller, erhalten möchte.

Was man von dem Bedrohlichen meldet, das in dem Anwachſen der ſozialdemokratiſchen Partei ſich zu erkennen gibt, intereſſiert mich ſehr. Fern vom Schuß ſind meine Betrachtungen kühl; die Unmöglichkeit für die menſchliche Geſellſchaft, ſich auf die ſozialdemokratiſche Partei zu gründen, ſcheint mir ſonnenklar, und daher kann wohl eine vorübergehende und ſehr bedauerliche Zerſtörung an einzelnen Orten

die Folge ſolcher Verirrung ſein; aber keine dauernde Ordnung. Ich begreife aber, wie wenig dergleichen allgemeine Wahrheiten Schutz und Troſt bieten, wenn man für die Einzelexiſtenz in eigener Nähe zu Beſorgnis Anlaß findet. Den Sozialdemokraten halte ich aber für ein Weſen, das bald ausſterben muß, wie alle Kreatur, die nur auf außergewöhnliche Zuſtände berechnet, ſich in gewöhnlichen Zeiten nicht halten kann, wegen mangelnder Exiſtenzbedingungen.

Durch die ganze Welt geht eine, meines Bedünkens nach, verkehrte Strömung, wenn auch nicht durch Schuld, ſo doch im Sinne der Katheder-ſozialiſten. Not und Krankheit wird es in der Welt geben, ſo lange es eine menſchliche Geſellſchaft geben wird, und das Verkehrte ſcheint mir, wenn der Staat ſich berufen fühlt, durch allerlei Vorſorge das wegzuſchaffen, was nun einmal ſich nicht wegſchaffen läßt. Die Kräfte und die Güter ſind ungleich verteilt und verſchieben ſich nach Kauſalitäten, die vom Staate unabhängig ſind. Seine Aufgabe bleibt eine Geſetzgebung, die keinen begünſtigt oder bedrängt, und eine für Alle gleiche Geſetzlichkeit mit unerſchütterlicher Gewalt ſicher zu ſtellen. Gibt er ſich der Verlockung hin, alle Unglücklichen zu verſorgen, ſo wird er zum Schwindler und kann auf die Länge nicht beſtehen. Die Manie, die Schuld von allem Elend der Geſetzgebung zuzuſchreiben, iſt die Zeitkrankheit, und dürfte auch bei uns dem Nihilismus zu Grunde liegen.

Den Verſtand in einem Lande ſo zu verteilen, daß nur Mittelmäßigkeiten bleiben, könnte man es bewirken, ſo würde man es doch kaum förderlich für die Geſellſchaft halten. Hinſichtlich des Reichtums hält man aber die gewaltigen Kontraſte für nachteilig, — die in den freien Vereinigten Staaten Nordamerikas ſich gleichfalls bilden. Gern erkenne ich ein höheres Ziel der Geſellſchaften und der Menſchen an, — als den Reichtum, — nämlich die Erweiterung und Steigerung der Gemeinſchaft, — und ſo erkenne ich auch gewiſſe Umſtände in Deutſchland, die ein gewiſſes Transigieren mit den ſozialiſtiſchen Strebungen zeitweilig rechtfertigen mögen. Aber die Formel: möglichſt viel Wohl für möglichſt viel Menſchen, halte ich für irreleitend und für unrichtig; die Verteilung der Glücksgüter halte ich nicht für eine Sache der Geſetzgebung u. ſ. w. Haß und Liebe, nicht Eifer für das Gemeinwohl, haben die Maſſe der Einzelmenſchen immer, vielleicht in demſelben Grade beglückt und unglücklich gemacht.

Es war mir interessant, wie sich verschiedene Gymnasien über die Uniformen der Gymnasiasten aussprachen. Da gibt sich der Geist zu erkennen, der die aufgezwungene Gleichheit höher schätzt als die Freiheit. Die Schulen nähren diesen Wahn. Um die Unterschiede zwischen Arm und Reich zu verwischen, so heißt es, muß die Schule gleichförmig gekleidete Schüler haben. Um von früh auf diesen wesentlichen Unterschied zu verstehen, zu dulden, die Freiheit zu ehren, könnte man das Gegenteil verlangen. Kann nicht auch in der Kleidung ein Stück Moralität liegen? — Diese Art Gleichheit verdrängt die Selbstbeschränkung, und die Absonderung zwischen Menschen und Staatsdienern, wird zu einer Zeit fühlbar gemacht, wo die entsprechenden Pflichten noch nicht vorhanden sind.

Ich gestehe, daß mir der Staatssozialismus meines alten Jugendfreundes und des größten Mannes Deutschlands und vielleicht gegenwärtig der ganzen Erde, als Doktrin unverständlich ist. Behandelt man doch die Konkurrenz, diesen Trieb, der die uns bekannte Natur zu wunderbarer Vollkommenheit getrieben hat und immer weiter treibt, als eine Erfindung des Manchestertums, die man mit gutem Herzen und gut angelegten Steuern aus der Welt schaffen könnte. Sind es nicht Utopien, wenn man die naturnotwendigen Uebel der vorgeschrittenen Gesellschaft als künstliche Produkte darstellt, Utopien, die zu Uebergriffen, Verbrechen und Wahnsinn treiben? Doch ich bescheide mich; daß alte Leute ihrer Zeit nicht folgen können, ist ja immer gewesen.

Ich bin ein verstockter Parteimann des Rechtsstaates, im Gegensatz zu dem Wohlfahrtsstaat.

Die Sozialdemokratie verdient vertilgt zu werden, auch ohne Attentat.

Verkrüppeltes und Altersschwaches ist dem Untergange geweiht, damit das Gesunde und Jugendkräftige Raum gewinnt zu besserem Gedeihen; so ist die Ordnung der Natur und die Regel jedes Haushalts. Wie kommt nun das Deutsche Reich dazu, eine so naturwidrige und unökonomische Gesetzgebung zu unternehmen, wie die Invaliditäts- und Altersversicherung? Der Arme im Volk soll von

dem Staate greifbare Vorteile in Aussicht haben, um von dem Staate etwas zu halten und an ihm fest zu halten, gegenüber den Angriffen von außen und Aufreizungen von innen. Als Nobiling schoß, und die Sozialisten mehr und mehr das Reich überzogen, sann man auf Heilmittel. Auf die Belehrung durch die wahren Lehren, oder durch die Not, wollte man nicht rechnen; zu schmerzlich und zu lang dünkte dieser Weg. Da macht man nun diesen kühnen, gewaltigen, naturwidrigen und daher nur vorübergehend wirksamen Versuch. Materiell wird ein Reich durch solche Gesetze geschwächt. — Wird es aber ideal mächtiger? Der Aermere ist erst der Tapfere. Wird das deutsche Volk um so tapferer werden im Kampfe gegen Romanen und Slaven? Ist es eine Rüstung, die ihres Geldes wert ist? Modern ist infolge der Erleichterung aller Verkehrsmittel, daß die Konkurrenz von dem Einzelmenschen übergeht auf Menschengruppen, auf Nationalitäten. Wird die germanische Nationalität im Kampfe gegen andre Nationalitäten gewinnen?

In Deutschland ist das Gesetz für die Krüppel und Alten, wenn auch mit geringer Majorität, durchgegangen. Falls es sich haltbar erweist, ist für die menschliche Gesellschaft eine ganz neue Erfindung gemacht. Im Bienenstaat haben die ganze Arbeit, und freilich auch die ganze Macht, sterilisierte Weibchen; — für viele andre Geschöpfe wäre diese Einrichtung nicht erträglicher Unsinn. Die deutsche Staatsgemeinschaft könnte eine neue Phase erleben, ebenso verschieden von andern Staaten und von der eigenen Vergangenheit, als die Bienen von den Wespen. Aber entschieden ist es noch nicht.

Die Verirrungen des Sozialismus verraten, gleich den Religionen, schon durch ihre geographische Verbreitung, daß sie eine staatliche Einrichtung gar nicht sind. Die christliche Barmherzigkeit führt auf die Forderung zurück, daß die einen erwerben für andre, die verzehren. Sie findet ihre mechanische Grenze, sobald im Verzehren ein Uebergewicht eintritt. Aber schon ehe die Gesellschaft bis an diese Grenze gelangt, würde sie durch die Erschlaffung des Triebes, für sich und die Seinigen exklusiv zu arbeiten, und durch die Unfähigkeit jenen Schmuck dem Dasein zu leihen, der durch die Vorliebe der Optimisten entsteht, (der Reichtum müßte ja aufhören oder sich verbergen —), unerträgliches Elend verbreiten.

... Mehr und mehr realiſiert ſich der irdiſche Univerſalſtaat, und die Schutzzöllner kämpfen vergebens, — vergebens die Gewerksgenoſſenſchaften der Lohnarbeiter. Weder Protektionismus noch Sozialismus kann auf die Länge die ökonomiſche Geſetzeswirkung behindern. Der freie, ökonomiſche Wettkampf auf Erden iſt das Recht und das Heil!

Die Beihilfe erſcheint dem Bedrängten auf die Länge niemals unverdient; — ſo viel ich es bei Stipendiaten und Alumnen in Lehranſtalten habe beobachten können. Auf Anerkennung durch die Arbeiter, denen der Staat etwa höheren Lohn verſchafft, darf er nicht rechnen. Dagegen trifft den Staat ſicher der Vorwurf derjenigen, für die nicht geſorgt iſt, nachdem der Staat die verantwortliche Zumeſſung des Arbeitslohns ſich angemaßt hat. Den Haß, den er ſänftigen wollte, zieht er herbei. Denn nur das Recht iſt gleich für alle, — der Lohn notwendig verſchieden. — Es meinen die Sozialpolitiker den Staat anders nicht ſchützen zu können; ohne Zugeſtändniſſe hält ſich der Staat für zu ſchwach. Dann iſt er, durch die Angſt vor den Fäuſten innerlich ſchon überwunden und wird dem Kapitaliſten den friedlichen Zuſtand nicht ſicher ſtellen, mit dem er ihn jetzt ködert!

Woran die Menſchen vor lauter Klügelei irre werden: das iſt den Hunden klar in Bezug auf Eigentum. Ein guter Hund bewacht die Effekten ſeines Herrn und die Grenzen ſeines Grundſtücks. Grundbeſitz und Beſitz beweglicher Güter iſt ihm gleich verſtändlich.

Die Kinder ſind Stücke vom Leibe beider Eltern, wie es die Entwickelungsgeſchichte endlich klar gelegt, Stücke die durch einen Akt der Eltern, zu dem ſie ſich nicht nur entſchloſſen, ſondern meiſt auch gedrängt und jedenfalls gefügt haben, ſelbſtändige Exiſtenzen geworden. Wer ſie ſelbſtändig gemacht, iſt auch verbunden, ſie demgemäß zu verſorgen; und ſie erben, was von den Eltern übrig bleibt, weil ſie dasjenige ſind, was von der Perſönlichkeit der Eltern übrig geblieben; — zwiſchen den Sachen der Eltern und zwiſchen deren Perſon dauert das Verhältnis fort, weil beides vorhanden bleibt.

Der Beſitz juriſtiſcher Perſönlichkeiten beruht nicht auf derſelben Grundlage. Er ſteht im Wege dem allgemeinen Güterverkehr. Die tote Hand ſollte kein Privateigentum haben, aber wohl Eigentum für alle, d. h. zum Beſten der Geſellſchaft. Unter andern Umſtänden kann es andre Verwendung finden.

Das Besteuerungsrecht steht eigentlich in Widerspruch mit dem Privateigentum. Die Staatsbedürfnisse aus allgemeinem Eigentum zu bestreiten, wie es in altständischen Ländern gewesen, war so übel nicht. Aber dazu ist das Staatswesen zu groß geworden. Ein unveräußerliches, allgemeines Obereigentumsrecht bleibt dem Staate, und daher die Steuern. Sie gestalten sich aber nicht rationell. Wo man leicht und reichlich findet, da wird genommen.

... In der deutschen Rundschau ist der Artikel von Ihering, dem Juristen, über antike Gastfreundschaft ethisch und politisch sehr belehrend. Nach ihm ist das Sittliche, ebenso wie das Recht, das unter gegebenen Umständen Richtige; — keineswegs das Wahre. Es ist veränderlich, in der Entwickelung begriffen, — das Wahre ist dasselbe für alle Zeiten. Sittlich ist, nach Ihering, das für das gedeihliche Zusammenleben der Menschen Unerläßliche. Unter den antiken Staaten war Gastfreundschaft die Bedingung für den internationalen Handel und Verkehr, da übrigens der Fremde ein Feind war. Seitdem der Fremde Staatsschutz genießt, gleich den Angehörigen des Staats, genügen Gasthäuser. Rußland neigt aber zurück zu der Gleichsetzung von hostis und hospes, und hat auch kein sehr ausgebildetes Gefühl für das Gastrecht. Die exklusiven Bestrebungen der Staaten für die nationalen Produktionen trüben das Verständnis für die Vorteile des internationalen Handels. Die Nationen stehen sich wieder gegenüber im Naturzustande. Jede Nation leidet die andre, nur so weit sie nicht vermag sie aus der Welt zu schaffen. Wäre ewiger Friede unter den Menschen, so wäre ein universeller Zollverein vorteilhaft, — d. h. die Zölle an den Grenzen hörten auf. Die Finanzen würden von Fabriksteuern, Konsumsteuern, direkten Steuern u. s. w. leben. — Aber so wenig wird der Nutzen des Handels verstanden, daß man in Rußland darüber Klagen vernimmt, daß hier gewachsenes Getreide ins Ausland geht, oder daß die Produzenten den Handelsmann für einen Schmarotzer halten.

Nationalpatriotismus ist eine eigene Haut; man kann sie nicht ab- und anziehen. Es läßt sich wohl ein Pelz darüber ziehen, aber man findet darunter immer die natürliche Haut. Doch der Beruf kann viel umbilden. Napoleon I. war ein anti-französisch gesinnter Korse, und später wurde er ein Schöpfer französischer gloire.

Vor langen Jahren kam mir der Gedanke, die Vorſehung ruiniere die bedrohliche Uebermacht der Großmächte, indem ſie den Leitern derſelben die Leidenſchaft der Gleichmacherei einflößt; — in Religion, in Sprache u. ſ. w. Die Gleichartigkeit der Beziehungen macht die Gliederung der großen Körper unmöglich; Sandkörner ſind gleichartig, — aber ohne Arbeitsteilung. Kein Teil iſt für den andern notwendig oder dienlich. Es hört der feſte Zuſammenhang auf. Umwälzungen jeder Art finden loſes Material in Maſſe vor, — der Widerſtand wird abgeſchwächt und der Zufall tritt ein. So mit der römiſchen, ſo mit der ſpaniſchen Weltmacht.

In der Hauptſtadt beſchäftigt man ſich ausſchließlich mit uns Balten. Es klingt ſo, als wollte man uns ſchlimmer behandeln, als Sie es mit den Ratten zu thun vorhaben. Sie wollen auch ſie los werden, aber geben ihnen zu koſten, was ihnen wohl ſchmeckt. Uns gibt man, was ſchlecht ſchmeckt.

Aus einem Briefe an B. v. U.

Es kann ſich vieles ändern für die exiſtierenden Vereine, nur müſſen ſie die Thorheit nicht begehen, ſich aufzulöſen. Nur für die Toten gibt es auf Erden keine Hoffnung mehr.

Immediatgeſuche der Ritterſchaft ſind ein rauchfreies, nicht knallendes Pulver, das aber auch nicht losgeht, weder von ſelbſt, noch durch Zufall. Der Ritterſchaftshauptmann kann keinen beſſeren Gebrauch davon machen, als ſie in der Taſche herum zu tragen, die dadurch gewiß keinen Schaden nimmt.

Die deutſche Sprache ſoll nicht nur als Lehrmittel, ſondern auch als Lehrgegenſtand verdrängt werden. Es iſt klar, daß man die deutſche Sprache jeder Bedeutung für die Kultur entkleiden will, und ſich ſo ſtellen, als gäbe es im Lettiſchen und Eſthniſchen, ebenſo gut einen Kant, einen Goethe u. ſ. w. — Der Unſinn ſiegt, ſagt nach Schiller der ſterbende Talbot. Aber die Ueberlebenden ſagen, — nicht auf die Länge!

Sprachwechſel bedeutet Perſonalwechſel in einem großen Umfange. Kinder andern Geiſtes kommen an die Reihe.

Jedenfalls ist es eine arge Verblendung, die Sprachmeisterei an die Spitze zu stellen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Nihilisten das Russische gut verstanden und gesprochen haben, — was aber doch nicht behinderte, daß sie der Regierung und dem Reiche verderblich gewesen. Rußland bedarf nicht so sehr der Vermehrung des russisch sprechenden Personals, als der Vermehrung des unterrichteten, zuverlässigen und sittlichen Personals.

Aber es ist die Zeit gekommen, wo Rußland selbst an seiner Schwächung arbeitet, und seine Grenzländer herunterbringt.

Von grünen Blättern leben Raupen, von trockenen Papierblättern die Beamten; Papierraupen, die sich leider nie verpuppen und zu Schmetterlingen nicht entwickeln.

Der panslavistische Sturm wird so gewaltig, daß kein Anker mehr halten kann! Für Glück ist in solcher Lage eigentlich nicht mehr zu sorgen, sondern für Würde. Denn diese ist dienlich, ob es wieder zum Leben, oder ob es zum Sterben sich wendet.

Wie stehen unter dem Zeichen nicht so sehr der Reaktion, als der Stagnation; hat die frühere Regierung das Land mit Reformen überrieselt, so werden nun Dämme gebildet, hinter welchen sich stille Wasser oder zuweilen Sümpfe bilden können!

Wer bewirkt, daß an Stelle eines einfachen ein doppelter Grashalm wächst, hat sich um das Wohl der Menschen verdient gemacht, jedenfalls mehr, als unser Gouverneur, der statt einfache Papiere zu deutsch, Doppelpapiere zu russisch und deutsch, einzubürgern trachtet.

Im nächsten Jahre (1877), soll die Justizreform, so heißt es wieder, eingeführt werden. Es ist freilich mit den Beratungen der Justizreform gegangen, wie mit einer Menagerie, die oft hintereinander zum letztenmal gezeigt wird.

Die Auswüchſe des Patriotismus, der nicht in der Liebe zum Vaterlande, ſondern im Haß des Fremden Befriedigung findet, ſind unberechenbar.

„Die Emigration", ſo ſchreibt der berühmte Turgenjeff, „hat die guten Früchte nicht gebracht, die wir erwartet haben." Das iſt eine kaum beſtrittene Thatſache. Turgenjeff erklärt ſie durch die ſtörenden Einflüſſe gewiſſer Staatsmänner bei der Geſetzgebung, die der Sache abgeneigt waren. Mir ſcheint es vielmehr eine der unvermeidlichen Kriſen, wenn man eine ſo gewaltige Maſſe ein großes Stück vorwärts ſchieben will und muß. Auf akute Fälle war man gefaßt, aber es iſt ein chroniſches Leiden eingetreten von unabſehbarer Dauer.

Deutſchland verſucht es mit der Reaktion. Auch in der Handelspolitik macht ſich dieſe breit, aber ich geſtehe, daß ich auf ſeiten der Reaktion nur die heftigere Willensenergie, nie aber die beſſere Begründung und überlegene Intelligenz habe wahrnehmen können. Willensſtärke ohne Einſicht oder Willensſchwäche mit Einſicht, ein böſes Dilemma! Februar 1879.

Im Baltenlande verſteht man nicht, wie derſelbe Staatsmann, an der Spitze des kleinen Preußens kühner eintrat für die im Nyſtader Frieden garantierte Religionsfreiheit, als er es an der Spitze des großen Deutſchen Reichs gethan. Preußen bedurfte damals eines Reibepunktes, um auf andern Gebieten ſich freundliche Behandlung zu ſichern. Deutſchland dagegen opfert gern allen Zuſammenhang mit der altdeutſchen Baltenkolonie, wenn dafür Rußland der erlangten Einheit Deutſchlands nirgends entgegen zu wirken fortfährt; namentlich wenn es dem revanchelüſternen Frankreich keinen Beiſtand leiſtet. Baltenland wird gern geopfert auf dem Altar der Einheit Deutſchlands. Rußland ſoll dadurch, ſozuſagen, Selbſtintereſſe an Deutſchlands Einheit bekommen. Kommt die in Gefahr, ſo wird auf die Erfüllung des Nyſtader Friedens wieder gedrängt werden.

Vergeblich iſt die politiſche Thätigkeit ohne Macht hinter ſich und ohne Hoffnung vor ſich.

Zwiſchen dem Entſagen auf dominierenden Einfluß in Bulgarien, oder Krieg, ſcheint Rußland die Wahl geſtellt.

Von vielen Thorheiten wird der Jüngling zurückgehalten, weil er ſie nicht bezahlen kann, ſo auch das Reich.

Die Finanznot hat den Steuerkrebs in den Eingeweiden des Reichs hervorgerufen.

Türkenkrieg. Für die Regierung gibt es nur eine Entſchuldigung, den Erfolg. Fehlt dieſer, ſo ſtürzt alles; denn einen moraliſchen Halt gewährt in unſrer Zeit weder die Glaubenswildheit, noch der Raſſenhaß. Sie ſchwächen die Kriegskunſt und müſſen daher der Wiſſenſchaft gegenüber unterliegen.

Unſre Regierung kann noch nicht ſchlüſſig werden, ob ſie fortfahren ſoll, mit den Panſlaviſten unheilvoll zu ſein, zunächſt für die Ruſſen, dann für Europa, oder ob ſie vernünftig ſein darf.

Natürlich, wer unvernünftig begonnen, kann nur durch Inkonſequenz vernünftig werden, und Perſonen ebenſo wie Regierungen, halten es für weniger ſchimpflich, unvernünftig zu ſein, das arme ihnen anvertraute Volk zu plagen, — als inkonſequent zu ſein.

Die Vernunft bricht durch die panſlaviſtiſchen Wolken. Das iſt Schuwaloffs großes Verdienſt. Die Schande ſeine Irrungen gut zu machen iſt geringer, als die, ſie bis zu einer traurigen Kataſtrophe zu treiben.

Monarchen, die da glauben mit der parlamentariſchen Mehrheit alles zu haben und desgleichen Miniſter, zeigen der Welt von Zeit zu Zeit wie überraſchend ſchwach ihre Stütze iſt; ſo der Pöbelagitation gegenüber Guizot, ſo einem Militärputſch gegenüber Don Pedro.

Pascal ſagt: Für die menſchliche Geſellſchaft iſt es erforderlich, daß die Stärke und das Recht vereint ſind. Da man die Stärke nicht immer auf die Seite des Rechts zu verlegen im ſtande iſt, ſo muß man das Recht verlegen auf die Seite der Stärke! — Sehr

wohl; wenn aber die Stärke das Recht nicht hält, ſondern immer bricht, ſo zerſtört die Stärke das Recht. Geht aber das Recht unter, ſo hört auch für die Stärke die Stabilität auf.

Die Monarchie in ihrer Uebertreibung nähert ſich der Anarchie.

Politiſch haben wir es oft mit einer phyſiſchen Macht zu thun von elementarem Uebergewicht. Man kämpft nicht gegen feuerſpeiende Berge. Aber man wartet, bis ſie ausgeſpieen haben, und ſucht ſeine Habe zuſammen zu halten, und dann den fruchtbaren Boden zu nutzen.

Die moraliſchere evangeliſche Konfeſſion ſoll bedrückt werden. Aber moraliſche Befreiung von Prieſterwillkür und von Aberglauben, — die wird einſt den Sieg davontragen. Der rationelle Proteſtantismus iſt darin der Orthodoxie überlegen. Der orthodoxe Proteſtantismus iſt es nicht. Er iſt langweiliger und belehrt nicht viel mehr, als die brennenden Lichtchen, mechaniſch geſprochenen Formeln und der Tand in Koſtümen und Bildern.

Es iſt dahin gebracht worden, daß die Menſchen Moralpredigten nicht für nützlich halten. In Sittlichkeit glaubt jeder ſelbſt ſich gerecht ſein zu können, — im Glauben nur ſoll er Hilfe ſuchen!

Wäre die Kirche eine bloße Bekenntnisſache, wie wenig würde den Herren daran liegen, was Hans oder was Peter über die Dreieinigkeit denkt. Aber die Kirche iſt eine adminiſtrative Macht, die tiefer und feſter eingreift, als irgend eine weltliche Macht.

In England machen die Irländer Not. Von Amerika aus ſchaffen ſie Exploſionsſtoffe herbei, und haben in der Nähe des Parlamentshauſes mehr erſchütternde als ſchädliche Sprengungen zu Wege gebracht. . . . Die Erfindungen haben die Macht des Einzelnen oder der Vereine geſteigert, unverhältnismäßig zu der Verbreitung der Erkenntnis des moraliſch Gedeihlichen. Die Geſellſchaften haben nicht

die sittliche Kraft, von dem Zuwachs an Macht den rechten Gebrauch zu machen. Ist es nicht so gewesen, als die Schiffahrt erfunden wurde? Sie war lange ein Mittel des Seeraubs, bis es sich zeigte, daß der sichere Handel das bessere Geschäft sei. Nur durch prompte Repression und vielleicht durch Verantwortlichkeit von Gemeinschaften, ohne skrupulöse Beachtung des Einzelnen, lassen sich dergleichen soziale Verwilderungen bekämpfen.

Wir leiden, wie ich die Attentate auffasse, an einem schrecklichen Kampf mit einer eigentümlichen Leidenschaft. Wo lange Zeit eine unwiderstehliche Macht äußerlichen Gehorsam und wohlthätige Ordnung erhielt, gibt es einen Größenschwindel des Gegensatzes. Gegen eine solche Macht, gegen eine solche Ordnung sich aufzulehnen, wird von Wahnwitzigen für Heroismus gehalten. Vergebens forscht man, was doch das eigentliche Ziel und der Anlaß der Katastrophe ist. Es ist der ganz rücksichtslose und gedankenlose herostratische Wahnsinn.

Fanatiker lassen sich umbringen, aber nicht lenken.

Irische Frage.

Die Ermordung des Staatssekretärs von Irland, Cavendish, und des Unterstaatssekretärs Burke im Dubliner Park, darin der neu ernannte, eben eingetroffene Staatssekretär zur Abendstunde sich von seinem Kollegen spazieren führen ließ, von Menschen, die in einer Kutsche angefahren kamen, und nachdem sie ihre Opfer wohl nicht ohne heftigen Kampf, mit kalter Waffe zerfleischt hatten, unbelästigt haben verschwinden können, gibt zu ernsten Betrachtungen Anlaß. Achtung des Grundeigentums ist eine unerläßliche Vorbedingung der menschlichen gesellschaftlichen Existenz; — das Vermietungsrecht, zu den von Nachfrage und Angebot geregelten Preisen, ist wieder eine wesentliche Eigenschaft des Eigentums.

Die ergreifendste Erfahrung hat unser wohlwollender, grausam hingemordeter Kaiser Alexander II. der Welt geliefert. Umgarnt von den Doktrinen Miliutins, von den Unklarheiten der Grundbesitzer, die in der Mehrzahl stets die Freiheitsbeschränkung der Arbeitsbevölkerung für das vorteilhaftere Privilegium halten, und gern dafür von ihrem

Verfügungsrecht über den Boden etwas opfern, ist man von dem obersten Grundsatz: frei Land, frei Arbeit, bei der russischen Emanzipation abgewichen. Mein System war es nie, ich erwartete aber, daß man auf einem Umwege bald wieder in das rechte Geleise würde gedrängt werden, und wenn ich auch nie aufgehört habe, der Großfürstin Helene zu wiederholen, ohne Freizügigkeit keine rechte Emanzipation, so beruhigte ich mich mit falschen Hoffnungen. Die haben sich nicht erfüllt. Das Seelenland ist der Klotz geworden, daran die Leibeigenen geschmiedet, zu Galeerenarbeitern geworden sind, und die Landämter sind unter dem Schein von Selbstverwaltung, zu Steuerpressen geworden, vor denen sich die angeblich von Freiheit beglückten Menschen, im Gouvernement Wjätka z. B., in die Schlupfwinkel der Wildnis flüchten. Der Kaiser hatte es anders gemeint. Er ist ein Opfer des Irrtums geworden. — Nun endlich kommt der unselig beredte Gladstone und überredet das englische Parlament, die irländischen Pächter durch eine normierte, fair rent, wie es hieß, zu langer glücklicher Ruhe zu bringen. No rent! lautet der Widerhall der irländischen Agitatoren und statt die einzige richtige Antwort no rent, no farm, zu geben, werden Erlasse der Pachtrückstände und andre Vorteile für den Pächter, als Beschwichtigungsmittel in Aussicht genommen. Böswillige Pachtverweigerung hätte als Verbrechen besonderer Art Gegenstand einer Bill werden sollen. Solche Pächter hätte man nach Wildnissen in Australien deportieren müssen, wo sie ja ihren idealen Zustand eher verwirklichen könnten, soweit es zu individuellem Grundbesitz noch nicht gekommen ist. — Endlich, hatte es mit den Unruhen der Gracchen nicht eine ähnliche Bewandtnis? — Qui ronge le droit du propriétaire, fait saigner, kann man mit mehr Recht sagen, als den Spruch: qui mange du pape, en meurt.

Attentat Nobilings.

Terrorismus oder Aberglauben hemmten gewiß in früherer Zeit die hochverräterische Mordlust. Man bringt diese Mittel nicht mehr zurück. In Preußen war die persönliche Minoritätsregierung von Bismarck von Meuchelmord vielfach bedroht, bis sie sich als eine großartige entfaltete. Man kann mit Minoritäten ein persönliches Regiment halten, aber nur so lange man große Politik treibt.

Mittel gegen eine Bosheit, die Selbstvernichtung gar nicht scheut, gibt es nicht auf dem Strafgebiet. Das Objekt der Bosheit kann aber unerreichbar gemacht werden. Majoritäten können auch mit kleiner Politik regieren. Minoritäten oder einzelne Persönlichkeiten nur durch häufige und großartige Erfolge.

Gegenüber der Maſſenbeteiligung an der Kritik aller Staatshandlungen iſt das perſönliche Regiment der Boden der Attentate. Dumme und zur Exaltation, aus Schwärmerei oder Eitelkeit geneigte Individuen, werden nie fehlen. Nur zwei Mittel gibt es dagegen, Majoritätsregierung und Schandſtrafen. Die Todesſtrafe behält etwas Pathetiſches an ſich. Sie greift in ein Myſterium. Auspeitſchen, — — Arbeit in Ekelgewerben, — Zellengefängnis, — wären vielleicht zu kombinieren.

Wie iſt dieſen denkbarſt frechen Angriffen auf Staat und Menſchheit von ſeiten einzelner zu begegnen? Man denke an die vielen Attentate neuerer Zeit. Es tritt hier die ſelbſtloſe Bosheit in ihrer Entſetzlichkeit hervor. Präventive oder abſchreckende Geſetze beziehen ſich auf das Selbſtintereſſe. Eine Bosheit, die opferluſtig iſt, kann nur durch die Gemeinſchaft und zwar im Entſtehen zurückgedrängt werden.

So lange in der Gemeinſchaft das Anſehen der kaiſerlichen Würde, die Achtung des Greiſenalters, die Dankbarkeit der Nation für den hochherzigen Mann, der ihr die nationale Einheit verkörpert, ausnahmslos waltete, — ſo lange in keinem Kreiſe ein Wort dagegen gelitten wurde, waren ſolche Attentate unmöglich.

Die Ehrfurcht läßt ſich nicht wieder bringen. Neue Prinzipien müſſen an die Stelle treten. Eine Majorität, das iſt einleuchtend, läßt ſich von einem Einzelnen nicht durch Meuchelmord beſeitigen. Die Majorität muß an Stelle der Perſon treten.

Politiſcher Enthuſiasmus.

Gehe ich durch, wofür man in meiner Erinnerung begeiſtert geweſen iſt, ſo müßte man in der Politik die Begeiſterung *oft* für ein böſes Vorzeichen halten. Philhelleniſche Begeiſterung, — bisher iſt es oft recht traurig damit gegangen. Kapodiſtrias ermordet — König Otto vertrieben. Aber mag ſein, daß es viel langſamer zwar als erwartet wurde, aber doch nicht ſchlecht geht. Das Griechenvolk iſt tückiſch, zu Aberglauben geneigt und daher kirchlich verdummt; ſchlau, unredlich; — es iſt aber begabt und keuſch im Familienleben, es könnte ſich ſchließlich ziviliſieren und etwas leiſten.

Die Begeiſterung für die Polenaufſtände, die ſo lange im Weſten Europas allgemein war, hat in dem halben Jahrhundert ſehr abgenommen. Gutes hat ſie nicht gebracht.

Kläglich ſcheiterte die Begeiſterung mit der die Reden vernommen wurden, die König Friedrich Wilhelm IV. bei ſeinem Regierungsantritt hielt. Ich war als junger Mann in Charkow und beſinne mich mit welchem Enthuſiasmus ſelbſt der alte Golowkin, ein Staatsdiener aus den Zeiten Katharinas und Pauls, von dieſem jungen Könige ſprach. Er erwies ſich als ein untüchtiger Schöngeiſt und ſchwächlicher Schwärmer in Religion und Altertümeleien.

Was iſt aus der Begeiſterung geworden für die Julirevolution und deren große Redner? Traurig wurde Louis Philippe verjagt, und Lamartine entzückte mit ſeinen Phraſen nur kurze Zeit.

Was iſt aus der Begeiſterung geworden, mit der die Aufhebung der Leibeigenſchaft durch unſern Kaiſer in der ganzen Welt begrüßt wurde? — Sie hat Fiasko gemacht in den Augen ihrer Urheber, und der Kaiſer iſt elendlich ermordet worden.

Die Begeiſterung für die deutſche Einheit im Jahre 1848 leiſtete nichts. Mit Eiſen und Blut mußte ſie begründet werden, wie Bismarck ſagte und auch that.

Verwaltungswiſſenſchaft, Finanzwiſſenſchaft, legislatoriſches Genie und Juriſterei, Kriegswiſſenſchaft und Kunſt in allen dieſen Fächern, deren bedarf es, um in Politik etwas zu leiſten. Das ſind aber trockene, ernſte, harte Beſchäftigungen. Mit ſchöngeiſtigen Betrachtungen und hinreißenden, intereſſanten Reden werden ſie nicht beſtritten! Mißtraue daher in Politik aller Begeiſterung!

Naturwiſſenſchaft.

Wirft man einen Blick auf die politiſchen und ſozialen Verhältniſſe, ſo findet man, daß es in allen Schichten unruhig gärt. Die Naturwiſſenſchaften jedoch und die ſich daran knüpfenden Erfindungen, ſind wie ein herrlicher ruhiger Strom, der zwiſchen allen dieſen Wirren, ohne Ablenkung und ungehemmt, weiter und ins Weite zieht. Chemie lehrt die organiſchen Produkte durch Syntheſe bilden (Indigo) und eröffnet den Blick in die Molekularſtrukturen. Phyſik lehrt mittels der Spektralanalyſe unſre Stellung im Weltgebäude beſſer beurteilen; — Telephonie erweitert den Raum des ſprachlichen Verkehrs; — die Geheimniſſe der Schöpfung treten mit wachſender Klarheit aus der Fülle

der urweltlichen Ueberreſte hervor, — und die Entwickelungsgeſchichte lehrt uns die ſubſtanzielle Fortdauer der Individuen auf Erden. — Ich habe bei Reval die aufgeſtellten Gletſcherblöcke der kleinen Wismar-Baſtion kennen gelernt, — den Sorex pygmaeus in Raikül entdeckt, — den ſubdiöziſchen Blütenſtand von Pinus silvestris bemerkt.

Die Bienenzellen, welche die Aufgabe löſen, mit minimalem Material maximale Hohlräume herzuſtellen, eine Aufgabe, die mit höherer Mathematik ſich löſen läßt, waren ein Angeſtauntes. Hier ſchien es offenbar, daß der Schöpfer ſeinen das Tier und den Menſchen unendlich überragenden Geiſt fixiert hatte, und die Biene bewußtlos oder inſtinktmäßig vollführte, was der Schöpfer ihrer Struktur einzuwirken beſchloſſen hatte. Jetzt erweiſt Herr Müllenhoff, daß eine Doppelſchicht von Seifenblaſen einander durch Preſſion genähert, genau dieſelben Zellen liefert. Den Seifenblaſen ſchreibt man doch keinen Inſtinkt zu, ſondern die phyſikaliſchen Geſetze machen den Inſtinkt zu einer Seifenblaſe! In dieſem Falle wenigſtens. Die Preſſung der Bienenköpfe an beiden Seiten der Wand, welche den Boden der Wabe bilden, bewirken das Ganze nach phyſikaliſchen Geſetzen und die übrige Leibesbeſchaffenheit bedingt die prismatiſchen Zellen. Immer vorwärts geht es mit der Entgötterung der Natur.

— — — — — — — — — — — — — —

Es iſt ein Wettwerben um die Erweiterung unſrer Kenntniſſe eingetreten, die faſt nie andre, als vielſtimmige Entdeckungen zulaſſen.

Organismus.

Harmoniſcher Mechanismus wird mißbräuchlich Organismus genannt. Nur was ſeinesgleichen ſelbſt erzeugt und in höherem Sinne, was aus zweierlei Geſchlecht ſich wiedererzeugt, verdient Organismus zu heißen. Der Staat iſt kein Organismus, weil er nicht ſich reproduziert, nicht durch Männchen und Weibchen zuſammen gezeugt wird. Endloſe Spielerei wird aber mit dem fälſchlich ſo genannten Organismus getrieben.

Kosmiſches.

In den Naturwiſſenſchaften haben mich angeregt die fortgeſetzten Beobachtungen über die ſäkularen Veränderungen in der Lage der magnetiſchen Kräfte des Erdkörpers. Weder aus Doppelpolen, noch aus ſolaren Einwirkungen laſſen ſie ſich recht erklären. Es muß in

dem Erdinnern viel lebendiger hergehen, als wir es uns vorgeſtellt haben. — Andererſeits haben die Amerikaner bei Gelegenheit der letzten Sonnenfinſternis nicht nur vermeintliche Planeten, einen oder zwei, innerhalb der Merkurbahn entdeckt, was noch zu beſtätigen — ſondern die großen Veränderungen, die auf der Sonne ſich zutragen, feſtgeſtellt. Lyell mag recht haben, nur gegenwärtige Kräfte zur Erklärung in der Geognoſie zu verwenden; aber die ſubterranen und ſolaren Kräfte kennen wir noch zu wenig. Zu unbefriedigend iſt erklärt, warum die Gebirge von Kräften zuſammengeſchoben ſind, die in ganz andern Richtungen, als in denen der Schwerkraft gewirkt haben. Zu unerklärlich iſt die einzige und vergängliche Eiszeit.

Ich präpariere die Schädel der beiden Spitzmäuſe und finde, daß dieſe Tierchen zehn Gaumenfalten haben. Die drittletzte Falte gewährt ein Artkennzeichen. Sie verläuft bei pygmaeus ziemlich ununterbrochen in einen hinterwärts konveren Bogen, bei S. vulgaris iſt ſie deutlich von Geſtalt einer Armbruſt, mitten mit einem kleinen Winkel. Der Unterkiefer mit drei hinteren Fortſätzen, der unterſte Fortſatz iſt bei pygmaeus wie eine Nadel ziemlich gerade, — bei vulgaris gebogen, an der Baſis kräftiger. Was nützen neue Kennzeichen? Erſtlich beſtätigen ſie die Artunterſcheidung, zweitens ſind es Stufen zur Beurteilung etwaiger Abſtammung, — drittens helfen ſie Foſſile erkennen.

Art iſt jedes letzte Glied in dem alle irdiſchen Lebeweſen umfaſſenden Syſtem disjunktiver Begriffe.

Welch reichlichen Gebrauch macht man von teleologiſchen Betrachtungen, ſeitdem der Darwinismus ſich verbreitet hat. Erſt ſeitdem die Zweckmäßigkeit als mechaniſche und fatale Folge des Daſeins angeſehen wird, hat man wieder Mut bekommen, viel von ihr zu ſprechen.

Seit lange empfinde ich, wie die Achtung und Liebe, die man zu den Forſchern auf Gebieten empfindet, die man ſelbſt aus innerem Berufe pflegt, alle nationalen Gegenſätze abſtreift; frei von dieſen Gegenſätzen ſich auf Augenblicke ganz und gar zu fühlen, iſt eine wohlthuende, ergreifende, edle Empfindung. In den Naturwiſſenſchaften iſt ſie, meiner Meinung nach, näher liegend, als in den Geiſteswiſſenſchaften engeren Sinnes.

Die äſthetiſche Teilnahme an dem Erhabenen in der Natur iſt anders, als die wiſſenſchaftliche Einzelforſchung in den Naturobjekten. Da aber die äſthetiſche Teilnahme nicht viel Zeit bedarf und ausfüllt, ſo kann der Naturforſcher es länger mit dem Naturgenuß halten.

Die naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe haben ſich in überraſchender Weiſe durch die populariſierenden Bücher und Zeitſchriften verbreitet, — die naturwiſſenſchaftlichen Methoden aber merkwürdig wenig. Daher bleiben Familien, die auf der Höhe der Bildung zu ſtehen ſcheinen, doch dem Aberglauben und der Charlatanerie zugänglich wie im Mittelalter.

Landwirtſchaft.

Es liegt in der direkten Landwirtſchaft ein Element, das ernſte Thatkraft und Pflichtgefühl ſtärken kann, aber auch eine verbauernde, dem reicheren Leben unzuträgliche Feſſel.

Ich bleibe der Anſicht, daß es eine Zeitkrankheit iſt, wenn dem kleinen Eigentum ſo exkluſiv der Vorzug gegeben wird vor einem gut geregelten und eingelebten Zeitpachtverhältnis. Das Kapital, das ſich mit einer ſehr geringen Rente begnügen muß, kann der kleine Mann beſſer verwerten, wenn es mobil bleibt.

Auch in der Landwirtſchaft heißt es: Es muß in der Wirtſchaft wachſen und werden, ohne Neuerung hört das Intereſſe auf.

Auf und ab geht es mit den Gefühlen, auch in der Landwirtſchaft, und deshalb iſt ſie nicht ſo einförmig, wie ſie aus der Ferne erſcheinen mag. Etwas innere Bewegung muß ja der Menſch verſpüren, um ſeines Lebens ſicher zu ſein und um ſich zu freuen.

Es iſt eine eigene Sache mit dem Fortſchritt. Es muß durch verfrühte Anwendung von ziviliſatoriſchen Ackerwerkzeugen das Bedürfnis geweckt werden, — oder man hat zu warten ohne Ende. So mag es auch mit der ſogenannten Reife der Schüler und Völker gehen. Da heißt es, der Schüler weiß genug für die höhere Klaſſe oder für die Univerſität, aber ſein Charakter iſt nicht feſt! Thorheit! Durch Zurückhalten auf niederen Stufen wird die Charakterbildung gehemmt. Und iſt es nicht mit den Völkern ebenſo? Um ſich zu beteiligen an der Regierung, dazu ſind ſie unreif, zugeſtanden! Aber wenn ſie ſich nicht beteiligen, reifen ſie nicht; ja, aus Mangel an Uebung werden ſie unreifer als ſie es im Naturſtande waren!

Heute begann das Beifutter von Kartoffeln für Maſtrinder, ſchon mit Zuſatz von Erbſen und Oelkuchenmehl. Es zeigen ſich dabei Erſcheinungen, die auf ein langes Gedächtnis des Rindes beſtimmt hinweiſen. Die Stammherde, die im vorigen Winter Kartoffeln bekam, frißt ſie mit größter Gier, mit Ausnahme eines einzigen Stieres und zwar des Rautenburger, aus Preußen importierten, der in ſeinem Leben gewiß keine Kartoffeln gefreſſen hat. Unter den Maſtrindern freſſen die hier eingelebten Kühe und früheren Arbeitsochſen, die im vorigen Jahre ſchon Kartoffeln erhalten haben, auch am erſten Tage ganz gern, trotz der Beſtreuung mit dem vielleicht ungewohnten Mehlgemiſch, — die gekauften Maſtochſen, denen die Kartoffeln ungewohnt ſind, verhalten ſich meiſt nicht willig bei dieſem Futter. Der Rautenburger Stier, der mit Oelkuchen früher wahrſcheinlich traktiert worden, — frißt die Kartoffeln, ſobald Oelkuchen hinzukommen. Es hat das Gedächtnis alſo an der vorjährigen Winterfütterung nachgewirkt. Iſt ſolchen Thatſachen gegenüber haltbar, das Gedächtnis in die Seele zu verlegen? Iſt es nicht vielmehr wahrſcheinlich, daß Empfindungen in gewiſſen Molekülen des Leibes (in Teilen von Nervenſubſtanz) Aenderungen ſehr andauernder Natur hervorbringen, ſo daß die wiederkehrende Empfindung an dieſer bereits beſtehenden Aenderung ſich leichter anknüpft, als wo dieſe entſprechende Aenderung fehlt? Man hat die Wahl, zu behaupten, daß die Empfindungen bleibende Spuren hinterlaſſen in dem unbewußten Seelenſein der Ochſen, wobei dieſe immaterielle Ochſenſeele nicht materiell gefaßt werden ſoll, und ſchwerlich realiſiert kann vorgeſtellt werden, — oder zu bekennen, daß nur das im Gedächtnis iſt, was materiell in der Nervenſubſtanz fortbeſteht, — ſei es für jeden beſonderen Eindruck, als eine eigenartige

Bebung, die ſich in einzelnen Zellen feſtſetzt, ſei es als eine beſondere Lagerung der Teilchen in der Zelle. Die Zelle wird von dem Eindruck beſetzt gehalten, und der Eindruck wird von der Zelle abſorbiert. Aus dem Zellenzuſtand kann der Eindruck immer wieder in das Zentrum der Wahrnehmung (in den Brennpunkt des Nervenlebens) treten und ſo zur Beſinnung kommen.

Unter 80 Ochſen gibt es jedoch zwei, die Kartoffeln mit Oelkuchen nicht vertragen oder nicht recht mögen. Der eine von ihnen wird aufgebeſſert mit Hafer; — der andre bleibt ziemlich bei Heu und frißt ein wenig auch die Kartoffeln. Individualiſieren! unbequem, aber überall naturgemäß.

Le maréchal Bugeaud, d'après sa correspondance intime et des documents intimes, par le comte H. d'Ideville I. Paris. Firmin Didot, muß recht leſenswert ſein, und wiederum beweiſen, wie ſehr die Ausübung der Landwirtſchaft zur Staatsadminiſtration die rechte Vorſchule bildet.

Die Koloniſationsverſuche in Algier mißlangen, ſolange man nicht eine hohe Garantie von den Koloniſten ſich einzahlen ließ. Der Staat, da mögen die Katheder-ſozialiſten ſagen, was ſie wollen, iſt dazu nicht zu brauchen, die Aecker geduldig zu bewirtſchaften; das iſt eine der individuellſten Aufgaben.

Pädagogik.

In der Rundſchau: Du Bois-Reymonds gedankenreichen Aufſatz „Kulturgeſchichte und Naturwiſſenſchaft" geleſen. Es regt ſich die Empfindung, daß das deutſche Gymnaſialideal unſrer Zeit nicht entſpricht. Vergebens gibt man den Schülern immere größere Doſen von Latein und Griechiſch, nur um ſo weniger behalten ſie bei ſich, um ſo lebhafter wird ihr Ekel. Die Zeit verlangt eine Erziehung und einen Unterricht, ganz auf naturwiſſenſchaftlicher Baſis. Das iſt der Grund, auf dem eine neue Vegetation erzeugt werden ſoll, frei von

ſo vielem tollen Aberglauben, den wir bis ans Lebensende in uns nicht mehr bändigen können. Auf die Natur muß das Geſunde und Moraliſche gegründet werden, und das Schöne auf die ewige Natur.

Die Schule ſollte mehr und mehr realiſtiſch werden. Iſt es möglich, ſo mag nebenher der Geſchmack für das Schöne, für Sprache und Dichtung gepflegt werden. So verlangt es das Leben, um nicht jeden Schmuckes beraubt, zu vergehen. Jedoch ſollte das Fundament realiſtiſch, d. h. mathematiſch und naturwiſſenſchaftlich ſein.

Die Pädagogik ſollte auf Geiſteswiſſenſchaft gegründet und eine ſittliche Kunſt ſein; aber das gilt vielleicht zwiſchen Eltern und Kindern; übrigens muß ſie ein Gewerbe bleiben und der Nahrung nachgehen, und auch politiſch dreſſieren. — Man hat zu wenig die Manieren geachtet. Es iſt einigen Menſchen gegeben, durch freundliches Wohlwollen oder Dienſtwilligkeit den Erziehungsmangel auszugleichen, nicht allen. Auch iſt es nicht leicht die Grenzen einzuhalten. — Man ſoll nicht ſchmeicheln, aber wo man z. B. in Damengeſellſchaft kommt, aufmerken, und ſchnell die Gelegenheiten zu kleinen Dienſtleiſtungen ergreifen, — die Toiletten ſoll man ſchön finden und rühmen, über die Schönheit der Perſonen ſoll man ſchweigen. Rückſichtsvoll ſein in Viſiten; ſchweigen und nichtsſagendes Geſpräch unter Umſtänden verſtehen; keine Selbſtgefälligkeit oder Eitelkeit zeigen; — in Briefen prompt antworten, verbindlich, niemals dozierend; — man ſoll nie vergeſſen, daß die geſchriebene Kritik kränkt, mehr als die geſprochene; — unangenehme Mitteilungen, wenn es auch ſchwer wird, ſoll man, wo möglich, nur mündlich machen oder empfangen. Einige Zuverſicht in den Bewegungen, im Hinein- und Hinausgehen und in den Verbeugungen, in dem Darreichen und Entgegennehmen, ja, das müßte ein Zermonienmeiſter in unſern gelehrten Schulen übernehmen. Unſre liebe Jugend verliert doch immer mehr die äußere Würde und den Anſtand; wie ein Rudel Hunde ſtürzen ſie ſich durch die Straßen.

Die Jugend würde beſſer gedeihen, wenn ſie ihre Erzieher ſtets neben ſich hätte, denen ſie ihr Herz mit vollem Vertrauen eröffnen könnte. In der Welt gibt es aber mehr Zöglinge als Erzieher. Beſonders verwaiſt iſt der Student der deutſchen und ruſſiſchen Univerſitäten. Zu der Zeit, wo es in ihm am tollſten gärt, iſt niemand bei ihm, der ihn leitete und liebte, und er lebt am entfernteſten aller

geregelten, aller nützlichen Thätigkeit. Als Schüler hat er von täglichem Beruf erfüllte Zeit, und die Feiertage ſind eine erfriſchende Erholung. Als Beamter oder Gewerbsmann hat er für ſeine Exiſtenz und für den Nutzen andrer ernſtlich zu ſorgen. Als Student, je mehr Fähigkeiten, um ſo mehr muß er den Druck empfinden, daß ſeine Zeit zu nichts Rechtem nötig iſt; ſeine Kräfte dienen bloß zur Erzeugung des Leerheitsgefühls, des Weltſchmerzes. Jeder Unſinn, jede Schwiete, jeder wilde Streich iſt gut genug, um ihm anziehend zu erſcheinen. Sich ſelbſt überlaſſen, betreibt er das Studium der Wiſſenſchaft, die im glücklichſten Falle ihn begeiſtert, in der verkehrteſten Weiſe. Was glaubt er nicht alles wiſſen zu müſſen und erlernen zu können? Wie ganz anders wäre es, wenn ein ſolcher als Jünger oder Geſelle an der Arbeit eines Meiſters teil hätte, der dafür ſeine Studien dirigierte. Wie viele gehen irre und zu Grunde, weil ſie aus der Schulzeit geſchleudert werden in den Ozean der Sinnenlüſte, ohne Richtung und Ziel. Sich austoben! heißt es dann; aber wenn es einigen nicht ſchadet, der Menſch hält viel aus; — beſſer wäre es für alle, wenn ihre Jugendkräfte, ſtets zum Guten, Edleren, Geſchmackvollen und Nützlichen angeleitet, die Ausſchreitungen und Vergeudungen nie gekannt hätten. Warum iſt den Menſchen die Kindheit ſo lieb? Sie wiſſen, was ſie zu thun haben in dieſer Zeit, und können es leiſten. Die Gewohnheit, niemals müßig zu ſein, kann zur Natur werden, ebenſo wie das Lungern des unbeſchäftigten Studenten. Ein Dienſtpferd läßt man nie ins Toben verfallen; denn die Recidive iſt wahrſcheinlicher als das erſte Mal die Ausſchreitung geweſen. Der Student kann lernen: ſaufen, den cyniſchen Venusdienſt, das gewiſſenloſe Schuldenmachen und Verpraſſen des Vermögens, das die Angehörigen vielleicht in Not und Arbeit erſparten. Wie ſoll das ihn gut und glücklich fürs Leben machen!

Ich bin überzeugt, es wird eine Zeit kommen, wo es anders werden wird. Der Militärdienſt kennt nicht alle dieſe Uebelſtände, obgleich auch er in Deutſchland oft eine Periode größter Frivolität durchmacht. Das Tutorſyſtem Englands iſt vielleicht ein Keim, der ſich einſt zu einem ſchützenden Baum entfalten könnte!

Nichts iſt verfehlter, als die Lehre vom Austoben. An Pferden, aber auch an Vieh nehme ich wahr, daß es, wenn es in früher Jugend brutal gebändigt und erſt wild gemacht wurde, Jahre hindurch den Kampf fortſetzt.

Ob die Erziehung logiſcher macht? Die Nachkommen könnten profitieren, denn das Nervenſyſtem vererbt ſich mit einem Teil der erworbenen Eigenſchaften.

Auch darin ſind die Affen den Menſchen vergleichbar, daß ſie der Beſchäftigung, die nie ermattet, bedürfen, um nicht in wilder Launenhaftigkeit und in Luſttrieben zu verwildern und ſchnell unterzugehen. Den gewöhnlich ganz unbändigen Mandrill erzog Brockmann zu einem munteren, geſitteten Tier, indem er ihn arbeiten lehrte und ihm keinen Müßiggang geſtattete. Pſychologie der Affen, — das wäre eine Aufgabe für einen Philoſophen, der aber die Welt bereiſen müßte.

Unterrichten mit der wahren Lebendigkeit und Weihe kann man nur in ſeiner Denk- und Hausſprache. Unſre Lehrer müſſen weichen, wenn im Ernſt die ruſſiſche Unterrichtsſprache verlangt wird. Was wir an Lehrern mit ruſſiſcher Denkſprache beſchaffen könnten, iſt nach den Erfahrungen, die ich als Kurator gemacht, jämmerlich, und ſo oft betrunken, daß ich ſchon auf den Gedanken geriet, daß die Ausſprache des Ruſſiſchen mehr Durſt erregt als andre Sprachen.

Um die Elemente einer Wiſſenſchaft gut zu überliefern, muß man ſelbſt ein Meiſter in derſelben ſein.

Nur Altersgenoſſen verſtehen ſich. Aufwachſen nur unter Alten, treibt, aber entfaltet nicht.

Wir geben unſern Kindern oft eine Erziehung im Mißverhältnis zu der Erbſchaft, die ſie zu gewärtigen haben. Beſſer, man irrt nach der andern Seite; — man erzieht beſſer auf Erwerb.

Wie verbringt ihr die Mußeſtunden? — die Antwort entſcheidet über den Grad der allgemeinen Bildung.

Die deutſche Burſchikoſität iſt eine für das ſpätere Leben nicht unſchädliche Verirrung. Ob Trojaner, ob Griech', ich zermahle ohn' Unterſcheiden. Pascal unterſchied: l'esprit droit des Mathematikers von dem esprit fin. Aber der Burſche hat l'esprit gros! oder die Plumpheit ſcheint ihm die geſunde Geiſteskraft. Die feineren Unterſuchungen verwirren den Plumpen nicht, — er huſcht über alles Tiefere hinweg und es fehlt ihm die Logik. Er operiert mit wenigen ihm angeflogenen Vorſtellungen und verſteht nichts von der Geiſtesarbeit des eigentlichen Forſchers. Burſchikoſität iſt eine germaniſche Verirrung, macht ſtumpf und geſchmacklos. Viel beſſer, wenn der Student zu einem ſauberen, maßvollen, männlichen Fleiß von Hauſe aus angeleitet werden kann.

Geſtern in der Revue d. d. Mondes, von dem 15. Juli geleſen: Alfr. Fouillée: L'Organisation morale et sociale de l'enseignement I. Humanités Scientifiques. Von den Körperwiſſenſchaften*), wie ich dieſe „sciences" nenne, will er im Sekundärunterricht nur Mathematik und Phyſik belaſſen. Er hat von der Bedeutung der ſyſtematiſchen Naturwiſſenſchaften keine Ahnung. Um in kurzem anzudeuten, ſei hier bemerkt, daß dieſer Unterricht in den Gymnaſien beſtehen ſollte in dem Selbſtbeſtimmen. Mit Sicherheit leitet da nur das disjunktive Urteil. Ein logiſches Verfahren wird hier geübt, wie bei keinem andern Fach des Unterrichts, Genauigkeit des Ausdrucks und das Verſtändnis der Worte ohne ſubjektive Trübung; es enthüllt dem Geiſte ein Syſtem, darin die ungeheure Mannigfaltigkeit aller Organismen einen feſten Platz einnimmt; die Schöpfung hört auf, als eine Sammlung von realiſierten Einfällen zu erſcheinen; dem Menſchen wird die ihm ſtets zur Hand liegende Natur eine unerſchöpfliche Quelle von Beſchäftigung edler Art, — d. h. nicht voll Begehrlichkeiten. — Beſteht die Bildung in der Gabe, ſeine Mußeſtunden in uneigennütziger Weiſe zu verwenden, zu eigenem und der Mitmenſchen Vergnügen, zu Beziehungen mit andern Geiſtesgenoſſen, was dient dazu beſſer, als das Sammeln von Naturalien? Genauigkeit der Sprache, der Beobachtung, das Subſumieren und Differenzieren, Erkenntnis der Außenwelt, nicht wie man ſie will, ſondern wie ſie

*) Mein Vater unterſchied Körper- und Geiſteswiſſenſchaften. Erſtere befaſſen ſich mit der Beſchaffenheit von Körpern und Körpergeſtalten, wie Naturwiſſenſchaft und Mathematik, letztere mit den Denkgeſetzen (Philoſophie), oder den Wirkungen des Menſchengeiſtes, z. B. in der Geſchichte.

iſt; — Quelle der genußreichen Beſchäftigung und des fröhlichen Verkehrs; — und ſo manches andre, das hat A. Fouillée nicht in Betracht gezogen.

Wie ſoll man Strickſtrumpf im Latein ſagen? tibiale acu textum und griechiſch cheliocnemis, von χηλόω oder χηλεύω wird χηλευτός oder χηλινός gebildet. Philologie.

Soll ich Rat erteilen in Bezug auf den häuslichen Unterricht der Knaben, ſo ſage ich: weg mit all den Fächern, wo der Lehrer beſtändig in den Schüler hineinredet, bis ſie ſich gegenſeitig zur Laſt ſind ... Sprechen, leſen, ſchreiben, rechnen, — das wird der Menſch ſein Lebenlang brauchen, — das muß auch dem Schüler zumeiſt eingeübt werden, durch Selbſtthätigkeit, nicht durch Vorthun. Nun aber ſpezieller:

Die alten Sprachen beginnen mit ſtrikter Formenlehre, aber ſobald nur möglich, mögen die Knaben einen klaſſiſchen Schriftſteller vornehmen. Da quälen ſie ſich durch, indem ſie ſich vorher präparieren, im Lexikon die Vokabeln aufſchlagen, den Sinn des Satzes herauszubringen ſuchen, und die Vokabeln zur Stunde (nicht zum Herſagen), ſondern zu eigenem Gebrauch auswendig lernen. In der Stunde geht es dann an die Ueberſetzung mündlich; der Lehrer läßt konſtruieren, die Formen analyſieren, und erklärt die Syntax beiläufig; iſt das Penſum durchgeackert, ſo wird der Schüler aufgefordert, es nochmals laut und fließend vorzuleſen und mit richtiger Accentuation und ſo viel Ausdruck, daß der Lehrer durchhören kann, ob der Schüler den Sinn durchweg ſich vergegenwärtigt hat.

Wegen der Betonung iſt es wohl wünſchenswert, neben einem leichten und korrekten Proſaiker, einen leichten Dichter vorzunehmen.

Direktor Köhler*) ſagt mir von einer Schulausgabe des Cornelius, die von allen Unkorrektheiten bereinigt iſt. Die eignet ſich wahrſcheinlich. Zwei Stunden in der Woche. Eine ſolche vita kann der Schüler in einem Strich durchleſen; — zwei Stunden Grammatik! — Ovids Metamorphoſen oder Virgil, oder erſt Phaedri fabulae! — Das Lateinſchreiben kann ſich beſchränken auf die Paradigmen in der Grammatik.

---

*) Langjähriger Direktor der Domſchule in Reval, die nach faſt 600jährigem Beſtehen infolge der Einführung der ruſſiſchen Unterrichtsſprache geſchloſſen wurde.

Griechiſch ebenſo. Xenophons Cyropädie und Homer: erſte Lektüren.

Die beiden klaſſiſchen Sprachen können alſo zwölf Stunden wöchentlich beanſpruchen und ebenſoviel zum einſamen Präparieren erfordern. Nehmen wir noch zwei Stunden Arithmetik und Algebra, — zwei Stunden Geometrie, — ohne Vorbereitungen, ſo gibt es ſchon ſechzehn Stunden.

Der Reſt iſt kameradſchaftliche Beſchäftigung mit deutſcher Litteratur, Geſchichte, Geographie. Religionsunterricht von ganz zweifelhaftem Werte. Kirchengeſchichte, das wäre vielleicht das Nützlichſte.

Statt nun in dieſer Weiſe den Unterricht anzugreifen, bildet ſich mancher Privatlehrer ein, er ſolle dem Schüler gegenüber dasjenige Spezialwiſſen bekunden, das ein ganzes Gymnaſialperſonal ſcheinbar in ſich trägt. Es lebt dann ein ſolcher Lehrer in der Angſt, die ſcheinbaren Lücken ſeines Wiſſens würden entdeckt werden! Die Lernſchande macht ihn dann zum Wiſſensheuchler.

Gut iſt es, daß der Deutſche Kaiſer ſo viel in Kaſſel gelernt hat, um dem Götzendienſt von toter Gelehrſamkeit mit begründeter Ueberzeugung entgegentreten zu können. Eines finde ich noch nicht gehörig betont. Tote Sprachen brauchen keine tötenden zu ſein. Sie können dem Leben näher gebracht werden, ſolange der Lehrer nicht ſelbſt ein getöteter iſt. Das bißchen Homer und Plato, das mein Sohn mit mir geleſen hat, war lebendiger, bilde ich mir ein, und hat ihn mehr gefördert, als was der kenntnisreiche K. als Gagelöhner abarbeitete.

Fr. von Löher ſagt: „Wie köſtlich erfriſcht uns ein Trunk aus der reinen Quelle griechiſchen Altertums", — darauf ſehe man ſich die Primaner der Gymnaſien an. Von deren Erfriſchung aus dergedachten Quelle zu ſprechen, könnte man für Spott halten. Neben dem vielen, was Kaiſer Wilhelm irrtümlich zur Schulreform geſprochen hat, iſt eine unklare, aber berechtigte Unzufriedenheit mit dem jetzigen Schulbetriebe von Griechiſch und Latein anzuerkennen. Der Abiturient ſoll mit Erfriſchung und Geſchmack die Schulſchriftſteller des Altertums leſen können, — nicht überſetzen. Welches litterariſche Meiſterwerk könnte, ſelbſt in der Mutterſprache, erfriſchen, wenn bei jedem Wort gefühlt wird, gib Rechenſchaft von der bezüglichen Form der

Deklination, Konjugation, den Satzregeln, — oder es geht dir ſchlecht. Wer nie über dieſes Vorſtudium hinausgeführt iſt, wer nie eine Seite Homer oder Plato u. ſ. w. unüberſetzt, mit richtiger Empfindung, laut hat vorleſen gelernt — aller Grammatik vergeſſend, aber mit poetiſchem Verſtändnis —, hat aus dem Studium der Griechen und Römer für die allgemeine Bildung nicht den entſprechenden Gewinn gezogen. Das haben die Herren Breslauer Profeſſoren gut ausgeſprochen in ihrer Eingabe für Beibehaltung der klaſſiſchen Gymnaſialgrundlage. Für die Philologie als Vorſtudium etwas zu treiben, iſt Berufsſache. Aber Griechiſch und Latein ſoll gelehrt werden für jene Bildung, die außerhalb des Nährberufs liegt, allgemein. Für den Leſeverkehr ſoll der Unterricht ſorgen, wenn auch aufgegeben werden muß, für lateiniſchen oder griechiſchen Lebensverkehr auszubilden. Die toten Sprachen ſollen ja beleben und dürfen nicht abtötend gelehrt werden.

... So lange Kinder im Bildungszuſtande ſich befinden, ziehen ſie aus den Gedanken und Empfindungen der Eltern Leben und Freude. Sind ſie in das Alter der Selbſtändigkeit getreten, ſo muß das aufhören. Nicht länger ſteht es ihnen an, ſich an die Eltern anzulehnen. Der reife Samen muß vom Baume abfallen, um nicht zu verderben und um wieder einen Baum zu machen. Sehr vorſichtig müſſen die Eltern werden, wenn ſie ihren Einfluß weiter üben wollen; gleichſam nur noch ſchützenden Schatten auf den Nachwuchs werfen.

Litterariſche Bildung.

Es iſt ſchwer, einen Mann, der durch unſre gelehrt ſein ſollende litterariſche Vorbildung dahin gebracht iſt, mit Worten und nach Worten alles für erledigt zu halten, zu ſorgſamer Beobachtung, Fertigkeit und Prüfung in der Erfahrung zu bringen.

Ob auch äſthetiſche und intellektuelle Beſchäftigungen gewiſſe Naturen mehr anziehen, als muskuloſe Spiele, — um ſo nötiger wird es dieſen, die rein phyſiſchen Fertigkeiten ſich durch Gewohnheit anzueignen, zur harmoniſchen Heranbildung des Mannes.

Ich möchte aus dem Schickſal der Familie C. lernen, was man bei ſeinen Kindern vermeiden ſoll. Indolenz und Zerfahrenheit als

den Grund der Uebel; — beſtändige Beſchäftigung aus Pflicht und Trieb, und zwar ohne von dem, was man vorgenommen hat, ohne Erfolg abzuſpringen, kann helfen; — Mäßigkeit! — Umgang mit Damen zu geiſtigem Vergnügen und in einer Geſellſchaft, wo Geſchmack und viel Bildung! — Pflichtgefühl iſt eine große Schutzwehr, und oft iſt ein äußerer Beruf, mit Geldverdienſt, heilſam.

Schöngeiſtigkeit. Die Schöngeiſtigkeit, entfernt vom Gemeinen, ſie macht den Menſchen zu einem angenehmen Geſellſchafter, ſie erwirbt ihm Freunde und Freundinnen und leitet ab von böſen Stimmungen, aber ihre bedenklichen Seiten hat ſie auch. Sie hebt über den Ernſt des Lebens leicht hinweg, macht ſchwach in Thaten des Erwerbens, und milde im Regieren, mehr als gut iſt; Aufgeblaſenheit, wenn auch unbewußt, iſt es doch, wenn man den litterariſch oder wiſſenſchaftlich ungebildeten Menſchen glaubt vernachläſſigen zu dürfen. Im Dienſte, Zivil oder Militär, in fachmänniſcher Gelehrtenarbeit wird der Schöngeiſt leicht zu univerſell, — er wird ein Dilettant, der Allotria ſeinem eigentlichen Beruf voranſtellt. Einen Hang zu bekämpfen, der allgemein für löblich, oft für bewunderungswürdig gilt, iſt ſchwer, beſtändige ſtrikte Erfüllung der Pflicht iſt wohl das Gegenmittel. Kommt nun aber das leidige Univerſitätsleben dazwiſchen, da wird die Schöngeiſtigkeit von allen Feſſeln der Pflicht entledigt und ergeht ſich in Wildheit zuweilen. Iſt die Univerſitätszeit vorüber, dann kommt eine Uebergangszeit, wo man zu nichts Rechtem ſich von Herzen entſcheidet. Der Militärdienſt iſt weniger unterbrochen. Immerhin iſt auch da die allgemeine Schöngeiſterei eine Verſuchung, die Pflicht oft aus den Augen zu laſſen. Indes bleibt es dabei: Die Schöngeiſtigkeit muß kultiviert werden, ſich und andern das Leben zu veredeln; — aber Ehre, Treue, Pflicht, Wohlwollen, Erwerbseifer müſſen dadurch nicht abgeſchwächt werden!

Schöngeiſtigkeit. Die ungebildete Barbarei hat vielleicht Vorzüge, die durch die Bildung leicht verloren gehen. Die Bildung macht weichlich, unzuverläſſig, — die Barbarei macht gemütlich, männlich, treu und zurückhaltend. Wie verbindet man die Vorzüge beider Zuſtände? Jagd, männlicher Umgang, Kampfſpiel, Worthalten, Ordnung kann nebenher gehen mit wiſſenſchaftlichen, künſtleriſchen anmutigen Beſchäftigungen. Glücklich, dem es ſich ſo fügt! Herbeiführen iſt ſchwer.

Die destruktiven blinden Leidenschaften häufen sich doch viel öfter bis zur Entladung in einigen Köpfen an, als früher. Aber, wie ich schon oft gesagt, mein auf die Paläontologie gegründeter Optimismus ist fest, und wir werden die schwierige Zeit überleben, d. h. unsre Nachkommen. Nur sollen wir mehr, als es geschieht, nach dem Grundsatz leben und lehren, daß nur eines für jedermann notwendig ist, — seine Pflicht zu thun, — daß aber, in andrer Weise glücklich zu werden, durchaus nicht notwendig ist. Pflicht und Glück.

Cölibat, Keuschheit, Ehe.

Die sexuellen Beziehungen in seinem Leben ganz ohne Anstoß geführt zu haben, wer von Frauen und gar von Männern kann dessen sich rühmen? Aber wie ist man vollständig ratlos, oder vielmehr übel beraten, allen Zufälligkeiten in dieser Beziehung, allen Lockungen und schwärmerischen Aufregungen Preis gegeben gewesen! Mir ist eigentlich eine vernünftige Erörterung dieser ungemein verworrenen Aufgabe und eine Anweisung zu edler Lebensführung in Ansehung des Geschlechts, die für die Gesellschaft geziemend und nicht utopisch wäre, nicht in die Hände gefallen. Ich möchte daher jetzt, wo diese Triebe wegen meines Alters einen überwundenen Standpunkt bilden, einiges darüber mir klarer machen. Aus seinesgleichen (Aehnlichem) zu entstehen, ist für alle Organismen, soweit bisher unsre Kenntnisse reichen, charakteristisch, und jedem Organismus wohnt die Anlage bei, sich selber Aehnliches hervorzubringen. Zwei verschiedene Bestandteile, der eine weiblich und der andre männlich, müssen bei allen höher stehenden Organismen zu diesem Zwecke zusammenwirken und werden von verschiedenen Organen, — bei Wirbeltieren von abnormen Zwittern abgesehen, von verschiedenen Individuen produziert. Auf der Vereinigung der Geschlechter beruht die Fortsetzung der Menschheit sowohl, als die der höheren Tierarten. Es handelt sich um ein den Menschen durchaus nicht eigentümliches Verhältnis, aber wohl um ein veränderliches, jeder Tierart anders angepaßtes, so daß dafür auch eine eigene, menschenwürdige Gestaltung nicht fehlen kann.

Daran haben überspannte Geister oft gezweifelt, und die vollständige Unterdrückung des geschlechtlichen Lebens für das einzig Edle

erklärt. So die ehelosen Essener, die christlichen Orden und verschiedene christliche Sekten, wie die amerikanischen Shakers und die russischen Selbstverstümmler. Solche Bestrebungen führen zu mannigfachen Mißbräuchen. Heuchlerischer Umgang im geheimen 2c., Gesundheitsstörungen folgen diesem naturwidrigen Beginnen und fressen als ein Gift in der Gesellschaft um sich. Wie viel reiner z. B. steht die protestantische Geistlichkeit da, als die russische Klostergeistlichkeit und die katholische. Die vollständige Unterdrückung einer solchen Grundlage des Lebens und Liebens ist im Widerspruch gegen das menschliche Dasein und beansprucht hier nicht weiter Beweise, um als unrichtige Lösung der menschlichen Aufgabe anerkannt zu werden.

Soll das Leben der Geschlechter miteinander stattfinden sowohl in freier Liebe, als in geschlossener Ehe, oder nur in einer dieser Gestalten?

Orientieren kann man sich einigermaßen zunächst durch einen Blick auf die von untrüglichen Instinkten und nicht von trügerischer Vernunft geleiteten Tiere.

Sie liefern gewisse Beispiele, die selbst für das Cölibat könnten angeführt werden. Die größte Anzahl der Ameisen eines Haufens und der Bienen eines Schwarmes sind wegen Verkümmerung gewisser Teile, von Natur Nonnen. Sehr anders, als die Klosterbewohner der Menschen, lastet die Sorge für tägliches Brot und Leben gerade auf den Ehelosen, während für die Zukunft des Volkes die Gatten zu sorgen haben. Die Mehrzahl der Männchen bei den Bienen (Drohnen) sind gezwungenerweise Mönche, da es der Weibchen so wenige gibt, und ihre Menge dient nur zur Auslese und zur Sicherung der Begegnung für die Weibchen (Königinnen). Sie werden auch, wenn die schöne Jahreszeit mit ihrem Nahrungsreichtum vorüber ist, als unnütze Fresser hinweggeräumt. Ein Apologet des Cölibats könnte, auf dieses von der Natur gelieferte Beispiel sich beziehend, etwa folgendes sagen: Was die tierische Natur nicht anders zu stande bringt, als wie durch physischen Zwang und mechanisches Geschehen, das kann dem Menschen durch geistige Nötigung und sittliche Pflicht zu üben nicht für naturwidrig gelten. Die Zukunft des Menschen ist das überwiegend Wichtige, beim Tier dagegen die tägliche Versorgung. Um sich der Hauptaufgabe ganz hingeben zu können, muß man von den Aufgaben niedrigerer Ordnung frei bleiben. Daher, wenn die Ehelosen unter den Bienen für die Ernährung sorgen, so müssen unter den Menschen die Sorgen für den Geist mit demselben Recht der Beruf der Ehelosen werden können. — Zu entgegnen ist: Die Naturwidrigkeit des Cölibats für

die Menſchen kann nicht beurteilt werden nach den Leiſtungen der Bienen, ſondern nach dem Befinden der Menſchen. Die Zukunft des Einzelnen kann nicht für wichtiger gelten als die Reproduktion der Menſchheit, da ohne dieſelbe es mit dem Einzelnen aufhören würde. Eine geträumte Zukunft gilt außerdem nicht gleich den wirklichen Erlebniſſen. Auch die Tiere haben Höheres oder ebenſo Hohes an der Fortſetzung der Art als an der täglichen Ernährung. Dieſe wird vergeſſen, während der Trieb zur Fortpflanzung wirkt. Nicht die Eheloſen unter den Menſchen haben in Kunſt und Wiſſenſchaft die Verehelichten übertroffen, — ſondern umgekehrt. Im Durchſchnitt ſorgen diejenigen, die ſich der Eheloſigkeit weihen, weder geiſtig noch körperlich beſſer für die Menſchheit als die Gatten. Da ſie von der Arbeit der andern oder auf Koſten von deren Nachkommen leben, verdienen ſie das Schickſal der Drohnen.

Nicht gut, daß der Mann alleine ſei, heißt es im Alten Teſtament, und der Koran ſagt, ohne Weib kann der Mann nicht ſein.

Das ſind natürliche Stimmen auf religiöſem Felde.

Aber die Philoſophie läßt oft dieſes ſchwierigſte und wichtigſte Kapitel des ſittlichen Verhaltens beiſeite.

Wenn junge Frauen der Geſellſchaft von Sünde ſprechen, ſo haben ſie gewöhnlich nur die außereheliche Liebe zum Manne im Sinne, und wer nicht das ſelbſtverſtändlich findet, den halten ſie für einen Heuchler oder einen Idioten.

Was iſt auf dieſem Felde das *Moraliſche*?

Vorausgeſetzt iſt hier die Anerkennung der Thatſache, daß weder die Erkenntnis noch die Kunſt die Moral verbürgt, und daß auch die Religionen die Moral nicht machen. Mohammedaner, Juden, Chriſten, römiſche Heiden u. ſ. w. haben Beiſpiele hoher Moralität geliefert. Die Pietiſten haben in Geldgeſchäften ſich als Spitzbuben zuweilen aufgeführt und ſicherer geht man, wenn man Geld leiht jemandem, der ſeinen Atheismus bekennt. Er weiß, daß dieſes eine übelberufene Hypothek iſt; bezieht er ſich dennoch auf dieſelbe, ſo beweiſt er, daß er nicht betrügen will, was bei dem frommen Heuchler dahinſteht.

Verſuche ich kurz leitende Grundſätze für das Verhalten zum andern Geſchlecht niederzuſchreiben. Mögen ſie zu einer weiſen Erziehung und Lebensführung meiner Nachkommen nützen.

Schamhaft und keuſch ſei die Erziehung der Jugend. Ihre phyſiſche Erziehung hat ebenſo Verweichlichung wie Ueberreizungen zu meiden.

Regelmäßige und kräftige Beschäftigung, verständige Gymnastik, angestrengtes Sammeln von Naturalien aller Art, Anlegen von Herbarien, Käfer, Schmetterlingssammlungen, Petrefakten u. s. w., — Jagd, Schwimmen, Reiten, Fechtübungen für Knaben unter guter Leitung, führt zu einer gesunden Phantasie. Die letztere wird leicht verdorben durch den Umgang mit fremden Gespielen. Man überwache den Umgang mit der Jugend aus fremden Häusern und gebe ihnen keine Gelegenheit zu solchen Unterhaltungen, die Oeffentlichkeit zu scheuen haben.

Schwieriger ist die Leitung der Phantasie der heranwachsenden Jugend. Verbieten allein macht es nicht. Es muß gesunde Nahrung geschafft werden. Außer der Beschäftigung mit den Naturwissenschaften, glaube ich, daß die Geschichte eine Quelle gesunder Nahrung für die Phantasie werden kann. Von den Dichtungen würde ich die heroischen bevorzugen, — die dramatischen in zweiter Reihe, — die lyrischen sind zum Teil unpassend. Der poetischen Form gebührt der Vorzug vor der prosaischen. Unter den Romanen, wenn man sie nicht gut meiden kann, bevorzuge man die historischen. Gegenüber der Furcht, daß daraus irrige Vorstellungen über die Vergangenheit entstehen könnten, beherzige man das Baconsche Wort, daß die Wahrheit eher aus dem Irrtum hervortaucht als aus der Konfusion; und, füge ich hinzu, als aus der Teilnahmlosigkeit. Die eigentlich klassischen, in gebundener Rede uns überlieferten Schätze soll ja die gebildete Jugend kennen lernen. Der Balte hat es da zu thun mit der germanischen, englischen, französischen, russischen Litteratur, und es müßte bei der Erziehung viel ordentlicher und vollständiger der Jugend auch die griechische und lateinische Poesie vorgeführt werden, — den Mädchen in Uebersetzungen.

Schon früh möge die ziemlich herangereifte Jugend die Wahrheit zu hören bekommen, daß die schönste und höchste Aufgabe jedes Menschen darin besteht, ein glückliches Familienleben zu begründen. Das Leben der Verheirateten hat viel Sorgen, — aber das Leben der Unverheirateten ist verdrießlich und oft verfehlt.

Aber dann soll der reife Mensch auch nicht vergessen, daß die Familienbildung von allen Geschäften, die er jemals übernehmen wird, gewöhnlich das ernsteste und folgenschwerste ist. Wie wenig ist es erschöpft mit den Liebkosungen, zu denen die Natur die Tiere zwingt und die Menschen neigt. Die Liebkosungstriebe werden von den Dichtern gefeiert; das Familienleben ist für den dichterischen Spieltrieb fast zu ernst. Selbst ein Goethe hat oft nur die freie Liebe, nicht

die Ehe poetiſch zu geſtalten vermocht. Dieſe große Verſchiedenheit ſollte der herangereifte Menſch kennen. Dem Verlangen nach Liebkoſung kann in der Ehe vollſtändig genügt werden, aber eine viel ernſtere und dauerndere Aufgabe ſchwebt ihr vor. Einen ſtandesgemäßen Haushalt ſoll ſie in ihrem Lande, in ihrem Staate dauernd erhalten, und Nachkommen erziehen, womöglich in verbeſſerter Auflage.

Man ſoll alſo nicht anders eine Familie zu gründen unternehmen, als auf auskömmlicher Grundlage. Der Mann vor allen Dingen muß zur Ehe nicht ſchreiten, bevor er erwerbsfähig geworden. Fühlt er, daß er nichts iſt als ein Konſument, ſo muß er ſich die höhere Lebensſtellung verſagen. Aber ich rate, nicht zu ängſtlich dabei zu ſein. Man ſoll wagen. Recht produktiv kann aber der Mann nicht ſein vor dem 28. Jahre. Aus dieſem und ſo manchem andern Grunde rate ich zu heiraten, nicht vor dem 28., und nicht ſpäter als im 36. Jahr.

Anders für Mädchen. Es iſt ſo ſchwer für ein Mädchen, unter vorausſichtlich zuträglichen Verhältniſſen ſich zu verheiraten, daß ſie den Heiratsantrag eines ehrenwerten Mannes nicht leicht ausſchlagen darf. Iſt der Antrag ernſt ausgeſprochen, ſind die Ausſichten auf ein auskömmliches Familienleben nicht zu unwahrſcheinlich, iſt der Widerwille nicht unüberwindlich, ſchlage ſie zu. Um ſich ſelbſt aber eines ſolchen Antrages würdig zu erhalten, muß ſie ein geſittetes Jungfrauenleben geführt haben. Nie darf ſie durch unterhaltende Liebeleien ſich gebunden haben. Wenn ein Mann ihr etwa gefällt und ſich ihr nähert, frage ſie ſich, iſt er frei? — Wenn nicht, ſo meide ſie ihn wie das Feuer. Denkt ſie aber auch gar nicht an Heiraten bei harmloſer Unterhaltung mit jungen Männern, ſo beobachte ſie genau die Grenzen. Um der Ehe würdig zu bleiben, darf ſie keine Liebkoſungen oder vertrauliche Liebesgeſtändniſſe provozieren oder dulden. Noch beſtimmter muß ſie ſich vornehmen, für eine unbeſtimmte Zukunft ſich nicht zu binden. Jugendlieben müſſen nicht gefangen nehmen. Man ſoll ſeine Jugend in Herzensfreiheit und Reinheit genießen; — immer öffentlich, nicht zu zwei, im geheimen. — Glücklich iſt es, wenn das junge Mädchen, ein oder zwei Jahre wenigſtens, Bälle und was man die Welt nennt, hat beſuchen können, ehe ſie heiratet. Vor dem 21. Jahre iſt das Mädchen eigentlich zu jung zur Ehe. Indes, man muß deshalb eine gute Gelegenheit nicht verſäumen.

Die verheiratete Frau mag liebenswürdig ſein gegen jedermann, aber ihre ernſte Aufgabe ſoll ſie nie darin ſuchen. Sie iſt Herrin im Hauſe und das iſt ihr heilig zu haltender Beruf.

Von einer koketten Frau, die in der Jugend als reizendes Kätzchen nach Männerherzen mauſt und deren Launen eine unwiderſtehliche Grazienmacht ausüben, hat man unrecht, zu fordern, daß ſie als Matrone das Gewohntgewordene nicht weitertreibt. Aber, was dem Hündchen erlaubt iſt, wird der Kuh verwehrt, und es iſt ein Unglück, daß bei dem (menſchlichen) Weibe eine rückſchreitende Metamorphoſe oft ihr Analogon hat. Nur wenige Frauen haben ein würdiges Alter und eine verſtändige Führung bis ans Ende . . .

Wir beſuchten Fr. v. * und erheiterten ſie, indem wir ihre kleinen Schönheitstriumphe aus Kinderjahren anhörten. Wegen Schönheitstriumphen empfindet das Weib bis in ſein höchſtes Alter nie Reue; — begehrlich zu ſein, nicht begierig, iſt ihre natürliche Beſtimmung, die nie überwunden wird und nicht ſoll unterdrückt werden. Der Mann ſoll wohl begierig ſein. Selbſtbeherrſchung muß die ſchicklichen Grenzen einhalten. Es iſt vergebens, nach kategoriſchen Imperativen in dieſen organiſchen Beziehungen zu ſuchen. Lebe ſo, daß aus deinen Trieben die beſtmöglichen Verhältniſſe hervorgehen, — das iſt die Regel. Geſchicklichkeit, Klugheit, Anſtändigkeit, Neminem laede! das kann gelten. Aber jene Askeſe, die daraus das Fundament der Moral machen will, iſt Schwärmerei und Unnatur.

In Sachen der Liebe ſollte das junge Mädchen alles der Mutter anvertrauen, dieſe vorſichtig lenken.

Die Keuſchheit in der Jugend und im höheren Alter iſt anſtändig und naturgemäß, und ſchließt den angenehmen Verkehr mit Damen nicht aus.

Abſolute Keuſchheit für das Mädchen, geſundheitliche Keuſchheit für den Mann, — eheliche abſolute Treue für beide, das wird wohl die richtige Regel für das Leben ſein.

Der Trieb zur Fortpflanzung und zur vorbereitenden Liebe iſt nicht böſe, aber nur der unvernünftige Mißbrauch.

Das normale chriſtliche Familienleben und die Jungfräulichkeit der Mädchen kann die Regel bleiben; — nur ſollte man die Ausnahmen mit mehr Nachſicht beurteilen; — zumal der Wegfall der ſo ſehr verurteilten phyſiſchen Triebe der Liebe das unterſte Fundament entziehen würde, das durch die höhere Geſtaltung derſelben verdeckt werden ſoll, aber doch für dieſelbe nicht entbehrt werden kann.

Die Hochzeit iſt unter den Akten, für welche die Religion die Weihe zu geben hat, der heiterſte, doch die Ehe iſt ernſt wie der Tod, und kein Liebesſpiel. Ehe.

Grotius hat über das Recht der Völker im Krieg und Frieden ein Meiſterwerk geſchrieben, aber über die Ehe im Kriege und im Frieden fehlt noch das rechte Buch. Ich meine das Verhältnis der Eheleute, wie es ſich ausnimmt in Wirklichkeit. An heimlichem Zwieſpalt fehlt es oft nicht und eine Art Kriegsrecht, mit Liſt und Kundſchafterei kommt zur Geltung. Unvermeidliche Uebel muß man vollziehen, aber der Wille wohl zu thun und zum Frieden zu verhelfen, bleibt. Es ſcheint wirklich, daß nicht nur in den erſten Jahren der Ehe Schwierigkeiten ſich finden, ſondern daß ſie ſich gegen die Wende des Geſchlechtslebens nicht ſelten von neuem einſtellen. Es iſt, als hätten die Verfehlungen ſich angeſammelt und veranlaßten nun eine Spannung gegen die, durch vieljährige Dauer verhärtete Solidarität.

In einer unbefriedigenden Ehe gilt es von der Frau: Wenn nicht bald Kinder ihr Herz zwingen, ſo dürfte es in nicht gar langer Zeit ſpringen.

Eine rechte Ehe iſt die dauerndſte Quelle des Menſchenglücks.

Nicht vielen iſt volles Liebesglück beſchieden, ſowohl unter den Männern als unter den Frauen, — aber außer der Ehe ſind viele vollendet elend.

Litteratur.

Es herrſcht in der Kunſt der Realismus, aber er muß erhebend wirken, — oder, ſetze ich hinzu, befreien durch typiſche Bedeutung, nicht bloß durch vergängliche, gemeine Wirklichkeit.

„Die von Kelles“ von Pantenius.

Ich habe geſtern zur Nacht den düſteren Roman von Pantenius, „Die von Kelles“, beendigt. Die Schilderung, wie es in einem Lande wird, wenn ſich alle Bande löſen, das iſt das Thema. Eilert Kruſe und Anna Nötken ſtellen den Idealismus dar, der in der Not der Zeiten zu ſchwach iſt und nur gedrückt beſtehen kann, — die naive Raufluſt ſtellt Jürgen Nötken dar, — die ſtarken Charaktere, die nicht brechen und nicht biegen, in allen ihren Leidenſchaften, aber doch mit einem edlen liebenden Zuge vermiſcht, ſtellen die Thedingsheims dar, — die allmählich bis in den Verrat gedrängten Opportuniſten, das zeigt der Stiftsarzt Kruſe und andre, — die zügelloſe und kalt berechnete Bosheit der eingewanderten Glücksreiter, ſtellen Franz Bonnius und die verlaufenen Landsknechte dar, — die gutherzige Buhlerin iſt in Urſula gezeichnet. Es iſt zu wenig Erfreuliches in dem Buche für den großen Abſatz. Es iſt mit patriotiſchem Herzblut geſchrieben. Da iſt eine Tragik, wie in den Nibelungen. Aber Franz Bonnius, der Rachegeiſt, iſt keine edle Kriemhild, und ſeine Kämpfe ſind die des Räubers.

Rumäniſche Volkspoeſie.

Carmen Sylva hat mir die „Lieder aus dem Dimbowitzathal“ zugeſandt. Merkwürdig iſt an dieſen Liedern, daß ſie ohne Gott und ohne ewiges Einzelleben ſind. Sie ſollen uralt ſein und das iſt mir ſonſt bei uralten Poeſien nicht vorgekommen.

Macaulay.

Geſtern beendigte ich die Lektüre des dritten Bandes der Biographie Macaulays von Trevelyan. Macaulay iſt durch und durch Engländer und Redekünſtler. Seine Studien haben die praktiſche Aufgabe, ſich und andre zu vergnügen, in edler Weiſe. Wenn Niebuhr den Beweis führt, daß Livius die älteſte Geſchichte Roms nationalen Geſängen muß entnommen haben, und ſich damit begnügt, die ſchönen Königsgeſchichten aus der Geſchichte in die Sagenwelt zu verſetzen, ſo

wird dieſe Erkenntnis für Macaulay Anlaß, die römiſchen Geſänge zu erfinden, und ſeine Landsleute in Entzücken zu verſetzen. — Macaulay ſchreibt, was die Zeitgenoſſen in Maſſe leſen, und mit Begeiſterung ohne Mühe leſen können. Die deutſche Gelehrſamkeit will das Syſtem des menſchlichen Wiſſens fördern, und kehrt ſich nicht an die Nachfrage. Leſſing, glaube ich, ſagt irgendwo: „wird ein Buch ſogleich beim Erſcheinen verſchlungen, muß es nur gebracht haben, was ſich eigentlich nicht verlohnte zu bringen.“ Es war ſchon alles da in den Menſchen. Aber Macaulay, trotz ſeines ausgedehnten und gründlichen Wiſſens, hält nichts von der einſamen Wiſſenſchaft. Er will ein Volkshiſtoriker in der Art Homers ſein. Er will bezaubern und durch ſchönſelige Empfindungen veredeln. Das iſt ihm gelungen mit allen ſeinen Schriften. Ihm iſt die hiſtoriſche Wiſſenſchaft nur die Ausrüſtung, deren er bedarf, zu ſeiner hinreißenden Kunſt.

Wolffs Tannhäuſer.

Mit Genuß habe ich mir den Tannhäuſer von Julius Wolff vorleſen laſſen. Es iſt ein Meiſterwerk, das an Ausgeglichenheit der Sprache und Kompoſition die Scheffelſchen poetiſchen Erzählungen hinter ſich läßt. Die Zauber- und Hexenwirtſchaft mutet Wolff den Zeitgenoſſen nicht mehr in der Realität zu. Er benutzt ſie nur als aufregende Phantasmen und Hallucinationen für die Menſchen des 12. Jahrhunderts. Schön hat er aus den Nibelungen Volker den Fiedler als einen Typus benutzt. Die antiklerikale Tendenz des Dichters wird nirgends verleugnet, tritt aber niemals ſtörend dazwiſchen.

Leo Tolſtois: Worin beſteht mein Glaube?

„Worin beſteht mein Glaube? von Leo Tolſtoi, aus dem ruſſiſchen Manuſkript überſetzt von Sophie Behr;“ merkwürdiges Buch! Die Kritik der offiziellen orthodoxen Katechismen u. ſ. w. (S. 237 f.) der ruſſiſch-griechiſchen Kirche, die ſich daran knüpft, iſt vernichtend. Es könnte daran ein allgemeiner Abfall ſich gründen. Aber das anſcheinend Wahre, das Leben ſchaffen und nicht bloß dem Falſchen wehren ſoll, iſt auf einen Wahn gegründet, der ſich nicht eignet, allgemein geteilt zu werden, wenn auch wohl ſektireſierend zu wirken. Es wird die Vorſtellung zu Grunde gelegt, als würde das Reich Gottes auf Erden thatſächlich eintreten, ſobald man Ernſt machte mit dem (vierten Gebot nach Tolſtoi) „Du ſollſt nicht widerſtehen dem Uebel.“ — Daß der Böſe, ſobald er keinen Widerſtand finden würde, gut werden wird, — das kann nur derjenige hoffen, der die Erfahrung

in Verzückung aus den Augen verliert, — der Grundſatz iſt ganz ungeeignet, die menſchlichen Verhältniſſe zu den beſtmöglichen auf Erden zu machen. Soll doch jeder in ſich dem Böſen mit allen Kräften widerſtehen, — und dieſelbe Maxime ſollte auf andre übertragen ſchlecht ſein! Dann eben wäre ſie kein unbedingtes Geſetz.

A. ſagte von Tolſtois Buche, — es ſei der Unſinn eines Wahnſinnigen. Ich bemerkte dagegen, es ſei die fleißige Arbeit eines Irrenden, der aber in allem Ernſt nach der Wahrheit des Chriſtentums ringt.

Stanley. Henry Stanley im dunkelſten Afrika, Rettung von Emin Paſcha, zwei Bände — geſtern beendigt. So wichtig die geographiſchen Reſultate ſind, das Hauptintereſſe liegt doch für den Leſer in den menſchlichen Geſchicken und Charakteren, die zur Darſtellung kommen. Es iſt weniger eine Entdeckungsreiſe, als ein kriegeriſcher Zug. Daher iſt das Werk ein politiſches, mehr als ein beſchreibendes. Vergleichen läßt es ſich mit der Anabaſis des Xenophon. Stanley erſcheint ſich ſelbſt wie Moſes, der ſein Volk aus Aegypten führte. Auch darin iſt er ein Moſes, daß er mit hartnäckiger Klugheit ſein Volk beherrſcht, und die Prüfungen von Krankheit, Hunger und Feindſeligkeit wunderbar trägt und überwindet, — aber auch darin, daß der Ungehorſam und Abfall droht, ſobald er den Rücken wendet. . . . . Stanley geht aus der ganzen Unternehmung hervor, als ein großartiger, heldenhafter Heerführer.

Tſchernyſchewsky. Tſchernyſchewsky iſt der langweiligſte Romanſchriftſteller, und doch hat er Schule gemacht. Iſt der Fanatiker nicht in der Regel gefährlich und langweilig zugleich?

African Farm of Ralph Iron (Olive Shriner). Die Fürſtin S. hat mir Bemerkungen geſchrieben über eine kleine, aber tiefſinnige Novelle: Story of an African Farm by Ralph Iron (Olive Shriner). Vorläufig ſcheint mir an dem Buche merkwürdig der überſinnliche Trieb ohne überſinnlichen Glauben, die ganze Tendenz iſt ein ſublimierter Realismus; alle Leidenſchaften, die da vorkommen, ſind eigentlich ohne Lüſternheit. Der Tod kommt

in dem Buche vor immer als ein milder Freund, und von den ſelten fehlenden phyſiſchen Martern iſt abgeſehen. In dieſer Beziehung iſt der Autor nicht realiſtiſch und vielleicht jugendlich.

Rembrandt als Erzieher.

Rembrandt als Erzieher, 25. Auflage, hat der anonyme Verfaſſer durch ſeinen Verleger mir zugeſchickt, inſofern mit Erfolg, als ich ſonſt an den erſten Seiten genug gehabt hätte. Jetzt leſe ich es durch, um zu erfahren, was den Erfolg des Werkes erklären kann. Der Abſchnitt „Deutſche Kunſt“ bis S. 57 hat es mir nicht verſtändlich gemacht. Urteile der Willkür folgen darin zwar aufeinander, aber nicht auseinander, zu Ende ohne Schluß. Iſt unter das deutſche Publikum ein Bedürfnis verbreitet nach Spielereien, in langweiliger Maske? Vielleicht findet ſich weiter etwas zur Beantwortung meiner Frage.

Die Fragen, womit obiges abſchließt, habe ich dahin beantwortet, daß das Buch des Herrn Bewer: „Rembrandt als Erzieher“ ein Narrenbuch iſt. Nicht der Autor iſt der Narr, aber wohl die davon 25 Auflagen kauften und ſogar durchlaſen. Ich habe aber das Buch auf Anordnung des Autors von der Verlagsbuchhandlung zugeſchickt erhalten, und habe ſomit das Buch nicht gekauft und nur zur Hälfte geleſen. Alſo habe ich mich nur ein Viertel ſo viel als andre zum Narren halten laſſen.

Aberglaube.

Verſuchen will ich eine Definition des Aberglaubens zu geben, ſo wie ich ihn auffaſſe. Wunderglaube, Aberglaube, Zauberglaube ſind für mich Arten einer Gattung. Dieſe Gattung könnte man Ueberglaube nennen. Es iſt der Glaube an ſinnliche Vorgänge, deren nächſte Urſachen die menſchliche Faſſungskraft überſteigen. Wenn dieſe unbegreifliche nächſte Urſache der Eingriff eines guten Gottes iſt, ſo gibt es die erſte Art: das Wunder. Iſt es eine böſe dämoniſche Macht, ſo kommt die zweite Art zu ſtande: der Zauberglaube.

Wo endlich nur ein blindes, der Sinnlichkeit immanentes Fatum vorausgeſetzt wird, in einer das individuelle Intereſſe des

Menſchen bedingenden Weiſe, da kommt es (sens strict) zu dem Aberglauben. — Aber- und Zauberglaube werden jedoch oft zuſammengeworfen.

Was nun die Gegenmittel anbetrifft, ſo wird es immer ſchwierig bleiben, wenn man nicht die Gattung vertilgt, die Bildung der drei Arten ganz zu behindern. Bis zu einem gewiſſen Grade iſt es aber doch gelungen, die ſchwächere Art durch Wucherung der ſtärkeren zu verdrängen. Die Hebräer haben z. B. viel weniger Zauber- und Aberglauben gehabt, als die Hellenen. Die Kirche hat gegen den Aberglauben geeifert, und nicht ohne Erfolg in Europa, — und wenn der Moſaismus im Vortheil geblieben, ſo hat dazu der exkluſive Monotheismus beigetragen. Die Unmöglichkeit des ganzen Genus geht nach meiner Definition daraus hervor, daß unbegreifliche nächſte Urſachen weder ſinnlich, noch durch den Verſtand wahrnehmbar ſein können. Man hat alſo nur die Abweſenheit begreiflicher Urſachen konſtatiert und per contumaciam auf unbegreifliche geſchloſſen. Warum ſind Glücksſpieler, Kriegsmänner, Jäger, Seefahrer und die von der Witterung abhängigen Landwirte dem Aberglauben ſo zugänglich? Weil ihnen Glück und Unglück von Wechſelfällen abhängt, deren unabſehbare Kauſalreihen mit ihren Kreuzungen in ihrem Gemüt unabläſſig quäleriſch geſucht werden; es iſt da ein vacuum, das mit Aberglauben gefüllt wird, wegen einer Art horror vacui. Die menſchliche Unwiſſenheit, ſo natürlich ſie iſt, verletzt den menſchlichen Dünkel ſo ſehr, daß man lieber das Uebernatürliche glaubt. Würde das Unbegreifliche wirklich wahrnehmbar werden, alſo in die menſchliche Faſſungskraft poſitiv gerückt werden, — ſo hörte es auf, ſo transſcendent zu ſein, wie ein Wunder es erfordert. Iſt durch ſolche Erkenntnis die Macht des Aberglaubens nicht zu beſiegen, ſelbſt in den Köpfen ſehr gebildeter, ſcharfer Denker, ſo erkläre ich es mir durch die Ruhe mit der im Individuum Widerſprüche unausgeglichen neben einander wohnen, unterſtützt oft durch die Einſeitigkeit der Bildung, wie es z. B. abergläubiſche Mathematiker gibt. Wenn aber dennoch der Aberglaube im allgemeinen in Europa abgenommen hat, ſo ſchreibe ich es den modernen Erfindungen zu. Sie leiſteten Größeres als die Wunder und ihre beliebige Wiederholbarkeit für jedermann zerſtörte den Nimbus der unbedeutenderen Vorgänge, für die man früher übernatürliche Urſachen annahm. Der Telegraph z. B. wirkt durch größere Räume, als die Swedenborgſche Hellſeherei u. ſ. w. — Dem ſittlichen Gebot: „Du ſollſt nicht abergläubiſch ſein", — lege ich nur einen bedingten Wert bei. Warum ſoll ich es nicht ſein? Die Kirche

kann antworten: „Aus Gottesfurcht und Wunderglaube“, und etwas wirkt das. Auch der Deiſt kann ſagen, daß der Aberglaube der Gottesordnung widerſpricht und inſofern für das Gebot eine Unterlage findet. Der Naturforſcher antwortet, der Aberglaube widerſpricht den durch tauſendfältige und ſtets wiederholbare Erfahrungen nachgewieſenen Geſetzen der Sinnenwelt. Der Philoſoph endlich weiſt nach, daß er einen Widerſpruch in ſich enthält, ein unwahrnehmbares Wahrgenommenes, nach meiner Definition. Zum Schluß noch: meine Freunde B. glauben, wenn ihnen ein Schwein begegnet, das bedeute ein Unglück für ſie. Ein Bedürfnis liegt zu Grunde, die Vorgänge mehr zu motivieren, als man es kann; dieſem Bedürfnis entſprechend entwickelt ſich oft ſpielende Einbildungskraft.

Verſchiedenes.

Metaphyſik.

Was Sie von L. und den metaphyſiſchen Philoſophen im allgemeinen ſagen, daß man an ihren Produktionen zu kauen hat, als ob es altes Kuhfleiſch wäre, hat mich vergnügt, weil eben viel Wahres daran. Ariſtoteles, der oft genannte und ſo wenig geleſene, iſt der großartigſte Lederfabrikant*) und noch immer iſt ſein Vorrat ausreichend, daß mancher Jüngling ein Paar neue Schuhe ſich daraus ſchneidet. Metaphyſik wird wohl, ebenſo wie Schuhe, immer mit Leder gemacht werden müſſen, da es ſelbſt dem Plato (ſ. Parmenides u. a.) nicht anders hat gelingen wollen.

Verſchiedene Geiſtesanlagen.

Mir war die Geſchichte ſtets ein viel zu flüſſiges Element; — ich begreife nicht, wie man ſein Leben lang darauf herumzuſchwimmen ſich entſchließen kann. Wo der feſte Boden der wiederholbaren Erfahrung oder der unabänderlichen Denkgeſetze fehlt, fängt für mich praktiſch das Abenteuer, ideell der Roman an. Andre Geiſter ſcheinen wieder ſo organiſiert, daß, wo ſie auf das Unabänderliche ſtoßen, die Langeweile für ſie anfängt, — ſie bedürfen als Grundlage der beweglichen Empfindung.

*) Aus einem Brief an Dr. Seydlitz.

Wird uns die Außenwelt ganz einerlei, dann geht es mit dem inneren Denken auf die Länge abwärts von den gesunden Bahnen, auf die der Mensch angewiesen ist, wenn er auch sich darüber zu erheben meint.

Charakteristik. Bismarck hat einst Lasker mit zwei Worten unübertrefflich charakterisiert; er nannte ihn einen ciceronisierenden Cato, — und wurde, meine ich, damit gerecht der Tugend, sowie der überfließenden und von Kenntnissen strotzenden Redegabe des Mannes der Opposition.

Bismarck, der größte Titan der Staatsmänner und des Opportunismus!

Umgekehrt. Die Fürstin S. erzählte mir, wie der alte Dichter Fürst Wjasemskij bis ans Ende der Verliebte gegenüber der Kaiserin war und vor Liebe verrückt wurde. Umgekehrt, denke ich, die Verrücktheit machte ihn, den ehrwürdigen Dichtergreis, verliebt.

Moralität. Wenn Moralität in der menschlichen Gesellschaft soll gefördert werden, ist der Intellektualismus etwa gefährlich? Gewiß ist das Bewußtsein des Menschen zu enge, um gleichzeitig mit einer Aufgabe für den Scharfsinn und einem Rührungsgefühl erfüllt zu sein. Will man seiner Thränen Herr werden, sei es bei einem Schauspiel oder bei wirklichen Erlebnissen, versuche man nur an sich einen mathematischen Beweis oder die Ermittelung unterscheidender Charaktere organischer Wesen, oder man vergegenwärtige sich, wo etwa die Schädelknochen ihre Nähte haben, wo Zwerchfell und Eingeweide im Rumpfe liegen u. s. w. — es wird sogleich das Gefühl gehemmt und verdrängt sein, das die Rührung bis zu Thränen hervorbrachte. Es verdrängt daher die Sittlichkeit aus Einsicht diejenige aus Neigung, — Liebe und Religion mit erhebenden und schmelzenden Empfindungen sind aber Affekte und keine Einsichten. Man soll zugeben, daß der fortschreitende Intellektualismus bei den Menschen die Religiosität und die Gemütlichkeit einengt und mehr und mehr zurückdrängt. Was folgt aber daraus für die Moralität? Die Zeiten der religiösen Erregungen heftigster Art waren nicht gerade Zeiten hoher Sittlichkeit. Indes um sich den Zusammenhang klarer zu machen: denke man sich

eine Flaſche berauſchenden Inhalts und dazu einen Menſchen mit einem gewiſſen Hange, die Flaſche zu leeren. Gott hat es verboten, könnte der Mohammedaner ſagen und ſich enthalten. Aber mit der Autorität kann man auf Auskunftsmittel ſinnen. Eigentlich iſt ja nur Naturwein verboten, aber Bier, Branntwein, Champagner, — das läßt ſich bezweifeln. Ferner iſt es ja möglich, ſeine Uebertretungen zu verbüßen und wegen der Menſchenſchwäche unmöglich, keine Uebertretungen zu begehen. Daraus folgt, ſeine Triebe walten zu laſſen und hinterher es gut zu machen; nur ſo kommt es zu einem lebendigen Gefühl der Gnade Gottes, das der ſtoiſchen Sittlichkeit unbekannt iſt. In der Praxis iſt niemand durch Religion von der Trunkſucht befreit worden. Wenn aber die Einſicht lehrt und die Erfahrung es hart zu fühlen gibt, wie verderblich für die Geſundheit das Trinken iſt, — entſteht aus Klugheit, nicht aus Moralität zuweilen Zurückhaltung, — und aus dieſem erſt hypothetiſchen Imperativ kann der kategoriſche ſich entwickeln. Die Bekämpfung der Völlerei durch Einſicht ſcheint ausſichtsvoller als durch Religioſität. — Läßt ſich aber das nicht auf die meiſten Verſuchungen durch ſinnliche Triebe übertragen? Die Moralität aus Vernunft iſt die ſichere, iſt die fortſchrittliche.

Verſtand und Empfindung.

Die Umſtände machen die Ereigniſſe erfreulich oder betrübend, und es iſt gewiß wahr, daß ſie in allen Abſtufungen mildern und verſchärfen können. Aber die Empfänglichkeit unſeres Empfindens iſt der andre Faktor. Ihn ganz in unſrer Gewalt zu haben, iſt eine zu unnatürliche Forderung, um ſchön zu ſein. Aber ſobald wir die Thätigkeit des Verſtandes oder der äußerlichen Verrichtungen anſpannen, leiten wir von den Empfindungen unſrer Seele ab. Es legt ſich der Wellenſchlag unſrer Gefühle.

Das Mädchen aus der Fremde.

Nach meiner Auslegung iſt „das Mädchen aus der Fremde“ die Trägerin des fröhlichen Herzens.

Heiterkeit.

Ihr Brief bringt einen warmen Zug in meine winterlichen Empfindungen. Denn köſtlich und ſehr angebracht iſt Ihr Humor.

Der Humor befreit und iſt dem Menſchen gut noch auf dem Schafott. Der ernſten Geſinnung und Beſinnung braucht er keinen Abbruch zu thun.

Die cheerfulness, wie die Engländer ſagen, — das fröhliche Herz läßt ſich nicht anvernünfteln. Wir haben es zuweilen auferſtehen gefühlt, wenn wir zuſammen geweſen ſind.

Die Herzensfröhlichkeit erhält ſich, wie Sie ſagen, am beſten durch die Dankbarkeit gegen Gott.

Man ſoll, denke ich, die Heiterkeit herbeinötigen bis zum äußerſten; — das iſt nicht Frivolität, ſondern Pflicht, uns den Kopf freier zu wahren und Gott vielleicht richtiger im Herzen zu behalten, als wenn man ſich in Trübſinn gehen läßt.

Mein Freund Baron Bernhard Uexküll hat in ſeiner langjährigen Blindheit und ohne ſtehen und gehen zu können, von vielfachen Schmerzen oft ergriffen, in ſeiner Lebensordnung viel Weisheit bewieſen. Er hat ſein Leben andern nützlich und ſich erträglich, ja bisweilen ergötzlich zu machen gewußt durch einen weitherzigen Gebrauch ſeines Reichtums; — *nicht kapitaliſierend, aber fruktifizierend!* und in beſtändiger Pflege der Verſtandesthätigkeit.

Charlatanismus. Dr. Mackenzie iſt ein Meiſter geweſen, bis ans Ende zu täuſchen, — und für dieſe Kunſt ſich hoch bezahlen zu laſſen.

Sonſt beantwortete ich mir die Frage, welches die Gebiete des Charlatanismus in vorzüglichſtem Grade ſind, mit den drei folgenden Gewerben: Religion, Medizin, Pädagogik. Das bedarf einer Ergänzung. Das Gewerbe, vermittelſt ſimulierter Weisheit ſich und andre zu beſchwichtigen, in Sicherheit zu wiegen u. ſ. w., iſt der Charlatanismus. Es iſt eine Kunſt, auf Koſten andrer zu leben, die man bethört. Vor allen Dingen gehört die Diplomatie in die Reihe dieſer Künſte. *Glücklich* machen iſt oft der Vorwand. Einem Armen einzubilden, daß er reich iſt, und ihm von dem Seinigen dafür zu nehmen, wird niemand für edel halten und für klug. Es iſt eine genaue Kenntnis ſeines Vermögensſtandes die einzige richtige Grundlage geſunder Vermögenswirtſchaft. Was von dem Gelde gilt, wird von höheren Gütern nicht minder gelten. Die Menſchen zur Selbſterkenntnis ihrer Unwiſſenheit anzuleiten, das war die ſittliche Handlung eines Sokrates. Denn nur auf dieſer Grundlage kann bleibende Wahrheit erworben werden. Die Scheinkenntniſſe, von denen die Prieſter, Doktoren,

Diplomaten und Pädagogen leben, ſie halten die Menſchen in Unwiſſenheit, — mit ſüßer Bethörung oder mit grimmiger Verfolgung und Drohung.

In das geſinnungstüchtige Betrugsverfahren lebt ſich der ſchwache Menſch ſo ſchnell hinein, daß er nicht mehr weiß, ob er bloß die andern oder auch ſich ſelbſt betrügt.

Ein guter Diplomat iſt wie ein zugerittenes Pferd, das mit derſelben Grazie rückwärts ſchreitet als vorwärts. Gortſchakoff wird ſich als Miniſter in der reculade zeigen müſſen, um den Frieden zu ſchaffen....

Die Lüge ſollte bei Kindern durch Vermeiden aller Gelegenheit dazu und durch Nichtbeachtung eingedämmt werden, — nicht durch offene und häufige Vermahnung. Die Selbſtachtung muß geſchont, geweckt werden. Die Vorausſetzung muß durchblicken, daß die Selbſterniedrigung in der Lüge zu groß iſt. Lüge.

Der Lügengeiſt iſt unermüdlicher als der Eifer, ſeine Erfindungen zurecht zu ſtellen. Die Wahrheit geht nicht verloren, daher ihre Ruhe und Verdrängung aus dem Tagesgetriebe.

Lügen gibt das Wort, und ſomit die Vernunft des Lügners der Verachtung preis, — Schamgefühl: moraliſche Blödigkeit, wenn man dabei ertappt wird. Aber auch da macht der Wille den Unterſchied. Eine vergnügliche Dichtung und alles, was ſich nicht mit dem Anſpruch auf Wahrheit produziert, iſt anders. Wohnt der Poeſie böſer Wille bei, ſo iſt ſie gewiß unſittlich, aber von der eigentlichen Lüge unterſchieden.

Man kann vielleicht in gewiſſen Fällen hart ſein, weil man die Weichheit ſeines eigenen Herzens zu ſehr fürchtet, — wie man vielleicht auch weich ſein kann, um der ſich regenden Härte des Herzens zu ſteuern.

Bescheidenheit. Die Scheu in seiner Eigenliebe, in seinem Ehrgeiz verletzt zu werden, verleiht eine scheinbare Bescheidenheit, in deren Schatten der Hochmut erst recht gedeihen kann. Wirkliche Leistung macht in der Regel bescheiden, aber geplante Leistung, aus der nur wenig geworden ist, bläht auf. Der rechte Bramarbas gedeiht mehr im Frieden, als im Kriege. Die Offiziere, die Sewastopol verteidigt hatten, — die deutschen Offiziere nach 1870 waren ernst und bescheiden geworden. Die öffentliche Schule macht bescheiden, — wenn sie richtig geleitet ist. Die Wahrhaftigkeit macht bescheiden.

Ignoranz. Zieht die Ignoranz harmlos auf den Pfaden der Finsternis umher, mag man sie nicht wider Willen beleuchten. Anders, wenn sie sich anmaßt, für andre die Vorsehung zu spielen.

Verstand. Verstand kann freilich auch unweise machen, sobald er nur darauf bedacht ist, sich und andre mit kleinen und großen Bosheiten zu überraschen.

Einigen kann es gegeben sein, mit Schlauheit durch die Welt zu kommen. Ist man aber zu wenig dazu beanlagt, dann sollte man sich vornehmen, nie anders als redlich zu sein, was aus andern Gründen ohnehin sich empfiehlt.

Unverstand. Dem Menschen wird oft tierischer Unverstand zugeschrieben und er hat doch an dem menschlichen Unverstande genug zu tragen!

Trunksucht. Trunksucht durch Vernunft zu hemmen, ist schwierig, — da muß das Volk gebildet sein, wie erst nach tausend Jahren vielleicht! — Mit unvernünftigen Offenbarungen hat der lüsterne Kriegsheld Mohammed es wirksamer durchgesetzt!

Unvermeidlich. Seinem Geschick kann man nicht entrinnen, — so heißt es, — leider auch nicht *seinem Ungeschick*.

Die Unklarheit wird von der Klarheit verletzt, wenn die Unklarheit für die vage Hoffnung auf Erfüllung von Wünſchen eine ſchützende Hülle bildet. Unklarheit.

Es gibt Menſchen, wie die zugeſchraubten Flaſchen von Selterswaſſer oder Limonade gazeuse, die man Siphon nennt. Drückt man daran, ſo ziſcht immer dasſelbe heraus. Hinein bringen aber kann man nichts, es ſei denn, man nimmt die Flaſchen auseinander. Vernagelt.

Man findet die Sorte von Menſchen die an Betrachtungen Gefallen finden, doch nicht viel. Denkſcheu.

Motley gehörte zu den Naturen, die eine Begabung in ſich mit Grund verſpüren der gerecht zu werden ihnen nicht immer gelingt und das macht blöde, wie ich mir vorſtelle. Befangenheit.

Den Menſchen wird es ſchwer, ihr Unrecht einzugeſtehen, beſonders aber in dem Falle, wo eine anderswo herrührende Gegenſätzlichkeit perſönlicher Art hinzukommt. Rechthaberei.

Kurios iſt die mediziniſche Kontroverſe über den Kommabazillus. Pettenkofer macht ſich anheiſchig, nicht nur den Kommabazillus in beliebiger Menge zu verſpeiſen, ſondern auch einen Magenkatarrh zu beſſerer Rezeptivität ſich vorher anzulegen. Das erinnert an den Sängerkrieg auf der Wartburg. Der Ueberwundene ſetzt das Leben ein. Wettkampf.

Die Abnahme in der Dispoſition liebevoll teilzunehmen an den Empfindungen und Beſtrebungen unſrer Mitmenſchen, iſt mir bemerklich. Ob das Bedürfnis, durch gemütliche Teilnahme andrer die eigenen Beſtrebungen begleitet und gehoben zu wiſſen, in gleichem Maße zurückgetreten iſt? — Wo aber liegen die Urſachen zu ſolchen Geſinnungsänderungen? Sind es Dampf und Elektrizität, welche die Fäden des Verkehrs ſo lang und verzweigt gemacht haben, daß ſie für den nächſten Verkehr dünner geworden ſind? — Intenſiv und extenſiv.

Liebloſigkeit. Es gibt eine Zeit des Haſſes, wie es eine Zeit der Liebe gibt; — zwiſchen eigenwilligen, der Vernunft unzugänglichen Menſchen gibt es kaum ein Mittel dagegen.

Die jetzt hierarchiſch verfinſterte, einſt ſo liebenswürdige Gräfin L. hat alle körperliche und geiſtige Freiheit verloren und die Empfindungen, die ſich in der Gebundenheit aufbäumen, können meiſt nur das Gewand der Entrüſtung an ſich tragen. Traurig, aber unabänderlich. Wer nicht nach der Wahrheit ringt, ſondern nur nach der eigenen Seligkeit, verirrt ſich um ſo gründlicher, je größer ſeine Kraft, je heftiger ſein Verlangen iſt. Eine ſtumpfe phlegmatiſche Natur dagegen bleibt in den Vorſtufen des Irrtums, gleichſam am Rande des Sumpfes ſtecken, und friſtet dort ein erträgliches Daſein.

Teilnahme. Der Reiche findet mehr Teilnahme als der Arme; er hat mehr verloren und hat ausgebreitetere Bekanntſchaft.

Altern und Vereinſamung. Aelter werden, das iſt nur dann ein Unglück, wenn man es nicht verſteht, oder zu ſehr verarmt an Mitteln des geiſtigen Lebens, Beziehungen der Liebe oder Vorlagen zur Arbeit.

Manche Beobachtung beſtätigt meine Vorſtellung, daß man ruckweiſe altert.

Entſtehen große dauernde Lücken im Daſein, ſo bedürfen wir täglicher Pflichten, die uns auf feſten Stegen weiter drängen und uns die Zeit nicht laſſen, viel ſtille zu ſtehen und ins Leere zu ſtarren.

Mehr und mehr überkommt mich geiſtige Indolenz. Es iſt die Folge nicht bloß des Alters, ſondern der geiſtigen Vereinſamung. . . . Ich komme nicht mehr zuſammen mit irgend einer arbeitenden Perſönlichkeit auf dem Felde der Gedanken.

Es iſt ein hohes Glück, an demſelben Wiſſenszweige bis in ein vorgerücktes Alter fortarbeiten zu können, dem man ſich in jüngeren Jahren aus Neigung und berufsmäßig gewidmet hat.

Die intellektuellen Hilfsquellen verſagen leider viel zu früh bei den meiſten Frauen und Männern, und ohne dieſelben iſt das Greiſenalter ſchwerer, als es nötig wäre. Von Euthanaſie iſt viel die Rede geweſen, trotz der ſpöttiſchen Bemerkung Montaignes, daß es kaum nötig wäre, ſich auf das Sterben vorzubereiten, da es bis jetzt jedem gelungen wäre. Von der Eugerouſie iſt aber jedenfalls mehr zu halten. Ich meine, daß man ſich die Rezeptivität, durch Teilnahme an den Fortſchritten des menſchlichen Wiſſens und Verrichtens und an den Schöpfungen der Kunſt, nach Umſtänden möglichſt zu erhalten ſuchen muß. Die Produktivität mag dann im Alter immerhin zurücktreten.

Glücklich iſt es, wenn man im 40. Jahre etwa in die ſonnige Wärme und kunſtſinnige Schönheit Italiens ſich tauchen kann. Ich habe wenigſtens das Gefühl, daß in der Nähe des 60. Lebensjahres ein Aufenthalt in Italien mir das nicht wiedergeben könnte, was ich für dieſe Welt verloren habe; die reine Freude an dem ſchönen Daſein, ohne weitere Bedürftigkeit, ſtrahlt nicht aus dem Auge des höheren Alters; die einen werden zu ernſt, zu ſehr von Problemen und Geſchäften benommen, andre zu ſtumpf.

Die alten Tage ſind einſam, aber wenn die Geſundheit nicht fehlt, die mildeſten des Lebens.

Wohl mag es richtig ſein, daß man die Metaphyſik in produktiver Weiſe nur im kräftigſten Mannesalter treiben kann. Sollte es aber nicht auch daran liegen, daß ſich das umſichtigere Alter meiſt eingeſteht, daß es zu einer ganz einheitlichen, ſyſtematiſchen Weltanſchauung gar nicht die Mittel beſitzt, wie man es in den (jugendlicheren) Jahren des Schaffens und Drängens ſich erſt als unentbehrlich und notwendig vorgeſtellt, und dann als vorhanden eingeredet hat. Die irrationalen Größen und die unvermittelten Gegenſätze —

ja mit Worten wurden sie umrankt und umhüllt —, aber es tritt mit der Zeit zu Tage, was künstlich zusammengekittetes Stückwerk daran ist.

Barrande. Gestern meldete die Allg. Zeitung den Tod des Geognosten Barrande im 85. Jahre. Er hat in der Wissenschaft durch sein Riesenwerk über die silurischen Versteinerungen Böhmens sich ein Denkmal erster Größe geschaffen. Er ist Lehrer und später Privatsekretär des Grafen Chambord gewesen, treu und gewissenhaft, exakt und nachhaltig. Alle wissenschaftlichen Freunde, Meister und Bekannte, so scheint es mir, sind vor mir dahin gegangen. Ein mir fremdes Geschlecht ist auf allen Gebieten herangewachsen.

Professor Grisebach. Die Post brachte die Nachricht von dem Tode meines alten Freundes, Aug. Grisebach, des großen Botanikers und Verfassers der Vegetation der Erde! Meine Zeitgenossen, die meine wissenschaftlichen Jugendbestrebungen gekannt und meine Mannesarbeit geteilt haben, sind nun fast alle heimgegangen. In konservativen Jahrhunderten mag der Zurückbleibende sich weniger geistig isoliert fühlen. In unsrer mehr und mehr von Dampf und Elektrizität radikal veränderten Zeit ist der Unterschied zwischen den Vätern und Söhnen der Geistesrichtung nach wahrscheinlich größer, als in gewöhnlichen Zeiten, — und der Nachwuchs kennt die Ideale nicht, für die wir schwärmten.

Grisebach war eine feine geschmackvolle Natur; ein richtiger Priester der scientia amabilis.

Professor Fechner, gestorben 1887 in Leipzig. Also auch der alte Fechner ist hin! es ist mir lieb, daß ich ihn im Jahre 1873 bei Professor Strümpell als meinen Tischnachbar kennen gelernt habe. Er war so edel liebenswürdig, und schwer mag es sein, von diesem eigentümlichen Geist ein genügendes Charakterbild zu geben. —

Wissenschaft. So lange man wissenschaftlich arbeitet, hat man doch ein ganzes Stück Menschheit zu dessen Vorrat man einen kleinen Beitrag liefern kann, vor sich.

Geistlose Menschen können zünftig schreiben, gut für die Wissenschaft, — aber populär, das vermögen sie nicht.

Die richtige Art von Gemeinſchaft, die in der Wirkſamkeit für die Aufgaben der Gegenwart im Hinblick auf die Zukunft beſteht, gibt auch dem Einzelleben Gehalt, mehr als die raffinierteſten flüchtigen Genüſſe, oder ſterile, wenn auch rührende Entſagung. Gemeinſchaft.

Die verſchiedenen Anregungen zu öffentlichen Vorträgen ſind vielleicht auf die Männer der Wiſſenſchaft von nicht geringerem Einfluß als auf die Maſſen. Agaſſiz z. B. hätte ſich, ohne dieſen Einfluß in Nordamerika ſehr reichlich zu erfahren, nie an die Beſchränkung und Klarheit gewöhnt, zu der er gelangt iſt. Einfluß der Oeffentlichkeit.

Man ſpricht von den unzähligen Vereinsverſammlungen in Deutſchland. So wenig ich für meine Perſon mich noch verſammeln möchte, ſo erkenne ich doch darin einen großen Fortſchritt der jüngeren Zeit. Die wachſende Gemeinſchaft unter den Menſchen habe ich oft für die praktiſche Aufgabe der Menſchheit in der Geſchichte angeſehen, darin kommen ſie vorwärts. Ob ſie beſſer oder glücklicher werden, iſt nicht ſo klar. Vereinsweſen.

In Berlin tagt ein Telegraphenkongreß. Einheitliche, billige Zahlung in Europa, das iſt das Große, das Generalpoſtmeiſter Stephan wieder durchgeſetzt hat. Iſt die Steigerung der Gemeinſchaft unter den Menſchen, die eigentliche Aufgabe der Menſchheit, ſo hat darum Generalpoſtmeiſter Stephan ſich verdient gemacht wie kein andrer. Heiligſprechung verdient er über alle Mitmenſchen. Verdienſte Stephans.

Unſre Wohlthätigkeit findet ein ſchönes Feld unter dem Zeichen des Roten Kreuzes. Das iſt wohl ein ſchöner Fortſchritt! Das Prinzip der Hilfe für die Leidenden, ohne Anſehen von Religion und Nationalität, iſt wohl nie in früherer Zeit ſo allgemein proklamiert worden. Das Rote Kreuz.

Die Geſellſchaft des Roten Kreuzes iſt ein idealer Keimling. ... Wie Tacitus von den erſten Chriſten, damaligen Juden, ſagte, das erſte für ſie ſei, das Vaterland abzulegen, ſo muß es auch die Geſellſchaft des Roten Kreuzes. ... Die Spitäler und Ambulanzen desſelben müſſen wirklich international ſein, ohne Vorliebe den Ver-

wundeten und Kranken aller Nationen dienen, ein wissenschaftlich-medizinischer Orden müßte es werden, zu dem der Beitritt durch Gelübde erfolgte.

Opportunismus. Der utilitarische Opportunismus kann schwerlich bei einer Mehrzahl denselben Inhalt haben. Was dem einen vorteilhaft scheint, oder in seinem Gesichtskreis opportun, muß wegen des Individualismus von Interesse und Horizont einem andern anders erscheinen.

Autorität. Was die Menschen bedürfen, ist nicht sowohl die Freiheit ihres widerspruchsvollen Beliebens, als eine entscheidende, von aller eigenen Neigung freie und klar verständliche Autorität.

Menschenwürde. Gelesen von Blum: Joh. Jakob Sievers. Da wird über das Auftreten des gewesenen Günstlings der Kaiserin Katharina II., des Grafen Gregor Orloff, berichtet. Um diesen noch immer mächtigen, asiatisch verschwenderischen Mann, drängte man sich in Höflingskünsten. Er besaß das Rittergut Lode. Man erschien bei ihm in Lodischer Bauerntracht und setzte sich zur Tafel nach den Buchstaben, die man auf der Brust trug, so daß Gregor Orloff zusammengestellt zu lesen war. Er beschenkte mit Tausenden.

Wie hat die französische Revolution die Denkweise der christlichen Kulturwelt umgestaltet! Das Gefühl der Menschenwürde darf nicht, öffentlich wenigstens, so vergessen werden, um sich einem ganz unthätigen Menschen, der nur durch die Fähigkeit, die Kaiserin nach ihrem Geschmack einige Jahre zu liebkosen, Bedeutung gehabt hatte, in Sklaventracht darzubieten. Die Nacken sind steifer geworden, die höfische Unterwürfigkeit ist verächtlich geworden, die Wahrhaftigkeit gewachsen. — Aber die absolute Monarchie ist nicht in ihr früheres Ansehen wieder aufzurichten, oder aufrecht zu halten.

Maxime. Aergert man sich, dann sollte man in der Regel drei Tage vergehen lassen, ehe man reagiert.

Der Mythus der Erinnyen knüpft an die Mücken an.

Wen die täglichen Begebenheiten nur insoweit beschäftigen, als neue Maximen daraus hergeleitet werden können, der muß zuletzt knapp werden in seinen Bemerkungen. Die lebendige Schilderung geht aus der Lust an dem Einzelfall hervor; — ihr ist die Verallgemeinerung ein tödlicher Abstraktionsprozeß; — ein Abbalgen des Vogels. Verallgemeinerung.

Heute geht ein kleiner Aufsatz von mir über „Waldgrundsteuer" an unsern Oekonomiesekretär. Ich habe darin kurz alle meine Gedanken über die Sache, und in der einfachsten Form ausgedrückt; für den Aufmerksamen, denke ich, gar nicht mißverständlich. Aber je geschlossener eine Gedankenfolge ist, um so weniger gestattet sie ein Abschweifen der Aufmerksamkeit. Wiederholungen, um sich wieder zurecht zu finden, fehlen, und wer aus dem Eisenbahnzuge ausgestiegen, kann nur den Rauch in der Ferne noch einige Zeit verfolgen; — die Reise macht er nicht mit. Knappheit.

Zu konzentrierter Geist wird gar nicht, oder langsam von den Menschen aufgenommen.

Was ist aus dem Mädchen geworden, von dem ich als Braut sagte: so freundlich wie ihre Augen, leuchtet den Menschen kein Stern vom Himmel! Vergänglichkeit.

Stückwerk ist das Leben, aber das Geschreibsel noch viel mehr.

Ist man einander entrückt, finde ich, daß nach meiner Erfahrung die Freundschaft immer abmagert, doch aber schneller, wenn sie nicht durch Geschreibsel gefüttert wird.

Meine Tochter fordert mich auf, meine jugendlichen Tage zu beschreiben. Warum habe ich keine Freude an einer Aufgabe, mit der so viele sich vergnügt haben? Das Leben ist kein Kunstwerk, und nur durch die Beimischung von Dichtung kann man es dazu machen. Fast allen Episoden meines Lebens, finde ich, haften Verstöße, mißliche Wendungen an. Wo könnte ich Beziehungen finden, die sich auf der Leben und Kunst.

idealen Höhe gehalten hätten, ohne Mißton, die ich erſehnte? Die Zukunft, ſelbſt im höheren Alter, wird von der Hoffnung idealiſiert, — die Vergangenheit aber nur von ſelbſtgefälligen Illuſionen!

Erinnerung. Tſchernyſcheff berichtete mir über ſeine Petſchorareiſe und brachte mir eine Reihe landſchaftlicher Photographien, darunter auch eine von einem alten Mann mit zwei Söhnen, der viel davon zu erzählen gehabt hat, daß er vor 47 Jahren mein Führer geweſen. Ich habe ihn vergeſſen, — er aber mich nicht; denn wo ſo wenig geſchieht, bleibt das Andenken.

Dauer. Zuweilen wird es uns wohl dunkel vor den Augen, wenn wir in die Zukunft unſres Landes und der Länder Europas blicken. Aber es gibt immer noch Quellen, an denen man ſich erfriſchen kann. Wir ſtudieren Sterne und Inſekten. Intellektuelle Freuden dauern lange. Aber auch das Herz dauert lange. Da aber gebe ich die Palme den Frauen. So rein und treu zu lieben, wie ſie, können das die Männer?

Warum hat mich die Wiſſenſchaft nicht ganz vergeſſen*), der ich beſcheidene Beiträge geliefert habe, und dann in Abgeſchiedenheit und vollſtändiger Zurückgezogenheit von dem aktiven Dienſt für die Wiſſenſchaft faſt ein Menſchenalter verbracht habe? — Sie wiſſen, daß ich die ganze paradoxe Meinung hege, daß das weibliche Herz treu iſt. Aber endlich muß es doch ſterben. Inſofern iſt die Wiſſenſchaft doch noch treuer. Wer ihr ein brauchbares Steinchen geliefert hat, den ſtreicht ſie nie mehr ganz aus ihrem Gedächtnis. Wer aber für den Wohlſtand der Menſchen Verdienſte hat und für die Politik insbeſondere, der muß auf Undank rechnen bei den Lebenden und auf gegenſätzliche Ungerechtigkeit bei der Nachwelt. Bismarck, den wird man nie vergeſſen, — aber wie man ihn nach hundert Jahren beurteilen wird, das hängt von unberechenbaren Folgen ab. Deutſchland hat durch ihn für zwei Nachbarn die Harmloſigkeit verloren.

---

*) Nach der Feier ſeines 50jährigen Schriftſtellerjubiläums geſchrieben.

Mannigfaltige geiſtige Intereſſen ſind zuweilen in ſchwierigen Lebensmomenten gleich vielerlei Strauchwerk, daran man ſich halten kann, um den Abgrund nicht hinunterzurollen. Geiſtige Intereſſen.

Geiſtige Beſchäftigung hört nie auf die Tage zu verklären.

Liebe iſt ein großes Wort, aber Freundlichkeit kann man ſich immer abgewinnen. Wohlwollen.

Wärmeſtrahlen müſſen zurückgeworfen werden, ſonſt wirken ſie erkältend. Gegenliebe.

... Eine ſelige Erinnerung, daß man ſo viel Liebe gefunden hat; nicht aus Eigenliebe gedenkt man deſſen, ſondern aus Dankbarkeit, denn man hat es ja nicht verdient. Verdienſt und Liebe haben kein rechtes Verhältnis zu einander; von verdienter Liebe zu ſprechen, iſt es nicht ſo, als ſpräche man von wohlriechender Muſik? Verdienſt und Liebe.

Thränen ſind ein beſſerer Kitt als Lachen. Der ganzen Welt ihre Glückſeligkeit zu zeigen, trillert die Lerche ihr Jubellied hoch in den Lüften; leidet oder ſtirbt ſie, verbirgt ſie ſich, wo man ſie ſchwer oder gar nicht findet. Seine Traurigkeit, — ſehr verſchieden von Verdrießlichkeit, die man allein hinunterſchlucken ſollte, — zu teilen, halte ich für ein Zeichen herzlicher Zuneigung. Thränen.

Wie anders iſt doch die ernſte Form des ſemitiſchen Geiſtes als die ſpielendere der Hellenen! Aber auch dieſe Formen können ſich ergänzen. Die Liebe iſt langmütig und freundlich, ſagt Paulus, — und Sokrates empfiehlt, den Grazien zu opfern. — Ja, das ſollen wir armen Menſchenkinder unter allen Umſtänden ausüben; in der Jugend ſind anmutige, harmloſe Tändeleien am Platz; — aber auch der Ernſt des Alters und der ſtrengen Lehren kann und ſoll ſo ſanft und gefällig ſein als möglich. Anmut.

Liebe. Die Liebe auf Erden bedarf einer beſtändigen Hoffnung auf Neugeſtaltung um rechtes Leben zu haben.

Die Empfindungen den Großkindern gegenüber ſind andre, als den Kindern gegenüber, vielleicht freier und zarter, vielleicht auch wegen des den Leidenſchaften meiſt entrückten Alters, ungeſtörter ſympathiſch.

Freundſchaft. Die Freundſchaft gehört auch zu den ungleich verteilten Gütern dieſer Welt.

Freunde habe ich treu befunden und auch Freundinnen viel beſtändigerer Art, als man nach den Urteilen in der Litteratur über das wankelmütige Weib vorausſetzen könnte, denn das Weib iſt treu und nicht falſcher Art, wenigſtens nicht in der Freundſchaft, ſo müßte ich nach meinen Wahrnehmungen und Beziehungen, von unſrer ſeligen hohen Frau auf dem ruſſiſchen Kaiſerthron herab bis auf die gute Hausmagd die mich bedient, urteilen.

Das weibliche Herz. Das weibliche Herz liebt vollſtändiger und treuer, dazu hat es die Natur in höherem Grade beſtimmt. Die Mutter ſoll lieben, der Vater beſchützen und verſorgen.

Königin Eliſabeth. . . . Ideen aufzunehmen und mitzuteilen macht Vergnügen und dauernderes. Da iſt der Umgang mit Damen gleichfalls Bedürfnis. Die Männer wollen ernſte Geſchäftsmänner ſein, und wo das Geld anfängt, hört nicht nur die Gemütlichkeit auf, — es hört die Freude an dem Austauſch, an der Vermehrung der Ideen auf. Da habe ich jüngſt einen ſchönen Beleg von der Königin Eliſabeth von Rumänien erhalten. Selbſt wohnt ſie in der Poeſie! Gott hat ihr dieſen Trieb gegeben, und aus ihr ſtrömt es unaufhaltſam, zuweilen zu frei natürlich, — die Feile könnte einzelne kleine Verſtöße entfernen, aber die Natur iſt doch ſchön, und viel Künſtelei würde daran nur verderben. Sie ließ mir einen Cyklus von bezaubernd anmutigen Gedichten, handſchriftlich aufgezeichnet, zukommen unter dem Titel: „Geſchichte einer Dichtertraumſeele.“ Schon der Titel erinnert an Ideen, die ich ihr, als ſie noch eine Prinzeß von Wied war, in Karlsbad mitgeteilt

hatte. Ich erörterte damals, ob zur Erklärung der Ordnung in unſeren Traumbildern, die von der ſelbſtbewußten Seele nicht ausgeht, die Annahme einer beſonderen Traumſeele nicht dienlich ſein könnte. Nun deuten die Gedichte mit unbeſtimmten Umriſſen von reizender Zartheit an, was die Seele der Königin durchlebt hat. Erſt iſt es ein Naturkind, aber es klingt der nie zu befriedigende Drang als ein unbeſtimmtes Weh durch. Es kommt die Trauer wegen des ſterbenden Bruders, eines verklärten Schmerzenskindes, zum Ausdruck und im weiteren Verlaufe der Schmerz über den Tod des Vaters und andrer. Zu ſeiner Zeit erwacht wohl im jungfräulichen Herzen die Liebe zu einem herrlichen Manne, — und ſie wird gebrochen und geſchweigt. Dann kommt die glückliche ordnungsmäßige Verlobung, — endlich das Mutterglück über ein Töchterchen und der Mutterſchmerz über den Verluſt dieſes einzigen Kindes; kurz und lyriſch, einfach und wahr. Dazwiſchen ſteht ein Auszug mit proſaiſchen Aufzeichnungen, mit dem Eingang: „Graf Keyſerling ſagt“. Zwei Ideen, die ich vor zwanzig Jahren geäußert — und natürlich vergeſſen, werden mir vorgeführt:

1. „Ein Weib muß einmal geliebt haben, ohne glücklich zu werden, dann erſt wird es eine gute Frau.“
2. „Das Leben des Weibes hat vier Phaſen: bis 10½ Jahr harmloſe Fröhlichkeit, — dann unbegrenzte Hoffnungen, — dann Entſagung, — endlich das Dienen.“ — Dazu ſchreibt die Königin: — das rechte Dienen findet die Frau erſt in der Ehe.

Wo wird nun jemals ein Mann meine flüchtig ausgeſprochenen Gedanken mit dieſer Treue bewahrt haben!

Gewiſſe Frauen erinnern an Himmelskörper, deren Annäherung Störung in die regelrechten Bahnen bringt.

Frauen gibt es, die tüchtig und freundlich ſind, doch nicht ſympathiſch. Es fehlt ihnen der zarte Schein, der auch in die bloße Unterhaltung zwiſchen Mann und Weib etwas Liebkoſendes bringt.

Die Frauenliebe iſt doch ein reiner Trieb; wie wenig bedeutet darin die Sinnlichkeit und wie falſch iſt die Anſicht der Männer, daß ſie darauf zu reduzieren ſei. Aus dem Boden der Sinnlichkeit mag

immerhin die Liebe entſtehen, aber weit über alle Sinnlichkeit erhaben, verklärt ſie das Leben bis ans Ende, und je reiner ſie iſt, um ſo dauernder.

Dieſe Aufzeichnungen mögen in einem Nachruf meines Vaters an den Aſtronomen Profeſſor Mädler (ſiehe Deutſche Revue Auguſt 1888, S. 152) ihr Ende erreichen, laſſen ſich doch die Schlußworte dieſes Nachrufes in vollſtem Maße auch auf ihn ſelbſt anwenden.

„Was er (Mädler) für den Ausbau der Wiſſenſchaft gethan, wird fortleben, ſolange die menſchliche Wiſſenſchaft lebt, in reinerem Glanze zum Teil, als unter den Zeitgenoſſen; was er als Meiſter einer klaren, feſſelnden Darſtellung geleiſtet, wird Tauſenden in der Zukunft Stunden erhebender Betrachtung zuführen, wie es geſchehen in der Vergangenheit. Aber die liebenswürdige Perſönlichkeit des vortrefflichen Mannes, die dem Gewöhnlichen des Alltagslebens entrückte Geſinnung, die überall zu dem Unvergänglichen den Blick erhob, die müſſen wir auf Erden wiederzufinden nicht mehr hoffen! Iſt das Leben auch ein langes geweſen und das Wirken ein reiches, in gewiſſer Beziehung ein vollendetes, wie wenig vermag es doch den unbegrenzten Reichtum einer Menſchenſeele zu erſchöpfen.“